RUST

ROMAN VON
KURT GEUCKE

Rust

die Geschichte eines Lebens

Von

Kurt Geucke

Mainz 1911 · Bei Jos. Scholz

Dem Andenken Johann
Cesar Goddefroys

Kapitelübersicht

Erstes Buch

Aufstieg und Fahrten

Zweites Buch

Rusthafen

Rust

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Goethe.

Erstes Buch

Aufstieg und Fahrten

Erstes Kapitel.

Der Steiger vom David-Richtschacht.

Meine Eltern haben ihn gekannt, als er noch barfuß ging und in den Forsten seiner Heimat auf das Wildzeug streifte. Was im Zwielicht auf Räuberfüßen schlich: Marder, Iltis, Fuchs und wilde Katze, das alles waren seine Freunde nicht. Der Nester aber und der Vögel im Walde und aller Kreatur in ihrer Schwäche und Hilflosigkeit nahm er sich an, wo er konnte. Schon damals als Knabe bewies er jenen mutigen Sinn für Kampf und Gerechtigkeit, der in dieser Stärke etwas Seltenes war in seinen Jahren, und der, wie bei ihm zum Starrsinn, zum ungebändigten Trotz gesteigert, einem Menschen leicht zum Verderben erwachsen kann. So zeigte sich auch schon früh in seinem Charakter dieser auffallende Zug zur Sonderung von seinesgleichen. Selten traf man ihn im fröhlichen Gewimmel. Aber wer je einmal in den Wäldern drüben in Dickicht und Dämmer sich verloren, der konnt ihm wohl begegnen. Bei Nacht und Nebelluft, in Mittagsglut, bei Wettersturm — kurzum zu allen Zeiten, wo keine Schulbank auf sein Behagen drückte. Auf jungfräulichem, ungeteuftem Lande, droben in der Bergfreiheit unter dem Frühlingsjauchzen der einsamen Hirten, unterm Blöken und Herbstgeläut der heimtreibenden Schafherden ist seine Jugend groß und stark geworden.

Seine Mutter hatte er schon an dem Tage verloren, da er zur Welt kam; sein erster Atemzug

war der Mutter letzter Seufzer geworden. So wußte er nicht mehr von ihr als nur das Wenige, das ihm in seltenen Stunden sein Vater erzählte. Das erste große Ereignis seines Lebens, das den Knaben traf und erschütterte bis in die Fugen hinein, geschah damals, als man ihm den Vater zerschmettert aus dem Schachte trug. Ein Opfer seines Berufes und der menschlichen Leichtfertigkeit. Denn das Unglück wäre zu vermeiden gewesen, wenn nicht die Zechenverwaltung Sicherheitsmaßnahmen, die unbedingt notwendig waren, für das Werk so sehr wie für die Belegschaft, aus einer falschen Sparsamkeit unterlassen hätte. Damals, als er so den Vater vor sich liegen sah — stumm — starr — hingestreckt —, da regte sich in dem Jungen zum ersten Male ein Gefühl, das ihm sagte, es gehe doch nicht recht auf dieser Welt zu! In dem jungen Herzen keimte über Nacht eine heimliche Begierde auf und er, der eigentlich immer nur ein mäßiger Schüler gewesen und seinen Kopf mit Gedanken über das Leben wohl noch kaum einmal beschwert hatte, sann an jenem Tage über das Wort des Pfarrers nach: „Die Rache ist mein, spricht der Herr!"

Jahre seit diesem Ereignis waren hingegangen. Jahre und was sie alles mit sich bringen, hatten den Knaben zum Jüngling, den Jüngling zum Manne gereift. Als ich ihn um jene Herbstnachtgleiche wiedersah, war er ein Mann in den dreißiger Jahren bereits. Witwer eines geliebten Weibes, das er blutjung gefreit hatte. Seit ihrem Abschied

vom Leben war er noch verschlossener geworden. Noch steht er vor mir, wie er an jenem Abend aus seinem Häuschen trat und mit einem Blick auf die niedere Tür zurück, die sein Letztes, Liebstes barg, hinausschritt in die rauchatmende Nacht, die, purpurn und schwer, lang hinlag auf den feurigen Säulen der brennenden Hochöfen.

Die Nacht war feucht, war kühl. Wie eine regendurchrauschte Novembernacht mit schweren, lässigen Wolkenbrüsten, und es war doch kaum Herbstbeginn. Über die kahlen Haldenstürze strich septemberlich der Wind und fuhr ums Huthaus auf der Hochhalde. Sprang wie ein Füllen am Göpel um den schwarzen Förderturm, daß Haspel und Rundbaum ächzten, und fuhr hinaus in das Land der hundert Feuer. — Michel Mattheis drückte den grauen Schachthut in die Stirn herab, seufzte tief und lauschte einen Augenblick der Windsweise. Wie die das Stöhnen einer wunden Menschenbrust übertönte, so wurde sie selbst überbrüllt und überdonnert von den tausend Riesenstimmen des Werkes, der Nachbarzechen und aller Gruben der Ferne auf Meilenweite. Von allen Seiten her rollte, grollte, zischte, gischtete, tönte, dröhnte es — rundherum. Ein wahrer Hexensabbat. Die unsichtbaren Höllengebläse aller dieser Lungen arbeiteten, keuchten, fauchten, als gelt' es heute nacht den kalten Mond zu schmelzen, der hoch über diesem seltsamen Walde aus lauter flammenspeienden Schloten hinter Wolkenfetzen die letzte Schicht wechselte.

Michel Mattheisens Schritte stockten. Fünfhundert

Lachter unter seinem Herzen hockte der rote Tod. Fünfhundert Lachter unter diesem kleinen Pochwerk seines Lebens, das er in der wehen Tiefe seiner Brust hämmern fühlte, kämpfte vielleicht im Augenblick sein einziger Sohn, sein Stolz und sein alles, den letzten, den schwersten Kampf, und mit ihm, zusammengepfercht wie eine Herde von Schlachttieren, noch vierhundert atmende Menschen. Väter und Söhne, Brüder und Getreue — sie alle lebendig begraben! Vor einer Stunde erst war es geschehen, das unfaßbar, unausdenkbar Gräßliche! Und jetzt auf einen einzigen Augenblick war er nach seinem Häuschen geeilt, das die Schreckenskunde noch nicht erreicht hatte. Denn noch hielten sie das Unglück geheim da oben, noch hofften sie, wenn keine Rettung mehr war bei Menschenhand und dem Herrn Hüttenraiter — so hohnlachte Mattheis, die Faust im Kittel geballt, — vielleicht auf ein Wunder Gottes oder des alttestamentlichen Schutzpatrons vom David-Richtschacht. — Nun hatte ers hinter sich. Hatte noch einmal das Köstliche, das ihm geblieben war, sein letztes Kleinod, ans stürmende Herz gedrückt, und nun ging es hinaus, als sei es für immer, denn er wußte nicht, ob er wiederkehren werde. „Bleib", hatte er seinem Kinde gesagt, und nun folgte ihm noch lange ein zitternd feuchter Blick aus warmen Mädchenaugen nach, bis daß er ganz verschwunden war.

Sein Weg führte an den Koksöfen vorbei durch ein kleines, schmales Tal zwischen Lavabergen und

Schlackenhügeln, deren einige mit Grasnarbe gedeckt waren, während die andern, jüngeren Halden nackt und schwarz lagen. Als er aus dem Hohlwege heraustrat, blieb er wiederum stehen und lauschte in die Nacht hinaus. Der Fall der Eisenhämmer prallte auf die schwarze Erde, daß sie schütterte in ihren Grundfesten. Ein Tos, ein Teufelsgetöse, zu dem das Stampfen der Hütten- und Pochwerke den höllischen Grund- und Unterbaß trommelte. Horch! Was aber war das für ein Ton?! Windsgeheul? Nein, das war der kreischende Schrei der Wut, der sich gegen den Menschen-verschlingenden Moloch erhob, jenes rauchstoßende Ungeheuer, das hier aus hundert feurigen Mäulern Blutströme und Schwefel spie. Das war der Schrei nach Sonne von den Kärchern und Kümmerlingen, der heraufzukommen schien, gellend, wie aus verborgenen Zechen! Oh, wie ihm das wohlerklang! Rache war auch sein Gedanke, sein einziger Gedanke Vergeltung! Vergeltung dem verbrecherischen Gleichmut des Geizes!

Seit der alte Bergherr zur letzten Schicht verfahren, war manches anders geworden auf dem Werke. Eine kalte Rechenseele vom grünen Tische, der Hüttenraiter, ein Kerl und Bergschänder, besaß das Ohr des neuen Herrn. Ihm und ihm allein mußte Mattheis die Schuld geben, daß seine Warnung nicht befolgt worden war. Das Werk war wetternötig, das mußte ein Kind begreifen. Dem ungeheuren Aufschwung des Betriebes in den letzten zehn Jahren konnten die veralteten Ein-

richtungen nicht mehr genügen. Dreihundert Tonnen Tagesförderung an Kohle verdarben die Grubenluft wohl mehr als die achtzig, neunzig Tönnchen der Zeit vor zwanzig Jahren, da er sein erstes Gedinge schloß. Schon damals, als die Zeche Schwarzenberg zu Bruche ging und fast hundert Menschen dabei um ihr Leben kamen, erhob sich ein Berggeschrei im Lande um das Abteufen von besonderen Wetterschächten. Das Unglück aber ward vergessen und das Gelärm verhallte, und als Jahre später mit der Erschließung des Güte-Gottes-Ganges neue Reichtümer dem Bergherrn angebrochen wurden, da ward das alte Versprechen aus irgendeiner Rumpelkammer wieder hervorgekramt und eine Besserung der Wetterlosung in Sicht gestellt. Nun waren wiederum acht Jahre hingegangen, ohne daß das Wort wäre eingelöst worden. Erst vor wenigen Tagen noch hatte Mattheis als Vertrauensmann der Belegschaft dem Bergmeister über die Not der Wetterführung, die Gefährdung von Menschenleben und Grube eindringliche Vorstellungen gemacht, aber der Raiter natürlich wußt es und verstand es besser! Ihm hatte das ein Biedermann gesagt, Hennjes, der Gänghäuer*), Mattheisens Mitwerber um den freigewordenen Posten des Obersteigers. Was der freilich sagte, wog. War es doch schon durchgesickert von oben, daß er dem Mattheis den Rang abgelaufen. Dieser Windhund, der es in den Füßen hatte, und der seine Bissen im Laufen schnappte!

*) Gänghäuer: Aufseher über die Häuer.

Warum konnte der nicht da unten liegen? Warum mußt es, mit all den anderen allen, der Besten einer sein?! Oh! oh!...

So bohrten, schürften, wühlten in den heißen Gängen seines Hirns unablässig die Gedanken. Ruhlos, ruhelos! Wie verwundert blickte er auf, als er im Gewimmer des Bergglöckchens seinen Namen hörte. „Der Mattheis kommt, der Mattheis!" so scholl es ihm entgegen wie ein Verkündigungsruf der erwachenden Hoffnung aus dem Herzen von Hunderten. Das Glöckchen verstummte.

„Ja, Brüder, könnt ich euch helfen!" kam es schwer von seiner Seele. „Ist was beschlossen worden? Wird etwas getan?"

„Rauch stößt aus dem Schachte, keiner getraut sich hinein", scholl es zurück.

„Wo ist der Fahrtmeister?"

„Da kommt er schon, mit dem Schichtmeister und dem Hutmann zusammen!"

„Fahrtmeister, 's gilt eine Mannesfahrt! — Wollt Ihr mir, Karst, eine ledige Schicht verschreiben?"

Alle drei, ohne ein Wort zu sagen, sahen sie ihn an. Dann schritten sie zusammen nach dem Förderturm, gefolgt von der Menge.

„Hutmann, folgt mir ein gutes Gezäh*) aus." — Er rückte sich das Bergleder und den Kittel zurecht und entzündete im Wetterkästchen an seinem Gurte das Grubenlicht.

Bim-bam gab das Glockenzeichen: die Förder-

*) Gezäh: bergmännischer Ausdruck für Handwerkszeug.

schale schwebte herauf, wie getragen von leichten Rauchwölkchen, und legte an die Hängebank*). Die Fahrung stand.

„Ganz langsam, Meister, ganz langsam", sagte Mattheis und trat, indem er mit der Hand über seinen schwarzen Vollbart strich, an den Schachtkranz heran. „Hutmann, gebt eine Tute mit, denn was hilft mir im Korb das Klopfgestänge**)!" Er nahm das Horn und betrat die Schale, ein eisernes Gittergestell, das mit einem starken Schutzdache gedeckt war.

Bim-bam gab das Glockenzeichen. Und der eiserne Käfig sank ab in die schwarze Tiefe.

Ein Schauer überrieselte Mattheis. Ein Gefühl überkam ihn, das er nie bisher gekannt hatte. Zwanzig Jahre war er nun schon angefahren, aber immer war es in der Gemeinsamkeit mit Brüdern geschehen und mitatmenden Menschen. Heut aber fuhr er alleine, allein in einem Reiche, von dem der Tod Besitz ergriffen hatte, und er wußte nicht, wohin es ging. Ins Ungewisse, ins Grenzenlose, vielleicht ins Ewige! — Zum ersten Male in seinem Leben fühlte er unter seinen Füßen die klafternde Ungeheuerlichkeit dieser Tiefe, von der ihn doch nur ein Blättchen dünnes Blech trennte, noch keine Fingerbreite dick: die Grenze zwischen Leben und Tod! Fünfhundert Lachter und fünfzig unter ihm lag erst der Sumpf des Schachtes. Bräche jetzt

*) Hängebank: Schachtmündung.

**) Klopfgestänge: Stangenleitung im Förderschacht, um Signale zu geben.

das Förderseil über seinem Eisengebauer, so würde er einen Sturz tun, der siebenmal tiefer ginge als die Turmhöhe des Kölner Domes. Kein lumpiger Beinbruch fürwahr, ein Fall, wie ihn nur Könige tun! Er mußte plötzlich lachen, daß es widerhallte wie aus Klüften der Hölle. Wer hörte ihn hier? Er lauschte hinauf, er horchte hinunter — nichts regte sich. Nur das Rauschen der Tagewässer im Rotschönberger Stollen, den er eben durchsunken hatte, rauschte geheimnisvoll noch über ihm und spülte in seine Seele, leise, leise, wie ein fernes Lied aus der Jugendzeit. Immer tiefer sank die Schale, immer tiefer. Schon hatte er die erste, die zweite und dritte Gezeugstrecke*) durchfahren, die immer je hundert Lachter untereinander lagen. Vor jeder Sohle horchte er auf das Schnarchen der Wasserlosung, ob auch das Hebewerk für die Aufgewältigung der Grubenwässer noch im Gange sei. Alles schien beim Rechten zu sein. Schon näherte er sich der fünften Strecke, dem letzten Gestock über der Teufe, als die Luft so dick und übel wurde, daß sie kaum noch atembar war. Der Rauch legte sich schwer auf seine Brust und beizte ihm das Augenwasser heraus.

Ein säuerlicher Geruch biß ihm scharf in die Nase. Hupp! Da gab es einen Ruck! Die Schale hatte den Schachtstoß gestreift und schwankte**). Durch die

*) Gezeug: Wasserhebungsmaschine. Gezeugstrecke, soviel wie Sohle: eine Strecke unter dem Stolln, von welcher die zufallenden Wässer heraufgehoben werden müssen.

**) Schachtstoß: Wand des Schachtes.

jähe Hemmung schlug das Förderseil sein Ende auf das Dach des Kastens auf, daß es polterte wie Schollen auf einem Sarge, nur tausendfältig schrecklicher zu hören und ins Furchtbare gesteigert von dem rollenden, hohlhallenden Echo aus Klüften und Schlünden.

Mattheis nahm die Blende hoch und leuchtete durch das Gitter. Die Schachtwand über und unter ihm zeigte eine Verdrückung. Zwischen drei Gevieren der Zimmerung waren die Bolzenschrote gebrochen wie Stroh und Rohr, und das Joch hatte sich verschoben. Hier also hatte zweifellos aus der Tiefe herauf eine Entladung gewirkt und er sank jetzt in die Zone der schlagenden Wetter ab! . . .

Nun auf zu Tage! Aber kaum, daß er noch Zeit gehabt, die letzte Kraft seiner Lunge in das Horn zu stoßen, als plötzlich in seinem Wetterkasten das Grubenlicht erlosch. Die Nacht des Grabes war um ihn. Das Verlöschen der Berglampe war das untrügliche Zeichen für die Gegenwart von matten Schwaden, den Vorboten der fürchterlichen Brandwetter: des Roten Todes. Wäre nicht die Fahrung auf „langsam" gestellt gewesen, hätte der Bruch des Einbaus an dieser Stelle die Abwärtsbewegung der Förderschale nicht noch mehr verlangsamt, er wär in den aufwärtssteigenden Nachschwaden unfehlbar dem grauen Blick begegnet. Dem Antlitz des Todes!

Einen Augenblick schien er in seiner Schale unbeweglich zu schweben zwischen den Finsternissen.

Dann fühlte er, wie die Bewegung der Seilfahrt rückläufig wurde und ihn empor zutage trug.

Der erste Gruß von oben, der sein Auge traf, kam von anderen Welten. Es war der Sternenschein der Nacht, die sich geklärt hatte, und die mit ihrem milden Dämmer die Bergstube erfüllte. An sein Ohr aber schlug betäubend ein Getöse, als tobe Meeresbrandung wider die alte Erde. Uferlos.

Verwünschungen, Flüche stiegen zum Himmel auf, und Menschenjammer, unsagbar. „Gebt uns unsere Väter wieder, gebt uns unsre Brüder und Söhne wieder, gebt uns Brot, Brot, Brot, ihr Mörder ... Mörder!"

Mattheisens Erscheinen und Gruß „Glück auf, liebe Brüder!" wirkte auf die erregte Masse, die das Berggebäude umwogte, fast wundertätig beruhigend. Alles ließ ab von den Unseligen, die dieses Unglück mitverschuldet hatten, alles drängte zu Mattheis hin und bestürmte ihn mit Fragen. Auch Hennjes kam zuletzt und beglückwünschte ihn zu seiner Wiederkehr. Er sprach sein Bedauern aus, daß ihm Mattheis eigentlich zuvorgekommen sei, und bat um Nachsicht, daß er, als künftiger Obersteiger, die Führung der Rettungsarbeiten jetzt selbst übernehmen werde. Die Herren der Leitung hätten soeben den Beschluß gefaßt, zur Beruhigung der Leute unter seiner Führung anzufahren und wenn möglich zur Unglücksstätte vorzudringen. Er fügte die Frage an, ob der Schacht auch fahrbar sei.

In Mattheisens Auge zuckte ein Schein. „Fahr-

bar...?" wiederholte er und dehnte das Wort so lang, als wollte er damit etwas verwickeln. Kurz und trocken dann: „Nun, man sieht mich wohl!" Damit ließ er ihn stehen. —

Die Frage des Hennjes hatte Mattheisen wie ein kalter Schlag getroffen, hatte in ihm blitzartig Gründe der Seele aufgerissen, in die noch niemals ein Schauer seines Bewußtseins hinabgesunken war. Er fühlte bis ins Mark hinunter das Entsetzliche, das plötzlich von ihm Besitz ergriff, er fühlte bluthaft und körperlich förmlich den Gedanken, als kröche er in sein Hirn hinein und nistete eine Höhle in sein Leben! „Fahrbar! Fahrbar!" klang es unaufhörlich in den Aufruhr seiner Seele wie ein Gelächter der Hölle. „Recht soll ihnen werden und mir die Rache! Die Schuldigen und der Schleicher! Die Mörder meines Sohnes, sie alle, alle zusammen, sie alle! Und meine Rache ist Schweigen — nichts als Schweigen..."

Henjes hatte das seltsame Flirren in seines Nebenbuhlers Blicke wohl bemerkt, und als sein Auge niederglitt an ihm, war ihm nicht entgangen, daß Mattheisens Grubenlicht nicht mehr brannte. Er entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Als die Herren kamen, war der Gängsteiger nicht mit ihnen. Der Hüttenraiter hüstelte etwas verlegen, als er an Mattheis die Bitte richtete, für Hennjes, der eben wieder einen Anfall seines alten Herzübels bestehe, die Führung zu übernehmen.

Mattheis stand wie betäubt und starrte die Herren abwechselnd an, daß sie gar nicht wußten, was

sie davon halten sollten. Dann aber raffte er sich und faßte einen Entschluß. Die Gefahr bestehe unvermindert fort, erklärte er, und so werde er unter allen Umständen die Fahrt allein antreten. Er wolle es nochmals versuchen, zu den Verunglückten vorzudringen. Er allein. Ein leises flüchtiges Lächeln kam in seine Züge, als er noch bekräftigte, man solle das Kind aus dem Brunnen nicht, den Kopf voran, mit den Zähnen holen, wenn es vielleicht schon eine Hand verrichten könne. Niemand widersprach ihm, denn im Grunde genommen war jeder recht froh über sein Erbieten. Gegen die Vorstellung der Herren, wenigstens einen Begleiter mitzunehmen, hatte Mattheis, wo es sich um Hunderte von Menschenleben handelte, schließlich kein weiteres Bedenken. — Drei meldeten sich unaufgefordert. Darunter ein junger Lehrhäuer, der Mattheisens Herzen näher stand als all die anderen, die hier herandrängten. „Bleib, mein Sohn," flüsterte Mattheis ihm zu, „ich weiß nicht, ob ich wiederkomme, und wer dann in mein Häuschen — etwas —" er brach ab und wandte sich zum Hutmann, daß er ihm Licht reiche.

Der junge Rasmus aber ließ es sich nicht nehmen, und so fuhren die beiden miteinander. Schon an der dritten Gezeugstrecke ließen sie die Schale halten und stiegen heraus. Ihr Ziel war die Teufe der fünften Sohle, denn von dort war keiner wiedergekommen. Die Belegschaft der oberen Strecken hatte noch rechtzeitig Schacht und Fahrung gewonnen; einige, die sich frei von Schwindel fühlten,

waren auch mit der Kunst ausgefahren, die sonst nur selten noch gebraucht wurde. Mattheis hatte anfangs geschwankt, an welcher Sohle er anfahren sollte: von der vierten aus hätte er es ja um ein hundert Lachter in die Saigerteufe*) näher gehabt, aber er sagte sich schließlich, es sei, wenn auch nicht wahrscheinlich, doch immerhin möglich, daß sich Menschen in die oberen Baue gerettet haben könnten. Auch glaubte er nach seinen Erfahrungen die vierte Strecke von den aufsteigenden Wettern zunächst mehr gefährdet als die dritte Sohle, auf der er sich jetzt befand. So lag ihm auch viel näher die Annahme, daß die von der ersten Entladung nicht Getroffenen eher noch tiefer hinabgegangen wären.

Am Füllort und auf der Hauptstrecke des Geschosses, die sie eine Weile entlang hielten, bis sie zur Wasserkunst in die Radstube gelangten, war nichts Verdächtiges zu bemerken. Gezimmer und Dächerung zeigten sich unversehrt, und in den Pferdeställen fanden sie noch alle Tiere lebend. Das Werk aber war inzwischen still geworden, nur weil ihm die Nahrung ausgegangen war. „Wir müssen das Gezeug im Schnarchen halten, damit wir nicht unten versaufen im Bau," brummte Mattheis und schlug frisches Wasser auf das Rad, daß die langen Mooszotten an den Schaufeln trieften. Dann schritten sie, beim Scheine ihrer Lichterchen, weiter ins Dunkle hinein. Ab und zu noch von einer Fledermaus begleitet, die mit ungewissem Fluge über ihren Köpfen dahinstrich.

*) Saigerteufe: senkrecht fallende Tiefe.

Sie gelangten durch ein Gewirr unzähliger Gänge, Schläge, Stollen und Treppen, meist durch Felsgestein, manchmal auch durch die schiere, schwarze Kohle geschlagen, immer tiefer hinab und schließlich kamen sie an einen Schacht, dessen ziemlich schrägfallendes Gesenke unmittelbar zur nächsten Sohle führte. Es war ein sogenannter Bremsberg, der nur für Förderung bestimmt war, bei seiner nicht besonders steilen Neigung aber — hier im Notfalle — wohl auch einmal von Menschen konnte befahren werden. Sie zögerten nicht lange und beschlossen das Wagnis zu unternehmen. Mattheis war der erste. Mit beiden Händen ergriff er die Seilführung, während er die Füße gegen den Felsen stemmte Rasmus folgte ihm. So ging es in die Tiefe hinab. Nach etwa drittelstündiger Kletterung fanden ihre Füße Grund, sie hatten die Sohle erreicht.

Sofort bemerkten sie den Wetterwechsel. Hier war die Luft nicht mehr gut. Einen Augenblick horchten sie und hielten den Atem an, ob sich etwas regen würde ... Nichts. Die Totenstille eines Grabes. Nur ganz von oben, wie aus weiter Ferne her, vernahmen sie noch das Rauschen der Aufschlagwässer, die sie selbst soeben von den Schützen auf das große Schaufelrad der Wasserhebung geschlagen hatten.

Wieder ging es durch Gänge und Schläge. Eben hatten sie einen alten verlassenen Hoffnungsbau*) durchfahren, der schon seit undenklichen

*) Hoffnungsbau: der nur erst in der Hoffnung auf Funde getrieben wird.

Jahren tot*) geschrieben war, als die Luft jäh und merklich sich verschlechterte. Nicht allein, daß sie dies am Geruch wahrnahmen: schlimmer und die höchste Gefahr verkündend war das Zeichen, daß die Flammen ihrer Lichter urplötzlich sich vergrößerten. Ohne Besinnen und wie sie verabredet hatten, warfen sie sich platt auf die Erde nieder und löschten die Blenden aus. Nun lagen sie da, wie in der Nacht einer ägyptischen Grabkammer, in pechschwarze Finsternis gebettet. Zwar waren ihre Lampen mit Davys Drahtnetz gegen Schlagwetter gesichert gewesen, aber eine einzige Masche, die durch Druck oder Stoß verbogen war, hätte genügt, den schlüpfenden Tod hereinzulassen. Jetzt mußten sie wie Ratten auf allen Vieren wandern, damit sie in den Schwaden, die über ihren Köpfen hinzogen, nicht noch erstickten. So auf dem Bauche rutschend, mit Händen tappend, tastend, bewegten sie sich vorwärts. „Halt dich hart an mir," flüsterte Mattheis, als fürchte er, den roten Verderber zu reizen. „Es sind Spalten und Klüfte hier, die nicht überrüstet sind!"

Über *eine* Spalte, wo sich der Bau schluchtartig zu verengen schien, war nur ein schmales Brett gelegt, schwank und schlüpfrig. Hier mußten sie hinüberkriechen: Mattheis voran, Rasmus, von seiner Hand gezogen, hinter ihm. Da wurde dem Zweiten schlecht zuwege. Wie er so mitten über dem Abgrund hing, und sein Auge hinunterbohrte in das Urdunkle, da war es ihm, als hebe sich

*) tot geschrieben: aufgegeben.

vom Grund der Finsternis das graue Gesicht der Ewigkeit herauf, und er fühlte den Anhauch des Todes. Giftige Nebel stiegen aus der Tiefe herauf und betäubten ihn, daß sein Körper schwach wurde und die Fahrt verlor. Hätte ihn jetzt nicht eine starke Hand festgehalten und mit einer Kraft von fast übermenschlicher Gewalt emporgezogen, er wäre hinabgerollt in die ewige Teufe. So war es nur das Brett, das von den Füßen des schweren Körpers verschoben, hinunterdonnerte in die Tiefe. Mattheis zählte die Tropfen der Zeit, bis es still ward da unten. Er kam bis dreihundertundzweiunddreißig! ... War es in Wirklichkeit oder war es nur in seiner rasenden Einbildung —? Gleichviel: die Minuten, die er gezählt hatte, waren ihm vergangen wie dreihundertunddreißig Jahre. Er fühlte, sein Haar war weiß geworden. Nun wußte er, die Kluft unter der Spalte war grundlos wie der Acheron. Sie war ein Bruchtrichter und war von einem alten Schachte untersunken, von dem noch keiner von ihnen je gehört hatte. Sie befanden sich also in einem Teile der Grube, der ihnen völlig fremd war...

Ein lähmender Schrecken preßte dem Retter seines Begleiters die Luft aus der Lunge heraus. Sie wußten nicht mehr, wo sie sich befanden, ob es noch das Reich der Lebendigen war oder schon der Toten. Denn sollten sie in der Finsternis in einen Sack geraten sein, so waren sie rettungslos abgeschlossen von der Welt der Atmenden. Sie konnten nicht mehr zurück, das war ihnen gewiß — wohl

ihnen, wenn sie weiter konnten, hinein in das Ungewisse!...

Und sie mußten weiter, mußten es wenigstens versuchen, mit Aufbietung aller Sehnen und Willenskraft. Hier also hatten sie die Durchbruchsstelle der Wetter! Mattheis löste seine Bergtasche vom Rücken und benetzte des Gefährten Angesicht mit Essig und frischem Wasser. Gab ihm auch zu trinken davon, so daß er sich bald erholte.

Als sie etwa hundert Ellen wiederum gekrochen waren, wagte er sich aufzurichten, und sieh, die Luft war frisch! Sonach hatten sie bei jener Spalte die Wetterscheide überfahren und konnten nunmehr auch die Wetterströmung bestimmen. Jetzt durften sie unbedenklich ihre Lampen wieder anzünden. Sie entnahmen der Tasche den mitgebrachten Magnetschlüssel und gaben sich das Licht wieder. Ein Blick auf den Bergkompaß zeigte ihnen, daß sie sich in einem Mitternachtsgang*) befanden; es mußten also die Wetter in der Mittagslinie streichen. Als sie ein Stück zurückgingen, bis zur Nähe der Spalte wieder, sahen sie, daß sich das Gewölbe darüber zu einer natürlichen Berghöhle erweiterte, in der sich die Schwaden zu verfangen schienen.

Jetzt hatten sie keine Wahl mehr, und der Weg war ihnen gewiesen. Sie schienen sich in jener verlassenen Region zu befinden, die sie noch niemals zwar betreten, von der sie aber schon hatten erzählen hören, und so wagten sie sich denn auf gut Glück

*) Mitternachtsgang: der von Süd nach Norden streicht.

in die Mitternachtsgänge tiefer hinein. Durch einen abzweigenden, doch in gleicher Richtung streichenden Nebengang kamen sie hinter kleineren Abbauen in einen Querschlag ein und gelangten schließlich in das Irrgekämmer eines alten verfallenen Stockwerksbaues*), wo vor vielen, vielen Jahren und Jahrhunderten einmal auf Erze war getrieben worden. Hier ging die Sage von einer vergessenen und verlorenen Kristallhöhle, darin ungeheure Schätze verschlossen sollten sein. Etwas Wahres mußte wohl dem Gerücht zugrunde liegen. Funkelnde Nester und Nieren, Strahlbänder und blitzende Drusen schimmerten, flimmerten, wo man blickte.

So war auch Mattheisens Seele durchnestert, aber diese Stufen und Gesteine, die da bedrückten, die leuchteten nicht!

Sie setzten sich, einen Augenblick zu rasten.

„Horch!" sagte Rasmus, „hörst du nichts, Mattheis?"

Sie lauschten mit verhaltenem Atem.

Tief, tief unter ihnen hörten sie ein Wasser verfallen, das nie mehr zutage kam.

„So sein Gewissen und seiner Seele Schuld verlieren!" stöhnte Mattheis schwer. Da fühlte er die warme Hand des Getreuen auf seine Schulter sich legen: „Was hast du? Was hast du? Was ist mit dir?"

„Laß sein, Rasmus."

„Kommt, Mattheis, wir wollen das Glück versuchen!" Damit nahm Rasmus sein Gezäh und

*) Stockwerksbau: unregelmäßiger Abbau in Stockwerken.

schlug die Haue in die Mächtigkeit hinein, daß es widerhallte in den Schallhöhlen der Tiefe und splitternd wilder Strahl zur Erde sprühte. „So hineinschlagen oben in das Genester dieser Krummhälsersippe —", und er holte noch einmal aus, daß die Funken stiebten.

„Wir wollen fort von hier," sprach Mattheis, „meine Mutung, Rasmus, geht auf andere Funde!"

Sie erhoben sich. Wohin nun weiter? Ohne Kompaß und Stundenkreis hätten sie aus den verwickelten Gängen dieses verwünschten Baues wohl nicht so bald mehr herausgefunden.

Aufwärts und abwärts, kreuz und quer, bald gehend, bald rutschend, bald kriechend, bald kletternd, gelangten sie schließlich an einen Teich, der wie ein Wasser der Vergessenheit die Tiefe einer geräumigen Höhle erfüllte ... schwarz und unergründlich. Am Rande lag ein ganz alter Kahn, der schon halb vermorscht war. Sie bestiegen ihn aber und ruderten hinüber. Am anderen Ufer ging ein Stollen aus, in den sie hineinfuhren. Er war mit Ziegeln ausgemauert, aber so niedrig gewölbt, daß sie sich in ihrem Charonsnachen nicht aufrecht setzen und das Ruder nur in liegender Stellung gebrauchen konnten. Und das ging so etwa zweitausend Lachter lang. Nach fünfviertelstündiger Fahrt erst erreichten sie einen Abbau, an dessen eigenartiger Vertonnung*) sie erkannten, daß sie sich wieder in einer menschenbefahrenen Gegend be-

*) Vertonnung: die Auskleidung eines Förderschachtes usw. mit Holz.

fanden. Schon nach wenigen Augenblicken konnten sie anlegen: sie fühlten wieder festen Boden unter den Füßen und traten in einen Raum ein, wo sie zu ihrer größten Überraschung die Wahrnehmung machten, daß sie sich im Kreise bewegt hatten. Sie standen — nur um hundert Klafter tiefer — fast genau an dem Punkte der Mittagslinie, von dem aus sie ihre Wanderung angetreten hatten. Über und unter ihnen gähnte der Schacht. Nicht der Hauptschacht für die Seilfahrung und Förderung, sondern das Nebentrumm*) für die Kunst, die noch im Gange war, und die sie jetzt, nach der fünften Sohle hinunter, benutzen wollten.

Die Fahrkunst im David-Richtschachte war damals noch eine eintrümmige nach der alten Harzer Art. Sie bestand aus einem mächtigen Schachtgestänge von immer je zwei gefährtig**) stehenden Bäumen, die zwischen festen Bühnen in Wassergezeugen hingen. Mit dem Gange des Gezeuges hob und senkte sich auch das Gestänge abwechselnd auf und nieder im Schacht. Wenn der eine Baum zur nächstoberen Bühne einen Ruck hochgezogen wurde, so sank der Nebenbaum um ebensoviel hinunter zur tieferen Bühne. Der kurze Augenblick nun, wo die Bewegung rückläufig wurde und das Gestänge stillstand, mußte immer wahrgenommen werden, um von dem einen Schachtbaume auf den anderen hinüberzutreten und so allmählich, wie man gerade wollte, tiefer oder höher zu kommen.

*) Trumm: Schachtabteilung.

**) gefährtig: parallel, gleichlaufend.

Wer einen der Handgriffe oder Tritte verfehlte, die in den entsprechenden Abständen an dem Gestänge angebracht waren, und deren von der Bergnässe schlüpfrige Sicherheit nicht immer Vertrauen erweckte, der konnte leicht die Fahrt verlieren und hinunter in den Schacht stürzen, der ihn von allen Seiten umdrohte. Mattheis aber war schwindelfrei. Seine Hand faßte fest die wettermorsche Klammer, die ihm Halt geben sollte, und sein Fuß hatte kaum den schmalen Tritt gefunden, als ihn auch schon der erste Hub um einige Klafter hinabförderte. Schnell trat er auf den Gegenbaum über, der eben rückläufig wurde und ihn wiederum — während der erstere Baum nunmehr nach oben ging — um eine klafternde Hublänge zum nächsten Tritte tiefer trug. So kam er, mitten im Schachte auf Hölzern gehend, die nicht größer waren, als gerade seine Füße bedeckten, nach und nach hundert Klafter in die Tiefe hinab. Als er einmal aufschaute, sah er hoch über sich ein gelbes Sternchen flimmern, so winzig wie ein weltenfernes Himmelsgestirn. Es war das Grubenlicht von Rasmus, der einige Male den Augenblick der Rückbewegung versäumt hatte und nun so weit zurückgeblieben war. Nach einer Zeit, die tatsächlich vielleicht kaum eine Viertelstunde betrug, die in der Wirklichkeit ihres Empfindens aber die Gefahren dieses Weges um Unendlichkeiten länger dehnte, hatten beide Männer endlich die fünfte Sohle erreicht.

Hier oder wenig tiefer mußten die Verschütteten gefunden werden. Die Luft war wieder

atembar, nur daß hier unten eine furchtbare Hitze drückte.

Sie achteten auf alle Wetterlutten und Wettertüren, damit der Zug der Wetter richtig abgeblendet und geführt werde. In der Nähe eines blinden Schachtes, der zwischen den beiden Tiefsohlen in einen Mittenbau durchfuhr, stießen sie auf einen zertrümmerten Hund. Nun konnte die Unheilstätte nicht mehr fernab liegen. Entlang den Rieselröhren, die immer mehr verbogen, immer mehr zersplissen lagen, ging die Richtung der Gewalt. Dicht bei einem alten Verhau, der wieder mit Bergen*) versetzt und hinterfüttert war, traten sie in einen Strossenbau**) ein, der ein Bild der entsetzlichsten Verwüstung bot. Gebälk und Werk aus Grund und Boden gesetzt, die Fördergefähre ineinander, übereinander, vertürmt und verfahren, die Querschläge verschüttet und selbst die Felsenwände auseinandergespalten und zerrissen, als wären sie schwimmendes Gebirge gewesen! Ein Anblick der letzten Zerrüttung, grauenhaft!

Zwischen Geblöck und Geklüfte gähnte ihnen ein Schlund entgegen, aus dem noch leichte, fast unsichtbare Wölkchen stiegen. Hier wohl war die Höhle des Roten Todes! Sein Wappen flammte rot und fahlblau in schwarzem, unergründlichem Felde. Und hier, hinter einer weißglühenden Türe, lag auch sein Tanzgemach! Als sie die Tür, eine eiserne

*) Berge: unhaltiges Gestein.

**) Strossenbau: treppenartiger Abbau, von oben nach unten getrieben.

Wetterblende, mit ihrem Gezäh öffneten, bot sich ihnen das Höllenfest eines brennenden Berges dar. In Kammern und Klüften brandete ein Flammenmeer und tanzte die Weise des Todes. Wolkenwülste von rotdurchfeuertem Qualm wälzten sich an den Firsten entlang von einem Bau in den anderen hinein und suchten einen Ausgang, den sie nicht finden konnten. In verlorenen Gängen, die durch Querschläge mit Gefährtengängen verbunden, doch alle feuerfest verblendet waren, jagte die rote Wut ihre Ohnmacht und fraß sich selber.

Die beiden Männer stießen die glühende Tür in ihr Schloß zurück und wendeten sich zu einem Durchschlag hin, wo sie das Entsetzen anrühren sollte ... Da, in einem Wetterkessel, lag was — sah wie ein menschlicher Körper aus — das Angesicht, wie im Krampf, in die Erde gewühlt ... ihr Fuß hatte an einen Leichnam getroffen, das erste Opfer des Todes!

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Mattheis wieder aufstand und sein Grubenlicht in den Gürtel hing und die Sprache wieder zurückfand, da war sie von einer seltsamen Ruhe.

„Bin ich nicht ein Fundgrübner, der Glück hat?" sagte er. „Siehe — es ist mein Sohn! — — — „Lieber Junge, du, deiner Mutter Ebenbild, ich weiß einen Gesellenbau für uns beide und will uns eine Stätte erbbereiten, daraus uns kein Schleicher treibt! — Glaub mir, Rasmus, sie ist bauwürdig!"

Der Angerufene, erschüttert bis in die Fugen des Lebens hinein, konnte nur stammeln: „Noch bist

du nicht einsam auf Erden!" — Er setzte sich nieder auf einen zertrümmerten Laufkarren; er konnte nicht weiter, er sah in seiner Einbildung hunderte schwarzgedunsener Leichen, die Leiber zu Knäueln ineinanderverschlungen und die sturen Häupter mit gequollenen, lebensgierig herausgetriebenen Augen ... Entsetzen schüttelte ihn, und ein Zittern durchlief seinen Körper. Mattheis aber, der den Leichnam auf einen Schleppwagen gebettet hatte, war unerbittlich und sagte nur noch das eine Wort: „Komm!"

Wiederum ging es Treppen hoch und Treppen nieder, Leitern hinauf, Leitern herunter, Strecken hin und Strecken her, ohne daß ihnen begegnet wäre, was sie suchten. Von Menschen, lebenden weder noch gewesenen, keine Spur zu finden!

„Doch — Rasmus — was ist das?!" ...

Durch einen langen, langen Gang herunter, der in eine Felsenkammer fuhr, hörten sie ein unendlich feines Stimmchen, das fast wie das Zirpen eines Vögleins klang. Und, gütiger Himmel, wahrhaftig, als der Hall ihrer Schritte in das Gewölbe hineinschlug, da hub ein Vöglein in seiner Freude wirklich zu singen an! Der erste Lebenslaut in der Gruft des Todes! ... In einem kleinen Holzkäfig ein blindes Rotkehlchen war es, das schon in hundertundfünfzig Wochen hier seine Weise gesungen hatte, und hatte doch nicht mehr das Licht der Sonne gesehen. Es war der kleine Kamerad eines Althäuers, der es als seiner Tage Freude vor drei Jahren einmal miteingefahren hatte. Ein singendes, kleines Seelchen, fünfhundert Klafter unter der

Erde, und bergblind geworden. Fröhlich aber, wenn es Menschen vernahm. In diesen Irrgewinden und Gekämmern der Verlassenheit eines Wesens Herzkämmerchen, darin die Liebe sang und das Leben tickte. So irdisch-unterirdisch, wie alle Lust und Schmerzen sind. Und dieses Tierchen, das nur ein Hauch des Lebens war, hatte der große Würger Tod vergessen hier! Oder hatte er es auch nicht gefunden? ...

Hier war es, wo Mattheis sein Angesicht in Händen barg.

Sie waren wieder auf der Wanderung, als sie in einen tiefstreichenden Stollen gelangten, der der Dichter- oder Kortumsgang heißt, und der, rechtfallend unter der Sohle, auf eine Nachbargrube richtet, die Zeche Nina.

In diesem Gange wurde das Dürsten ihrer Seelen gestillt. Was keine Heinzenkunst hätte löschen können, das tat hier ein Menschenlaut. Ihr Ohr sog ihn ein und schlürfte ihn wie betrunken vor Freude. Sie eilten, als trügen sie geflügelte Winde. Aber Schall und Widerhall mußten sie getäuscht haben: der Ton war weiterhin zu Haus. Sie fanden ihn, wo sie ihn nicht vermutet hatten, in der tiefsten Teufe der Grube. In einer Grotte, die ihnen wie der Kessel der Hölle erschien. Von den Försten sinterte Sickerwasser und tropfte jeden Tropfen der rinnenden Zeit auf die nackten, glühenden Leiber der Verschütteten herab. Sekunden um Sekunden, Minuten um Minuten, Ewigkeit um Ewigkeiten. Die Unglücklichen, die in dumpfem

Brüten hier lagen, hatten das Gefühl für die Zeit verloren, denn jeder Blick, der ihre Verzweiflung ansah, währte für sie die Unendlichkeit. Sie wußten nicht, ob sie in Tages- oder Nachtschicht lagen, und wie Süchtige nach dem wechselnden Monde, harrten sie nur und hofften auf die letzte, große Wechselstunde, die sie von ihrer Qual erlösen werde. In der dumpfen Erwartung des Todes erkannten sie auch nicht, daß jene, die gekommen, ihre Retter waren. Und sie lebten alle ... bis auf Mattheisens Sohn!

— — — — — — — — — — — —

Es war ein Begängnis, wie es das schwarze Land noch nicht gesehen hatte. Von allen Zechen rund herum waren die Bergvölker zusammengeströmt. Achttausend Menschen, Männer, Frauen, Kinder, folgten dem Sarge dieses jungen Mannes: eine Ehrung, die dem Vater galt und wie sie kaum einem Könige noch geworden. Hinter dem Wagen schritten Mattheis und, Hand in Hand verschlungen, ein junges Gesellenpaar fürs Leben. —

Das letzte ist schnell erzählt. Anderen Tages wurde Mattheis in das Berghaus gerufen. Hier, vor versammelter Belegschaft, ward ihm seine Erhebung zum Obersteiger eröffnet.

Mattheis antwortete rauh und schlicht: „Was ich getan, hab ich aus Pflicht getan und aus Liebe zu meinem Sohne. Für den späten Gnadengroschen muß ich leider Dank sagen, ich brauche ihn nicht mehr. Euer Lob aber verdien ich nicht um euch, da müßt ihr euch bei Hennjes bedanken, daß der das

Herzklopfen bekam! Das hat mich rückisch gemacht. Denn meine Rache — wär euer Tod gewesen!" ...

Es war, als wiche die Atemluft aus dem Saale hinaus und es liefe darin ein Zittern hindurch, lautlos wie die Unruh in einem tickenden Uhrgehäuse. — So hatte Mattheis seine Selbstanklage hinausgesprochen vor allen, so stand er überragend über die Schadenfreude seiner Widersacher und über die eigene Schuld der Seele. Er schritt hinaus, unbehelligt von allen, und keiner hat ihn wieder gesehen.

Zweites Kapitel.

In den Hochöfen.

Viele Thränen flossen in die Herbst- und Winterwässer um den Verschwundenen. Tagelang, wochenlang haben sie gesucht nach ihm durch den ganzen Zechengrund, aber nichts von ihm ist gefunden worden, auch seine Überreste nicht. Viele Thränen flossen in die Herbst- und Winterwässer, bis es wieder Frühling ward und Lerchengesang um das stille Häuschen draußen vor den Linden. — Wir aber haben jetzt Abschied zu nehmen von dem Schmerz, der dort zurückblieb, und haben Michel Mattheis in ein neues Leben zu begleiten, das er sich aufgerichtet hat.

Nach der Nacht, die jenem Tage folgte, fand ihn die grauende Morgenstunde in einer einsamen Gegend zwischen Halden, die um einen alten verlassenen Schacht herumliegen, der jetzt zugedeckt ist.

Abergläubischem Volke gilt die Stätte noch heute als nicht geheuer. Nach einer alten Überlieferung aber sollte dieser Schacht der verfallene Überrest eines uralten Römerbetriebes sein, der schon zu den Zeiten des Drusus hier umgegangen war. Wie dem auch sei, seine Tiefe reichte noch immer hin, um einen Schmerz das Vergessen zu lehren. Ein armes Steinchen, das Mattheis zwischen den Fugen der morschen Überrüstung mit dem Fuße hinabstieß, brauchte lange, bange Zeitspannen, bis daß es ruhig ward und nicht mehr sprang.

Wär doch solch ein Steinchen sein springendes Herz gewesen und läg auch so da unten, daß alles schon vorüber wäre, dachte Mattheis, indem ihm die Hand nach der Brust fuhr. Als wollt er reißen an ihr und das pulsende Kleinod des Lebens, dieses Lust und Leid der Welt bergende, packen und pressen, bis daß es ganz stille werde. Was war seine Schuld?! Gewiß keine Schlechtigkeit seines Wesens und Charakters, gewiß nicht der Ausdruck einer übel trachtenden Seele, überhaupt keine Tat. Eigentlich ja nur eine Gedankenschuld. Aber dieser Gedanke war so furchtbar gewesen, so namenlos entsetzlich, daß ihn Mattheis in seiner Seele brennen fühlte wie einen Schmerzenspfeil, der eben aus der Glut des Schmiedefeuers kam und gefrischt wurde in seinem Blute. „Die Rache ist mein, spricht der Herr!" Dieses Wort des alten Pfarrers, das ihn schon einmal bewegt hatte in seinen Knabentagen, damals als ihm in den Wettern des David-Richtschachtes der Vater

umkam: jetzt stand es wieder vor ihm und beugte seine Stärke wie den Nacken eines schwachen Kindes herab. Er wollte sühnen. Er wollte seine Seele in einem Stahlbad der Schmerzen reinigen. Und selbst der Tod des Sohnes war ihm nicht genug der Buße. Der Tod des Sohnes nicht, der doch der Hort seines Lebens gewesen und dessen Ende er als eine Vergeltung des Schicksals empfunden und auf sich genommen hatte! Lange kämpfte Mattheis in seinem Herzen den Kampf des Lebens mit dem Tode. Sollte er aller Qual ein Ende bereiten? Ein Sprung in das schwarze Geheimnis hinab, das aller Rätsel letztes barg — dann wars vorbei. Schon bückte er sich, schob und hob schon den Balken hoch, an dem sein Fuß gerüttelt hatte, als etwas Seltsames geschah. Als vor sein inneres Auge, gleichsam wie aus der Tiefe herauf, ein Angesicht trat, vielleicht nur in einer bloßen Vorstellung, vielleicht aber auch in einer Sinnestäuschung, die ihren Grund in der Überreizung seiner Seele fand. Ein Bild, das nur wie ein Hauch erschien und verschleiert war wie vom Duft der Erde. Und dieses Bildnis, dessen zarte Linie er nicht fassen konnte, trug die wohlvertrauten Züge seiner Frühgeliebten, in aller Holdseligkeit ihrer jungen Jahre. Aber nicht sie selber wars, die Vielbeweinte, Längstverblichene, sondern ihrer beider Tochter Bild, seines letzten Kindes, in dem sie ihm wiedererstanden war. Und da deuchte ihm wie in einem lebhaften Traume, als bewege die Erscheinung mädchenhaft den Mund

zu ihm und riefe: „Bleib Vater, bleibe bei deinem Kinde!"

„Ja, Martha!" rang sich ihm ein Stammeln aus tiefer, doch erleichterter Brust: „Bist du nicht auch mein Kind? Ja, Martha, ich werde für dich leben, und die Losung meines Lebens soll Sühne und Arbeit sein!"

Verächtlich stieß sein Fuß wider die verwitterte Schwelle des Todes, dann wandte er sich ab, sah der aufgehenden Sonne ins Gesicht und schritt hinein in den leuchtenden Morgen.

Um Wochen später wars, als vom tannenragenden Nordhang des oberen Harzes ein letzter Wanderer mit der Abenddämmerung hinabstieg in die Thäler, die sich zwischen Zellerfeld und Goslar breiten. Goslar, der alten Kaiserpfalz. Aus wilden, sturmdurchfegten Revieren kam sein Weg, wo der Windbruch liegt und Verhack gestürzter Riesenfichten die Stege undurchdringlich macht. Glücklich lag sie hinter ihm, jene Region der Verwüstung, wo der Fall ganzer Waldgeschlechter von Wodans wilden Jagden raunt, wo in den wurzelverschlungenen Kesseln der Eber schnaubt und der rote Hahn seltsam durch die Wipfel braust. Nun atmete er wieder hoch und hurtigte seine Schritte, daß sie wälderwärts ihm vorausshallten zum Thale hinab. Unten im Gosengrunde, in einer Waldherberge machte er seine Rast für heute.

Um die rauchgebeizten Tannentische der geräumigen Schenkstube kumpanierte bei Bier und Brannt-

wein allerhand Volk des Landes. Berg- und Hüttenleute, Erdbrenner, Köhler, Fuhrknechte, Holzschläger und was sich alles da aus Gebirg und Niederung derb zusammenfand. Kaum daß noch ein übrig Plätzchen in der Schankecke für Michel Mattheis blieb, denn dieser war der letzte Gast, der hier eintrat. Lustig drinnen gings her. „Trink Bescheid, Bruder, oder die Wolfsotter mag dich beißen!“

„Glück auf! Man sieht wohl, hier geht der Bergbau um!“

„Glück auf, Gesell,“ kams zurück, „bist auch vom Bau?“

„Ich bins, Brüder, und wetternötig geworden. Könnt ihr einen frischen Mann gebrauchen?“

„Ei, wollt Ihr in den Rammelsberg?“

„Hab einen Kameraden im Berg, noch von der Schule her. Kennt ihr den Brennewald?“

„Was giebt es in die Bruderlade? Unser Wettersteiger! Haust hier im Thal unten!“

„Beim Stollenloch, an der Südseite des Bergs“, ergänzte der Nachbar zur Rechten: „wo der Röschgraben ausbeißt.“

Mattheis hatte den Bescheid, den er brauchte. Bald hiernach begab er sich zur Ruhe und genoß seit langem zum ersten Male wieder in einem ordentlichen Bett eines stärkenden Schlafes. Mit Anbruch des Tages, als vom hohen Gipfel herab das Glöcklein zur Frühschicht in die Thäler erklang, da teilte er schon mit rüstigen Schritten das wogende Nebelmeer der Höhe. An Erz- und Silberhütten ging sein Weg vorbei, denn beides gab der Berg:

das weltbezwingende Eisenerz und das menschenzwingende Edelerz. Als er eine Viertelstunde wiederum geschritten war, tauchte schon das Zechengebäude aus den Nebeln hoch, und bald klopfte Mattheisens Rechte an das Tor des Huthauses an, wo er nach dem Wettersteiger verlangte.

Das war eine Freude des Wiedersehens! Brennewald, dieser echte Sohn der Harzer Erde, treu, wurzelhaft und lauter wie das klar gewachsene Kristall seiner Berge, konnte sich kaum genug tun in der Fürsorge um den alten Jugendfreund. Nur das eine schmerzte ihn, daß er ihm von vornherein nicht gar viel Hoffnung geben konnte auf eine dauernde Anstellung hier. Denn die wenigen besseren Posten, die für Mattheis in Frage kamen, befanden sich alle in bewährten Händen, ohne daß eine Aussicht auf Wechsel bestand. Immerhin fand hier Mattheis für das erste eine Unterkunft, die ihn wenigstens vor der Notdurft schützte. Auch hatte Brennewald einen gar nicht übeln Gedanken für die Zukunft. Weit unten im Zechenrevier des Ruhrbeckens zu St. Antoni und Gutehoffnungshütte bei Sterkerade war ein entfernter Vetter von ihm als Werkmeister angestellt. Vielleicht konnte der Mann behilflich sein, in dem Riesenbetrieb dieser Anlage einen geeigneten Platz für Mattheis ausfindig zu machen. Brennewald schrieb dem Vetter ohne Zögern und legte ihm seine Bitte, so warm als ihm das in Worten möglich war, ans Herz. Nicht gar lange blieb die Antwort aus: Mattheis solle nur kommen; für einen tüchtigen Mann sei in seinem Werke immer Platz.

Wenn auch dieser Brief eine gute Nachricht für Mattheis brachte, so legte sich das Blatt doch wie ein schweres Eisen in seine Hand. In den wenigen Wochen, die er in den alten Gängen des Rammelsberges nun angefahren war, hatte doch schon sein ganzes Wesen, das sich unter diesem trotzig treuen Menschenschlage wohlbefand, neue Wurzeln getrieben. An einem späten Novembertage nahm er Abschied von allen, die er hier liebgewonnen, weil deren Herzen gleich dem seinen waren: hart und milde, wie das Edelerz unter ihren Füßen.

Die Gute Hoffnungshütte mit dem alten Schwesterwerk Sankt Antoni, das schon im siebenjährigen Kriege Lütticher Wallonen angelegt hatten, war zur Zeit unsrer Begebenheit bereits einer der größten Betriebe im ganzen rheinländisch-westfälischen Feuergebiet. Nicht weniger als 900 000 Zentner rohes Eisen wurden jährlich aus den elf großen Hochöfen gewonnen, die Tag und Nacht ihre Flammengarben zum Himmel schickten, ein feuriges Wahrzeichen der deutschen Hand.

Dieser Teil der Anlage, die sogenannten „Elföfen", bildete aber schon damals nur erst die eine Hauptabteilung des Werkes, worin das Eisen unmittelbar aus den Erzen bereitet wurde. Das Roheisen durch Verhüttung in den Hochöfen, und das Schmiedeeisen im Hüttenbetrieb mit Rennfeuern.

Nun bestand außerdem und besteht noch viel großartiger heutiges Tags ein Bruderbetrieb, worin

nur Schmiedeeisen und Stahl erzeugt wird. Aber nicht erster Hand aus den Erzen, wie in den Schachtöfen und Rennfeuern, sondern aus dem dort schon hergestellten, gereinigten Roheisen. Ganze Geschwader rauchender Schornsteine drängen sich in diesem Hochrevier. Hier glüht die Luppe in den Puddel- und Flammöfen, hier leuchten die Herdfrischen, lodern die Schweißfeuer, hier raucht das stahlgewaltige Bessemerhaus und die Siemens-Martinhütte, hier qualmen die Schlote der Eisenhämmer, stößt das große, mächtige Walzwerk seinen Dampfatem in Tag und Nacht hinaus. Vereinigt, verwickelt und ausgebaut das alles zu einem menschenwimmelnden Höllenstock, aus dem beständig Feuersäulen schießen und der Donner der erschütterten Natur an die Festen des Himmels dröhnt. Und darüber — gleichsam wie ewig und undurchdringlich — eine Rauchwolke gelagert, in die hinein die Flammenadern schlagen. Fiebernd in allen Farben. Hier blitzgrün oder bläulich, dort glut- und gültigrot, blutbrennend und orangen, bis hinein in das satte, satanische Schwefelgelb der Farbe der Verdammnis. Michel Mattheis aber sah den feuertreufenden Segen dieser Wolke. Ganz überwältigt war er, als er zum ersten Male diesen Riesenbetrieb überschaute. Diesen schwarzen, ungeheueren Leib, von einem Netze blitzender Bänder umspannt, auf denen unaufhörlich die schwerbeladenen Hüttenzüge rollten, die ihm die Nahrung schleppten: Kohlen- und Erzspeise.

Hochofen Nummer Acht wars, wo Mattheis als

einfacher Hüttenmann seine Tätigkeit begann. Der Vetter des braven Brennewald, Hüttenmeister Hollenbusch, ein wohlmeinender Mann, der im Werk eines großen Ansehens genoß und als Betriebsführer der ganzen Hütte — wie man so sagt — die rechte Hand des Direktors war, mußte unsern Freund von der Pike an beginnen lassen. Denn war auch Mattheis ein tüchtiger Bergmann gewesen, so brachte er doch für seinen neuen Beruf verhältnismäßig nur bescheidene Kenntnisse mit und mußte, was ihm an der Schulung abging, nun, in täglicher Erfahrung, durch doppelten Fleiß zu ersetzen trachten.

An einem der ersten Tage im Dezember wars — der hartgebackne Schnee knirschte unter den Schuhen und helle Wintersonne durchbrach die braunen Schwaden des steigenden Hüttenrauchs — als Michel Mattheis im achten Ofen des Elferwerks seinen Dienst begann. Er traf es gut. Eben sollte der Ofen mit einer Ladung neuen Erzes frisch beschickt werden. Durch das weitgeöffnete Osttor des Werkes dampfte auf dem blanken Stahlband des Elfergleises ein von zwei Lokomotiven geschobener Hüttenzug langsam vor. Vierundvierzig Loren wurden an die Öfen heran von der Maschine abgestoßen, und ihre in eiserne Kipper umgestürzte Füllung mit Aufzügen auf die sogenannte Gichtbrücke befördert, die sämtliche Öfen verbindet. Mattheis und der Ofenmeister folgten hinauf. Der Ofen war schon vorgewärmt und die Türen zu der Gicht, das ist das Mundloch in den Feuerschacht, auf-

getan. Fast unglaublich sind die Mengen Erz und Kohlen, die so ein Hochofenmaul verschlucken kann. Gleich hundertzentnerweise wurden sie in den unersättlichen Schlund hinuntergestürzt: immer abwechselnd Erz- und Kohlengichten, Schicht auf Schicht gelagert, bis der Ofen voll war. Jetzt wurde unten der Gebläsewind angelassen, der aus der Winderhitzung kam, und mit ihm der Ofen angeblasen. Wie zweckmäßig war das alles eingerichtet! Nichts außer der Schlacke, die aber auch Verwendung findet, konnte bei dem ganzen Vorgang verloren gehen. Selbst die brennenden Gichtgase nicht, die oben entweichen wollten. Denn auch sie wurden in Röhren abgefangen und zu weiterer Verwendung für den Ofen wieder herabgeleitet. Sie speisten unten wirkende Knallgebläse, die wiederum den Ofen mit einem Dauerstrom gepreßter Heißluft versorgten, so daß ein vollkommen geschlossener Kreislauf entstand.

Es dauerte nicht lange, bis Mattheis den Betrieb des Hochofens und die Vorgänge dabei erfaßt hatte. Tiefer und tiefer im Ofen sank das schwere, niederschmelzende Erz und tropfte geläutert schließlich in die unterste Zone ab, während oberhalb die leichtere, aufschwimmende Schlacke, glühendflüssig, in die Trift abfloß. So wurden täglich hier von jedem einzelnen Ofen 70 Tonnen Roheisen erblasen.

An jenem Morgen ahnte es Mattheis noch nicht, daß auch er hier durch die Hochöfen des menschlichen Leidens wandern und noch weiterhin Läute-

rungen bestehen sollte, so schmerzlich, wie nur je ein Mensch ertragen mußte.

Auch sein nächster Vorgesetzter hatte ihn ganz freundlich aufgenommen und in seiner Beschäftigung eingehend unterwiesen. Schon am ersten Tage erkannte Mattheis, daß Hochofenmeister Duysing sein Fach verstand, und er freute sich seiner Tätigkeit unter einer so einsichtigen Leitung. Wenn Duysing zwar auch manchmal gegen seine Untergebenen strenger erschien als wie gegen sich selber, so hatte dies Mattheis doch weniger für seine Person zu fühlen, da er auf den Punkt genau seine Pflicht erfüllte. Ja mehr als das. Auch seine freien Stunden nützte er nach Möglichkeit. Bis in die tiefe Nacht hinein konnte er über Tabellen, Plänen, Karten, Büchern sitzen, um die Lücken seines Wissens auszufüllen und jetzt nachzuholen, was er in der Jugend leider versäumt hatte. So mehrte er den Besitz seines Geistes und kam vorwärts auch in seinem Können. Sein freundliches Wesen öffnete ihm aber auch alle Herzen, die mit ihm in Berührung kamen, trotzdem er eigentlich immer mehr für sich war; und so kam es, daß ihn bald alle vom Werk gern leiden mochten, und nicht allein die Männer nur.

Eines Abends einmal, als er unten an der Brust des Ofens mit dem Rengel hantierte und den im Herde gebildeten Ansatz abstieß, damit er nicht die Trift verstopfe, trat zu ihm der Ofenmeister heran. Der glühende Wiederschein der im Dunkeln wie ein Feuerband fließenden Schlackengasse fiel grell

und rot in Duysings scharfes Gesicht. „Ich bringe eine gute Nachricht", begann er, mitteilsamer als sonst. Erstaunt blickte Mattheis auf und hörte nun sein Lob erschallen, daß er ganz verlegen dabei wurde. Aus dem langen Gerede hörte er heraus, daß ihn Duysing dem Direktor empfohlen habe und daß er — auf des Ofenmeisters besondere Befürwortung hin — mit Beginn der neuen Woche in das Walzwerk übernommen werden solle, damit er auch in einem andern Teil des Werkes den Dienst kennen lerne. Sogar Duysings junge Frau, die, wie allabendlich um diese Zeit, ihrem Manne gerade das Vesperbrot gebracht und seine letzten Worte noch gehört hatte, schien über diesen Beweis der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens ihres Gatten einigermaßen verwundert zu sein. Denn, als Mattheis sich entfernt hatte, sagte sie und wurde ein wenig rot dabei: „Mann, bist du gar nicht gäl auf den?"

In der vierten Woche nach Mattheisens Versetzung ging es im Walzwerk eines Tages ungewöhnlich heiß her. Eine stählerne Riesenwelle für einen Ozeandampfer des Norddeutschen Lloyd — nach Stärke und Länge von Verhältnissen wie noch nicht zuvor — sollte ausgewalzt werden. Der in Weißglut flimmernde Stahlbaum war schon seit vierundzwanzig Stunden gehitzt worden. Er hatte schon einen Morgenbesuch dem Dampfhammer abgestattet, der sich mit einigen seiner Tausendzentnerschläge um Schliff und Form des Gesellen nach Kräften bereits verdient gemacht. Nun kam

er von einem zweiten Besuch aus den stählernen Händen des „Wassermanns". Das war eine Druckwasserpresse, die mit der hundertfachen Kraft des Dampfhammers, mit einem Hochdruck von hunderttausend Zentnern, den blockigen Burschen so völlig durchgewalkt und geknetet hatte, daß er vor Zorn und Druck lang wie ein Kirchturm und ganz trotzig eckig geworden war. Jetzt fehlte seiner Jugendglut nur noch die gleichmäßige Rundung, und die sollte ihm nunmehr die Dampfwalze geben.

Die beiden ersten Gänge unterm Hammer und der Schmiedepresse hatte der Hüttenmeister selbst geleitet. Den dritten Gang sollte in Vertretung des behinderten Walzmeisters Mattheis anführen.

Ein eiserner Stangenwald in den Faustklammern braungebrannter, nacktbrüstiger Männer senkte sich nieder und unterschob den Stahlbaum. Tausend Muskeln spannten sich und starrten. Tausend Muskeln, strotzend, biegsam, aber hart dabei wie der Schweißstahl in diesen Fäusten. Allein die von der Welle ausstrahlende Hitze war diesmal doch zu groß! Alles wich zurück. Auch der zuschauende Ofenmeister, der eben erst näher getreten war.

„Was, Kameraden!" sagte Mattheis. „Hat doch sogar der Hüttenmeister ausgehalten, der nicht alle Tage hier unten ist. Was einer gekonnt, das müssen wir alle können! Also — upp! Noch einmal, Kameraden!"

Abermals griffen sie an, und diesmal gings. Der Baum bewegte sich. Hob sich. Ganz langsam. Indessen fielen von den eisernen Armen eines

Drehkrans Ketten herab und umschlangen den Burschen, daß ihm von den blanken Lenden die Funken stoben. Jetzt schwebte er in der Luft, drehte sich ein wenig zur Seite und glitt langsam auf die Rollbahn nieder. Das sausende Schwungrad dröhnte. „Uh — upp! ... Uh — upp! ... Uh — upp!" ... da hatten sie ihn schon hoch und vorgeschoben! Die Walzen faßten. Zogen ihn, rank und lang wie er war, hinein in die blitzenden Kiefern.

Blank und lauter ging das Werk hervor. Mattheis, als er die helle Freude besah, sann einen Augenblick und sah im Geiste schon das stolze, meerbefahrende Schiff, für das die Welle bestimmt war, als ihn jemand freundlich auf die Schulter klopfte. Hollenbusch wars, der Hüttenmeister. Er sprach Mattheis seine Anerkennung über die heutige Leistung aus und eröffnete ihm, daß er abermals befördert worden sei. Am Montag morgen werde er als Untermeister in das Bessemerwerk übernommen werden. Mattheisens Dank zu wehren, fügte er ablenkend noch ein paar wohlmeinende Worte hinzu: „Wie wir diesen Burschen fertig gekriegt haben," sagte er lächelnd, „das ist unser Geheimnis und Hunderttausende unter Brüdern wert."

„Ja," erwiderte Mattheis, „mit der Erzspeise ist es eben auch nicht anders als wie mit unsrer Magenkost: die Zutaten erst, die Gewürze machen die Güte einer Mischung aus. Was haben wir aber auch herum gattiert, bis wir die richtige Möllerung gefunden haben!"

In diesem Augenblick bemerkte Mattheis, wie sich jemand, der, vom großen Schwungrad verdeckt, hinter ihnen gestanden, durch eine Seitenpforte der Halle entfernte. Er glaubte noch an Gang und Gestalt den Ofenmeister zu erkennen, ohne indessen dieser Wahrnehmung, die er schon im nächsten Augenblick wieder vergessen hatte, die mindeste Bedeutung beizulegen.

Am Sonntag morgen, als die Hütte still lag, ließ sich Mattheis mit Genehmigung der Leitung das Bessemerhaus aufschließen, um vor seiner Einführung am nächsten Tage die etwas vielfältige Einrichtung dieses Betriebs erst einmal bei Stillstand in aller Ruhe zu studieren und so wenigstens schon einen Überblick zu gewinnen. Nachdem er sich dies und das notiert, Verschiedenes auch in flüchtigen Linien aufgezeichnet hatte, übergab er die Schlüssel und ging in Gottes freie Natur hinaus, allen Hüttendunst von sich abzubaden.

Andern Tags in aller Frühe pochte es an die Tür von Meister Hollenbusch. Auf der Schwelle erschien die hagere Gestalt Duysings.

„Guten Morgen, Herr Hüttenmeister."

„Guten Morgen." ...

Unaufgefordert trat Duysing näher.

„Störe ich, Herr Hollenbusch?"

„Wenns nicht zu lange dauert — was giebts?"

„Eine pei—inliche Sache ... das Interesse des Werks kommt in Frage ... Ich wende mich zuerst an den Herrn Hüttenmeister, weil ich den

Direktor damit nicht eher behelligen möchte, als bis ich klare —"

„Zum Teufel, was ist denn los, Duysing?"

„Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch, ich möchte keinen grundlos verdächtigen, aber ich meine, es gilt hier volle Klarheit zu schaffen. Um — den neuen Mann handelt es sich, den Mattheis."

„Hat er seine Schuldigkeit nicht getan?"

„Oh, im Gegenteil, Herr Hüttenmeister! Das muß ihm wohl der Neid nachsagen: er ist ein tüchtiger Mensch, beinahe — zu tüchtig!"

„Was heißt das?"

„Herr Hollenbusch, ist Ihnen bekannt, wer Herrn Mattheis gestattet hat, gestern ganz allein die Bessemerhütte zu besuchen?"

„Na ich selber habs ihm erlaubt. Warum denn auch nicht?"

„Ich sehe, ich werde meine Beobachtungen wohl erst weiter vervollständigen müssen, bevor ich eine Anklage ausspreche."

„Ich verstehe Sie gar nicht, Duysing. So rücken Sie zum Teufel doch bloß mit der Sprache heraus!"

„Nun — damit Sies wissen, Herr Hollenbusch: Mattheis hat gestern am Sonntag vormittag, wie ich und noch andere wahrgenommen haben, im Bessemerhause Zeichnungen angefertigt."

„Na — und? Der Mann studiert das Werk!"

„Hm."

„Was wollen Sie denn, Duysing? Wessen eigentlich beschuldigen Sie den Mann?"

„Um es kurz herauszusagen — der Spionage! Des geplanten Verrates geschäftlicher Geheimnisse!“

„Unsinn! Unsinn!“ wurde Hollenbusch jetzt ärgerlich. „Als ob die Einrichtung eines Bessemerbetriebes nicht jedermann zugänglich wäre, der dafür ein Interesse hat.“

„Sicher, Herr Hollenbusch. Aber nicht auch die Verbesserungen unsrer Ingenieure!“

„Also verschonen Sie mich mit Hochofenphantasien!“ Damit wandte sich Hollenbusch ungeduldig ab und sah in seine Arbeit.

Nur einen Augenblick lang glitt ein spöttisches Lächeln um den Mund des Ofenmeisters. „Ich möchte Ihnen wünschen, Herr Hüttenmeister, daß Ihnen nicht vielleicht noch eines Tages Ihre Vertrauensseligkeit leid wird! Mir scheint doch sehr, daß Ihr Schützling Ihnen keineswegs so freundlich gesinnt ist, wie Sie selber wohl glauben!“

„Bitte, heraus mit der Sprache!“ blickte Hollenbusch wieder auf.

„Nun! War es wohl eine Freundlichkeit von dem Manne, daß er sich neulich beim Auswalzen der Welle vor den Leuten, als sie über die Hitze stöhnten, über sie, die kaum noch halten konnten, und seine Vorgesetzten groß gemacht hat? Daß er sich brüstete, was Sie gekonnt hätten, Herr Hollenbusch, das könne er zur Not auch noch verrichten!“

Hollenbusch rückte in seinem Sessel. „So hat der Mattheis gesprochen?! Ja — ja ... das war freilich nicht hübsch von dem Mann ...“

„Und das vor allen Leuten! Alle haben sich

geärgert! ... Ich kann Ihnen nur raten, Herr Hollenbusch, seien Sie auf der Hut mit dem! seien Sie auf der Hut!"

„Wer kann mir etwas anhaben!" blitzte es jetzt aus dem Auge des Hüttenmeisters.

„Oh, sagen Sie das nicht!" meinte Duysing lächelnd. „Wenn er Pech haben soll, so kann ein Goliath über einen Maulwurf stolpern. Übrigens — ich habe Sie gar nicht etwa ohne Grund gewarnt!" ...

„Haben Sie noch mehr auf der Pfanne?"

„Ja."

„Also, bitte", lehnte sich Hollenbusch in seinen Stuhl zurück.

„Es tut mir ja leid, Herr Hollenbusch, Ihnen nichts Besseres bringen zu können: Herr Mattheis rühmt sich bereits Ihrer Freundschaft! So soll er unter anderem erzählt haben, daß Sie sehr vertraulich über das Geheimnis unsrer Stahlbereitung mit ihm gesprochen und dabei mit einem ‚eigentümlichen Lächeln' betont hätten, dieses Geheimnis sei Hunderttausende — ‚unter Brüdern' wert!"

„Was wollen Sie damit sagen?!" sprang Hollenbusch auf und trat hart an Duysing heran, seinen Blick in das Auge des Sprechers bohrend.

„Ich will gar nichts damit gesagt haben", erwiderte Duysing kühl, indem er einen Schritt zurücktrat. „Vielleicht aber hat damit Herr Mattheis etwas sagen wollen!" Es zuckte bei diesen Worten ein wenig um seine Mundwinkel.

„Von wem haben Sie diese Geschichte?"

„Ich habe sie gestern abend, als ich noch spät an den Öfen vorbeikam, in der Dunkelheit von zwei Arbeitern mit angehört, die, als ich sie anrief, hinter einer Schlackenhalde verschwanden."

„Kommen Sie sofort mit mir zum Direktor!" Mit diesen Worten verließ Hollenbusch schnellen Schrittes das Zimmer, von Duysing gefolgt. —

So wurde aus drei entstellten Richtigkeiten für unsern Freund ein dicker Strick gedreht. —

Wie anders als bisher war Mattheisens Aufnahme im Bessemerhaus! Eine Kälte empfing ihn hier von den Menschen, die in einem merkwürdigen Gegensatze zu der infernalischen Siedehitze stand, die in diesem Raume herrschte. Verwirrt und geblendet blickte Mattheis in das tobende Flammenmeer, das, wie Flut und Ebbe wechselnd, zeitweise die ganze Halle erfüllte, und dessen Brandung bis ans oberste Gewölbe schlug. Wild flatternde Glutsträhne, ganze mächtige Garben, die aus dem Eisenbade kamen, wurden hier von gischenden Strömen wütender Gebläseluft hinauf- und hinausgerissen zum Feuerfang, daß die Funken sprühten wie die Sterne um Laurentius. Funkelnde Schwärme! Ein Bild so grausender Schönheit voll, als wäre es aus der Phantasie des Wahnsinns gezeugt oder eines Höllenbreughel!

Aber Mattheis hatte heute kein Auge hierfür, sein Blick sah schwer und bekümmert. Diesem Mann, dessen Hand fest wie das gehärtete Erz war, schlug in seiner Brust doch nur ein armes Kinderherz.

Und wohl darum ward er auch so oft nicht verstanden von denen, deren Auge kalt und deren Seele alt geworden war. So litt Mattheis unter jeder Unbill viel mehr, als er zeigte. Nachts, da er nicht schlafen konnte, grübelte er und quälte sich, was die Menschen gegen ihn haben möchten, die doch sonst alle zu ihm freundlich gewesen waren. Es war ein unerträglicher Zustand, der sich noch dazu von Tag zu Tag verschlimmerte. Denn wohin ihn sein Weg auch führte, mit wem er auch zu tun und zu sprechen hatte: die Menschen waren wie verwandelt zu ihm. Wo ihm nicht unverhüllte schneidende Kälte entgegentrat, da war es ein verstecktes Mißtrauen, das sich nur in Blicken äußerte und noch mehr verletzte. Oder es waren verfängliche Fragen, deren Zweideutigkeit unverkennbar war und die ihn ahnen ließen, wie schändlich man von ihm denke. Wie oft stieg ihm da nicht das Blut hoch und trieb ihm wechselnd Zorn und Scham herauf! Aber da auch nicht einer war, der den Mut finden konnte ihm Rede zu stehen, da vielmehr seinem Verlangen nach Aufklärung immer und überall ausgewichen wurde, so blieb ihm eben nichts übrig, als die Kränkungen hinunterzuschlucken. So fand er sich zu einem ohnmächtigen Tappen im Finstern verurteilt, sah keinen ehrlichen Gegner vor sich, mit dem er kämpfen oder dem er sich rechtfertigen konnte und wurde die heimliche Machenschaft, die die unbekannte Quelle aller seiner Leiden bildete, nur an der furchtbaren und verbreiteten Wirkung gewahr. Diese niederträchtige

Taktik, die es zunächst auf eine völlige Abschließung und Vereinsamung ihres Opfers abgesehen hatte, war, da eben jede ehrliche Handhabe gegen Mattheis fehlte, freilich die einzige Methode, die dem Ofenmeister einen schändlichen Erfolg versprechen konnte. Und auch damit würde es ihm wohl kaum geglückt sein, wenn nicht der Direktor des Werks, ehe er einen schimpflichen Verdacht aussprechen wollte, zunächst erst eine unauffällige Beobachtung des Beschuldigten angeordnet hätte. Denn auch er war ebensowenig wie Hollenbusch von der Schuld Mattheisens überzeugt. So aber gewann der Ofenmeister Zeit. Durch diese fortgesetzte seelische Folterung, die er unter der Maske der Gewissenhaftigkeit betrieb, die erst einen Menschen auf Herz und Nieren sezieren müsse, brachte er Mattheis völlig zur Verzweiflung und beschleunigte die Entscheidung, die er im geheimen wünschte.

Bis zu jenem Tage war Mattheis noch ahnungslos gewesen, daß Duysing sein Feind war. Wie hätte er auch auf den Gedanken kommen können, da er doch dem Ofenmeister nichts in den Weg gelegt hatte und sich auch sonst keiner Ursache, die eine so feindselige Abneigung hätte rechtfertigen können, bewußt war. Erst am letzten Tage, als er sich nicht mehr zu helfen wußte und sich seinem bisherigen Vorgesetzten, dem er glaubte verpflichtet zu sein, offen anvertraute, fiel es ihm von den Augen, wie es Duysing mit ihm meinte. Natürlich wich ihm der Ofenmeister erst recht aus und erklärte alle Besorgnisse Mattheisens für Gespinste. Aber

wie er das tat, das offenbarte ihm den Charakter Duysings blitzartig. Als er nur das Lachen des Mannes sah, erschrak er. Und er hatte zum ersten Male ein Gefühl, daß ihm dieses scharfe Gesicht wehe tat und erbarmungslos in die Seele schnitt. In diesem Augenblick erkannte Mattheis seinen Feind, seinen tödlichen Feind, und er fragte sich schaudernd, wie ein Mensch doch so schändlich sein könne, einen Nebenmenschen, der ihm nicht im Wege war, der ihm nicht Luft noch Sonne nahm, und der ihm nichts, nichts zugefügt hatte, völlig auslöschen und vernichten zu wollen! Wie ein Mann so handeln konnte, der doch kein Hennjes war, nein, der Vorzüge genug besaß, um seinen Platz auszufüllen! Mattheis stand vor einem völligen Rätsel. Sollte vielleicht doch ein Teil der Schuld auf *seiner* Seite zu suchen sein? Eine unbewußte Schuld? Er sann darüber nach, konnte sich indessen nicht erinnern. Oder war es vielleicht der Haß des Andersgearteten, der für seine Natur kein Verständnis hatte? So erging sich Mattheis in Vermutungen. Und wenn er auch wohl die versteckten Triebfedern seines Widersachers mehr und mehr ahnen mochte, so lagen sie doch nicht so klar und genügend zutage, als daß sein gerechter Sinn gewagt hätte, den letzten Schluß zu ziehen.

Er konnte es nicht finden. Nun war sein letzter Versuch der Hüttenmeister, von dem er wußte, daß ers gut mit ihm meine. Allein, auch *der* wich ihm aus, mußte ihm ausweichen, weil es so der Anordnung des Direktors entsprach.

Damit war Mattheis am Ende seiner Kraft angelangt. Er fühlte es, daß er diesen ununterbrochenen Anstürmen auf seine Seelenruhe nicht länger gewachsen war. Er konnte nicht eine Stunde mehr atmen unter dem Schatten eines solchen Mißtrauens, er mußte fort von hier — nur fort — fort — fort ... gleichviel wohin.

Noch am späten Abend schnürte er sein Bündel und ging hinaus in die frühlingsbrausende Nacht. Ein paar an den Hüttenmeister gerichtete Zeilen hatte er zur Erklärung seines Schrittes zurückgelassen. Sein letzter Abschiedsblick fiel auf den Wandkalender, und er las da einen Spruch, den er mitnahm als seine Wegzehrung. Er lautete:

„Der Staub, wie hoch der Wind ihn auch erhebt,
Bleibt doch gemein.
Der Edelstein, den man im Staub begräbt,
Bleibt Edelstein."

Nordwärts des Hüttengeländes, wo sich unabsehbar das große rheinländisch-westfälische Venn ausdehnt, in die Gräseröde der Sterkerader Heide, verlor sich der Weg des Flüchtigen. Hier sang kein Vogel, hier blühte keine Blume, als sommers an verrufenen Wegstellen giftige Nachtschattengewächse und im Herbste das tödliche Bilsenkraut. Hier, wo Hüttenrauch und Heideruch die der Gegend eigentümliche Luft mischen, irrten seine Schritte unstet, ruhelos, wie damals, und das Kainsmal brannte ihm von frischem auf der Stirn. Oben über den

Hügeln wandte er noch einmal den Blick zurück. Da flammten sie noch, die Öfen und Stätten seiner Qual! Die von der Nachtluft bewegten Feuer auf dem schwarz ragenden Wald der Essen, der sich düster vom Horizonte hob, erschienen ihm wie rote Male seiner Schande, und ihr Widerschein ging noch lange mit ihm. Schon blinkten neue Lichter stundenweiter Gehöfte und Glashütten vor ihm auf, als erst seine Schritte sich ruhigten. Am Rande eines Hochmoors, zwischen dürren Binsen und Wacholderbusch, suchte er sich sein Schlaflager für die Nacht aus und bettete seinen Schmerz auf Steine. Hier ward ihm wohl. Hier konnte ers nicht hören mehr, das nimmerstille Räderwerk da unten, und er brauchte nur dem Windsgeräusch der wetterleuchtenden Ferne zu horchen oder dem Klageruf der Wasservögel. Was konnten die Schleier jener Ferne ihm verheißen?! Seinem zerbrochenen, entehrten Leben! Oh, wie fiel doch heute das Dichterwort auf seine Seele: „Wer den guten Namen mir entwendet, der raubt mir das, was ihn nicht reicher macht, mich aber bettelarm!" ...

Da quoll es ihm heiß aus der Brust herauf und feuchtete seine Augen. „Martha!" rief er, „Martha, mein armes Kind! Weißt du noch das Lied, das einstmal deine Mutter sang?" ...

Ein Wind geht über die Heide,
Voll Unruh ist sein Sinn;
Kein Hügel, kein Wasser und Weide
Erfragen — woher, wohin.

Ein Blümlein auf der Heide,
Das lauscht, weiß nicht warum,
Dem Nachtwind aus weiter Weite,
Verzitternd, still und stumm.

Der Wind fährt über die Heide
Und bläst eine Melodei ...
Lenzglöcklein — wohl voll Leide! —
Erklingt — vorbei ... vorbei! ...

In tiefes Sinnen versunken, saß er, er wußte nicht wie lange, als ihn aus seinen Träumen ein greller Schein erweckte, dem fast unmittelbar darauf ein starker Donnerschlag folgte. Ein Gewitter war heraufgezogen, ohne daß er dessen Kommen bemerkt hatte. Dichter hüllte er sich in seinen Mantel ein, denn schon prasselten ihm die ersten Regentropfen auf die Schulter, während nun Blitz auf Blitz, Donner auf Donnerschlag ihren mitternächtigen Heidetanz begannen. Wohl keiner Kreatur außer ihm selber hätte er gegönnt, diesem Ausbruch der entzweiten Natur beizuwohnen. Und doch mußte noch ein menschliches Wesen außer ihm nahe sein! Er täuschte sich nicht. In der Richtung von Norden her, dort etwa, wo nach seiner Rechnung die Hühsinger Schmelzhütte lag, bewegte sich etwas Leuchtendes heran. Wenn es nicht ein irrendes Licht über den Sümpfen war, was ihm aber nach allem nicht wahrscheinlich dünkte, so konnte es nur der Schein einer Laterne sein, die in der Hand eines Menschen hin und her schwankte. Bis auf vierhundert Schritt etwa mochte sich die Lichterscheinung genähert haben, als sich wirklich aus

den feuchten Schleiern der Nacht eine menschliche Gestalt zu lösen begann, die gerades Weges auf ihn zu kam. Nun war sie wiederum um einhundert Schritte näher heran, als durch Mattheisens Körper eine Bewegung ging und sein Auge plötzlich starr blickte. War das, was er da sah, ein Gedankending? War es ein wirklicher Mensch? Jener Mensch, den er da vor sich sah?! Ach — jetzt erinnerte er sich! Man hatte ihn ja heute morgen nach der Waldschmiede geschickt, die, nahe bei den Glashütten, am nördlichen Heiderande ein paar Wolfsöfen betreibt. Und nun — auf dem Rückweg — war er da — war da — ihm fast zum Greifen nahe!

Was in der Ewigkeitsspanne dieses Augenblickes zwischen Blitz und Donner in den Tiefen der Brust dieser zwei Menschen vor sich ging — wer möchte es erschöpfen, ergründen!

Auch der andere hatte Mattheis erkannt. Sein Zittern zeigte es. Wie ein Schüttelfieber überfiel es ihn plötzlich und durchrüttelte seinen Körper, daß ihm Schritt und Atem stockten und er einem wankenden Bilde des Erbarmens glich. Er hätte fliehen mögen, so weit ihn nur die Erde trug, aber er konnte nicht. Wie von einer magnetischen Gewalt gehalten und näher gezogen, mußte er seinem Wege folgen — mußte es!

Mattheis stand unbeweglich. Stumm und steinern wie ein ragendes Heidemal. Nur sein Auge hatte Leben. Und ein Blick daraus, in dem sich das Licht aller Blitze dieser Nacht zu sammeln

schien, bohrte sich in die flackernde Angst des anderen. So sahen sie sich ins Auge — keiner sagte ein Wort. Dann erhob Mattheis schweigend die Rechte und wies mit einem gebieterischen Ausdruck in die Richtung nach Süden, dort wo Gute Hoffnungshütte lag. Als der Mann im strömenden Regen verschwunden war, nahm Mattheis Stock und Bündel auf und ging. Irgendwohin — heidewärts. In die blitzdurchleuchtete Finsternis, dahinter die Morgenröte lag.

Drittes Kapitel.

Haus Wullenweber.

Strahlend ging die Frühlingssonne über Hamburg auf und dem Mastenwalde seiner Schiffe. Auf dem breiten Norderarm der Elbe wogte wie Marschenmilch der frische, weiße Wasserdampf. Der Morgen erhob sich aus den Nebelbetten des Stroms und richtete seinen Blick in die erwachende Stadt hinein. Schon reckte sie den Stein- und Wasserleib und schüttelte von hunderttausenden Augen, die hier Tag und Nacht in die Welt gerichtet waren, den Schlaf herab. Die Riesin des Nordermeers! — Unten in den Hafengassen bei Sankt Pauli Landungsbrücken rollten die Frachtwagen, ratterten die gelben Postkaleschen, und bald war hier ein Getümmel schon und Gebrause, von St. Pauli Fischmarkt bis hinauf zum Hafentore.

Die siebente Stunde machte gerade ihre Glocken-

runde von Sankt Michaelis über Petri und Nikolai bis hinüber zu Sankt Katharinen an der Jungfernbrücke, als aus einer verräucherten Hafenschenke, unweit von „London Tavern“ am Zollamt, ein Mann trat. Schon ist ein Gedränge auf dem Bollwerk, daß die Leute aller vier, fünf Schritte ausbiegen müssen, um sich nicht an den Stückgütern, Kisten und Fässern zu stoßen, die hier gewuchtet und gerollt werden. Beim Fährhaus am Hafentore wendet sich der Fremde seitwärts und biegt in einen grünenden Baumgang zu den Hügeln hinauf, die hier im Zuge des alten Wallrings die innere Stadt umgürten. Wie einmal ein alter Hamburger gesagt hat, gleich einem rundum festgeschnürten Warenballen. Ein Vergleich, der durch das starke Wasserband, das in den Alsterfleeten auch querüber in die Stadt einschneidet, noch deutlicher wird.

Erst auf der Höhe oben, dem Stintfang, dessen Gipfel die deutsche Seewarte trägt, wendet der Mann den Blick zurück und läßt ihn nun hinab und hinüber gleiten über Staden und Hafen.

Michel Mattheis — denn er war es, leibhaftig — war auf seiner Flucht nach einigen Kreuz- und Querfahrten gestern gegen Abend, frischen Mutes und guter Erwartungen voll, in der alten freien Hansestadt glücklich gelandet. Wie wurde die Vorstellung, die seine Einbildungskraft von Hamburg sich entworfen hatte, von dem farbigen Bilde der Wirklichkeit übertroffen, das sich hier, im frischen Wechsel der Erscheinungen, vor seinen Augen aus-

breitete. Das war ja die Brandung einer ganzen Welt, die hier zu ihm heraufrauschte! Vom Jonashafen, tief unter seinen Füßen, schweifte sein Blick ostwärts, an den belebten Althäfen am Sandtor und Grasbrook vorüber, das gegenüberliegende Ufer der Norderelbe hinauf, bis zu dem von buntgefärbten Schloten und reich bewimpelten Masten vollgedrängten Indiahafen. Das für die überseeische Segelschiffahrt etwas weiterhin gebreitete Becken am Amerikakai blitzte und blankte in der Frühsonne und schaukelte auf seinen Wellen eine ganze hölzerne Wasserstadt von Schiffen. Hochaufgebaut, weiträumig und wie auf einen kristallklaren, funkelnden Spiegel gestellt, der in tausenden Teilen beweglich war. Das Ganze aber ein Anblick, als wenn die Flaggen und Farben aller Länder und Völker, auf und ab tänzelnd, unter allerhand seltsamen Verneigungen sich hier ein Stelldichein gegeben hätten. — Neben dieser Wasserstadt wie eine Stadt für sich stieg vor ihm das gewaltige, rechtselbisch hochgegiebelte Speicherviertel am Kehrwiederfleet herauf, während eine dritte, wiederum ganz eigene Stadt im Süden, die der Hellinge, Hafenfabriken und Bauwerften mit ihren Schwimm- und Trockendocks, von den Inseln des jenseitigen Ufers gradaus zu ihm herüberschaute. Und zwischen diesen vier Wasserreichen der Schiffe, der Werften, des Speicherviertels und der an Venedig erinnernden Innenstadt mit dem Netze ihrer Fleeten und Twieten: ein schwärmendes Heer von kleinen Dampfern, flitzenden Barkassen, geschäftigen Ewern,

Leichtern, in die gelöscht wurde, Schuten, aus denen geladen ward, Postschiffen, Marktschiffen, und was alles hier zusammenkam, das Leben zu tummeln. Von Hafen zu Hafen, von Kanal zu Kanälen bis in die tiefen Giebelquartiere der wasser- und gassenengen inneren Lagunenstadt. Während die rollende Eisenbahn, die auf lang ausgestreckten Kaizungen in die weiten Wasserflächen des Freihafengebietes hineingreift, über die Brücken donnerte, um sich hier und drüben, auf der Rückseite der Lösch- und Ladeschuppen, dem Weltverkehr anzuschließen.

Das alles konnte Mattheis von seiner hohen Überschau deutlich beobachten, und der Lärm von fünf Erdteilen, der hier zusammenschlägt — ein ungeheurer Eindruck! — überwältigte ihn fast. Der Schall der Axt auf den Werft- und Zimmerplätzen, der Fall der Hämmer in den Kesselschmieden, die ächzende Weise des Gangspills beim Ankerwinden, das Knarren der Kräne und Tuten der Dampfer, das Räderrollen, Rufen der Schiffergloden, Matrosengesang in allen Sprachen: der Zusammenklang aller dieser tausend Geräusche des tätigen Tages — das war so eine Musik, die ihm gefiel! Ein Lied, das vom Leben brauste!

Seine Augen leuchteten, seine Muskeln spannten sich, von Kraft und Freude geschwellt, und eine Liebe zur Arbeit packte ihn, wie er sie in diesem Grade bis dahin noch niemals gefühlt hatte. Er kam sich hier, von allen Adern seiner Zeit umrauscht, noch einmal so lebendig vor, und es war

ihm förmlich zumute, als habe er sein Wesen verdoppelt, als ströme aus dieser Erde die Kraft des Bodens in seine Füße, aus dieser Luft der Brodem des Segens in seine Lungen, und er sei sozusagen nun erst der richtige „Kerl" geworden. Er hatte das starke Gefühl, daß hier wieder etwas aus ihm werden könne, etwas Tüchtiges sogar, wenn er auch das Wie und das Was noch nicht wußte. Aber dies brauchte ihm auch vorläufig noch keine Schmerzen zu machen. Zunächst zählte er erst einmal seine Barschaft nach, und die war ihm freilich bei dem Meister Schlafbaas unten in der Hafeneinkehr betrüblich zusammengeschmolzen. Allein, was tats: Mangel an Arbeit schien es ja hier nicht grade zu geben! Nur der eine Gedanke quälte ihn ein wenig, daß er nicht noch einmal wieder jung werden konnte, um von Haus aus sein Leben etwas besser einzurichten. Wie viele kostbare Stunden der Jugend hatte er doch mutwillig vergeudet und wie viele mehr noch aus Unverstand verloren! Im Grunde genommen war er ja freilich zehn Jahre jünger als seine Jahre waren: aber das unwiederbringlich Verlorene konnte ihm auch das Kraftgefühl dieser Erkenntnis nicht ersetzen. Wenn er hier in den Straßen und Gassen diese frische Jugend ansah: Jünglinge mit blitzenden Augen und der Farbe der Gesundheit, Seeluftfarbe, auf den Wangen, da überkams ihn wie ein edler Neid beinahe. Und mit leis bewegter Stimme brach er in die Worte aus: „Beneidenswerte Jugend, wie glücklich du bist! Das reiche Leben liegt vor dir

noch ausgebreitet, und wenn du deine Zeit wahrst, was kannst du erreichen!"

Und er sah auch dieser Jünglinge Schwestern: stolzschreitende Mädchen, in deren blond und golden schweren Flechten der Wind spielte, der vom Sachsenwalde kam. Der auch ihnen einen Hauch vom Geiste des großen Zauberers zutrug, der dort begraben liegt. Jenes hohen, tapferen Geistes, welcher ja auch der ihrer Vorfahren, jener Hansafahrer, gewesen ist, die an die Turmkronen ihrer Stadt den Ruhm Venedigs gegürtet haben.

Es schlug schon Neun von Sankt Katharinen, als Mattheis wieder unten am Elbufer vor dem Fährhaus stand. Gemächlich schlenderte er das Bollwerk entlang, bis er mit einigen Unterbrechungen — Treppensteigen, Bewerbungsgängen einer Stellung wegen — schließlich zum Binnenhafen gelangte. Dort, in der Nähe der Kehrwiederbrücke, fand er ein Fährboot nach dem Steinwärder und den großen linkselbischen Häfen vor, in das er einstieg. Er wollte doch einmal „die Sache da drüben" sich ansehen und bei der Gelegenheit auch gleich wieder seine Bemühungen um ein Unterkommen aufnehmen. In einigen Kaufmannsstuben am Johannisbollwerk hatte er, wie gesagt, auf gut Glück und da er über eine leidliche Handschrift verfügte, auch einen ordentlichen Brief zu setzen verstand, eben erst nachgefragt. Leider vergeblich. Entweder war kein Platz vorhanden oder man wies ihn deswegen ab, weil er keine Papiere vorlegen konnte. Daran freilich hatte er bei seinem Abschied

vom David-Richtschacht, den er ja mit Todesgedanken im Herzen verließ, am allerletzten gedacht. Und nun konnten ihm die Schreibereien nichts mehr helfen. Sein ehrlicher Name war ihm ja doch verloren, war ihm, wie der Bergmann sagt, zum Erliegen gebracht. Sollte er den Ausweis seiner Schande versuchen?! Nein, ein völlig neues Leben wollte er beginnen. Und dazu mußte er vor allem erst den Namen ablegen, der ihm befleckt worden war, unauslöschlich, denn er hatte ja nicht die Macht, sich zu reinigen. So war er schweren Herzens entschlossen, den Namen, den er von Vater und Mutter empfangen, den er wie oft mit Kinderlippen süßem Mutterklange nachgestammelt, nun mit einem neuen Namen zu vertauschen, den er doch wiederum dem Andenken seiner beiden Eltern entnehmen wollte. Und so nannte er sich von jenem Tag an nach dem Mädchennamen seiner Mutter und dem Rufnamen des Vaters: Matthias Rust.

Da wir nicht das Recht haben, diesen Entschluß zu mißbilligen, so wollen wir versuchen, unserm alten Freunde auch unter dem neuen Namen treu zu bleiben.

Das erste, was Matthias nach seiner Landung auf dem Steinwärder unternahm, war die Fortsetzung seiner Versuche um eine Anstellung. In allen Werften und Docks fragte er nach, in Kistenfabriken und Kaffeeröstereien, in Reis- und Getreidemühlen, in den ostindischen Hanfhäusern und Tauwerkspinnereien, in Kessel- und Kupferschmieden,

in Farbewerken, Segelmachereien: kurzum, vier Stunden lang von Tür zu Tür herum, ohne daß er etwas erreichte. „Kein Platz vorhanden!" ... „Bedaure, ohne Papiere!" ... Das war die Antwort, die immer wiederkehrte. So war er schließlich froh, wenigstens etwas Geringes zu finden, und nahm, da ihm nichts weiter übrigblieb, Arbeit auch noch immer keine Schande ist, eine Anwerbung als Kohlentrimmer bei der Hamburg-Amerika-Linie an. Zur Aushilfe für den andern Tag. Mit gutem Humore tröstete er sich, daß er als Schaufler an den Kohlenbunkern doch wenigstens in ein Fahrwasser hier geraten sei, das von dem seines alten, herrlichen Bergmannsberufes nicht allzufern ablag.

Nun wars ihm wieder etwas leichter zumut, und er fühlte einen rechtschaffnen Hunger sich regen. Schon vor einer Stunde etwa, mit dem Schlage Eins der Kirchen, war jenseits des Stroms auf dem Turm des Kaiserspeichers der Zeitball hochgegangen, das Mittagszeichen für alle Schifferuhren. Ermüdet von dem langen Wandern und Treppensteigen, gelangte Matthias endlich am Reiherstieg, einer breiten Wassergasse zwischen den Inseln Steinwärder und Grasbrook, vor eine Kaffeehalle, in die er eintrat.

Lange schon mochte er hier gesessen haben, seinen Gedanken hingegeben, als ein gutgekleideter Mann von etwa fünfzig Jahren hereinkam, den die Bartkräse und der Schnitt des wetterharten Gesichtes auch ohne die Schiffermütze, die er auf hatte, sofort als einen Seemann, und zwar englischer Flagge,

kennzeichnete. Der Fremde sah sich einen Augenblick in dem verqualmten, vollbesetzten Raum prüfend um, ob er nicht noch einen freien Platz ausfinden möchte, und sogleich auch hatte sein scharfes Auge den Tisch entdeckt, an dem sich Matthias noch ganz allein befand. Ohne Gruß und Umstände nahm der Engländer Platz. Bestellte seinen Kaffee, stopfte die braune Tonpfeife, die er umständlich aus der Westentasche hervorholte, mit einem verdächtig duftenden Knaster und blies eine geschlagene Stunde lang, ohne seinem Nachbar auch nur ein Wörtchen zu gönnen, die blauen Rauchringe steuerbords vor sich hin. Matthias dachte bei sich: „Dem mußt du in seiner Weise kommen!" steckte sich seine letzte Zigarre an, schlug die Beine übereinander und wendete dem unhöflichen Gaste halb und halb die hintere Ansicht zu. So war wieder einige Zeit in beiderseitiger Schweigsamkeit vergangen, und Matthias machte schon Anstalt seine Zeche zu begleichen, als sich ganz unerwartet das breite Maul seines angenehmen Gegenübers zu einem grimmigen Lächeln verzog und ganz unvermittelt die Worte hervorstieß: „Goddam! Ihr gefallt mir!"

Matthias lachte. „Ihr mir noch nicht so ganz! — Schwimmt wie ein vollgetakelter Kauffahrteier herein, legt Euch breit mir gegenüber vor Anker und zeigt nicht einmal Eure Flagge! Hol Euch der Wind!"

Der Engländer zuckte mit keiner Miene. „Der hat mich schon geholt, wenigstens mein gutes Schiff, das mir in Euerm verdammten Süder Piep auf den Sand geraten ist."

„Habt Ihr Schiffbruch erlitten?"

„Alles kieloben — bis auf mich."

„Dann können wir wohl die Hand unter einem Segel halten," sagte Matthias, „ich bin auch schiffbrüchig, wenn auch in einem andern Sinne wie Ihr."

„Habt Ihr Euer Geld verloren?"

„Mehr als mein Geld — meine Ehre hab ich verloren."

„Goddam, das ist auch nicht grade wenig!"

„Ihr habt doch wenigstens Euer Schiff im klaren Meerwasser und auf ehrlichem Grund gelassen: mir aber ist das meine im Schlamm der Lüge und der Bosheit stecken geblieben." — Matthias schwieg und sein dunkler Kopf neigte sich schwer.

Der englische Kapitän sagte eine Zeitlang nichts. Dann, indem er sich erhob, brummte er so freundlich, als ihm dies möglich war: „Laßts Euch nicht anfechten! Glaubt dem alten Tim Rafter, der sein schönes Schiff dreißig Jahre lang geführt hat: in einer Luft wie hier kann der Mensch nicht untergehen. Habt Ihr schon was?"

„O ja, für morgen, aushilfsweise als Trimmer im Kaiser-Wilhelm-Hafen."

„Immerhin — etwas!... Also können wir uns erst am Mittwoch wiedersehen. Wann? Wo?"

„Hier vor der Anlegebrücke, um sieben Uhr morgens."

„Abgemacht. Goodbye!" —

Sie waren unter diesen Worten vor die Tür gelangt, und der Kapitän hatte sich schon mit einem kurzen Händedruck verabschiedet, als er nochmals

sich zurückwendete: „Braucht Ihr —? Braucht Ihr —?"

Matthias wurde rot wie ein kleiner Junge.

„Ich meine, wie wärs hier an der Luvseite mit etwas frischem Wind in die Tasche?"

„Nein, nein," stotterte Matthias, „ich danke ... also am Mittwoch!" Damit war er um die Ecke verschwunden und ließ den alten Tim stehen wie einen dummen Schulbuben. —

Am Mittwoch morgen hatte es noch nicht Sechs geschlagen, als Matthias schon im Boote die „spanischen Reiter" am Freigatt passierte. Ein zwischen Rammpfählen geführtes schwimmendes Holzgitter im Strome, das die Zollgrenze versichert. Da es bis zur Verabredung mit dem englischen Kapitän noch eine volle Stunde Zeit hatte, ließ er die Jolle am Kleinen Grasbrook anlegen und ging von hier zu Fuß nach dem Indiahafen. Unter den zahlreichen Schiffen, die hier in langen Reihen vertäut lagen, erweckte seine nähere Aufmerksamkeit ein Neu-Guineafahrer, der, wie man hörte, um neun Uhr morgens nach Kaiser-Wilhelmsland und dem Bismarck-Archipel in See gehen sollte. Ein stattlicher, stolzer Dampfer. Ganz weiß gestrichen und nur oberhalb der Wasserlinie mit einem breiten dunkelblauen Band gestreift. An seinem Fockmast und Heck flatterten lustig im Winde die deutschen Reichsfarben, während die am Mittelmast befestigte Hausflagge der Reederei ein großes weißes W im blauen Felde zeigte. Der Name des Schiffes lautete Aldebaran. Matthias erinnerte sich,

diesem weißen lateinischen W im meer- und himmelblauen Grunde gestern und heute schon mehrmals begegnet zu sein, und er dachte gerade bei sich, wer wohl der glückliche Besitzer dieses schönen sauberen Schiffes sein möchte, als er schnell zurückspringen mußte. Auf der Ladebahn, deren eines Gleis am First des Schuppens, das andere unten am Ufer verlief, wo er gerade stand, hatte sich ein torartig gebauter hoher Dampfkran genähert, und Matthias hatte nicht beachtet, wie die nach dem Schuppen ausholende Laufkatze eine Schwenkung machte und auf dem kürzesten Wege war, anstatt der großen Tonne auf der Rampe ihn selber mitzunehmen und im „Raum" des Dampfers mit Haut und Haaren zu verstauen. Glücklicherweise kam er für diesmal mit einer kleinen Schramme und dem Schrecken noch davon. Und er war nicht wenig überrascht, als ihn jemand tröstend auf die Schulter klopfte und er plötzlich in das Gesicht seines neuen Freundes blickte, des Kapitäns. Auf dem Wege nach dem Reiherstieg war er hier vorübergekommen und nun sichtlich erfreut, Matthias schon eine halbe Stunde früher zu treffen. „Ihr werdet heute morgen zu den Reedern dieses Schiffes gehen", war die erste Neuigkeit des Tages, die Tim Rafter — jedes Wort mit Nachdruck und Bedacht — zwischen der festgeklemmten Tonpfeife und dem äußersten Winkel seines wohlerhaltenen Zahngeheges durchpassieren ließ.

„Was sollt ich wohl bei denen?" fragte Matthias, in Erinnerung seiner vorgestrigen Erfahrungen ungläubig lächelnd.

„Ihr werdet Herrn Johann Wullenweber sagen, daß er Euch anzustellen hat."

„Goddam!" wetterte jetzt Matthias auch schon auf Altenglisch: „Ihr scheint mich für einen ganz gehörigen Draufgänger zu halten oder aber für einen Hexenmeister."

„Für beides", kam Tims Antwort ruhig und trocken zurück. „Und damit Ihr für euern Gang einigermaßen vorbereitet seid, will ich Euch immer mit dem Betrieb des Hauses etwas näher vertraut machen. Also kommt und folgt mir!"

Beide Männer bestiegen das an der Hafeneinfahrt angeschlossene Boot Rafters und ruderten im warmen Glanz der Morgensonne das Elbufer entlang bis zur Insel Steinwärder. Gleich bei der ersten Werft am Reiherstieg legten sie an. Johann Wullenweber stand in steilen Lettern über dem Tore. Ihrem Läuten öffnete sich eine kleine Nebenpforte und sie traten zunächst in das Häuschen des Pförtners ein, um sich hier in das Meldebuch einzutragen. Auch gab Rafter auf seiner Karte ein paar Zeilen mit. Nach einiger Zeit kam der Torwärter mit dem Bescheid zurück, daß der Eintritt den Herren gestattet sei. Rafter übernahm die Führung und erklärte seinem Freunde alles, was irgend wissenswert war und ihm vielleicht nützlich werden konnte. Er schien übrigens gut Bescheid hier zu wissen und kannte alle Werkmeister.

Auf vier Hellingen wurden gerade für eigene Rechnung der Reederei vier große Kauffahrteier gebaut, während in den Schwimm- und Trocken-

docks drei fremde Segler und ein großer Ozeandampfer der Hamburg-Amerika-Linie zur Ausbesserung lagen.

Die in verschiedenen Baustufen vorgeschrittenen Kauffahrteier waren zwei noch ziemlich zurückliegende Vollschiffe mit den schon vorbestimmten Namen Orion und der Südstern; sodann eine seefeste, wunderschön gebaute Bark, der Sperber, und eine bei zierlicher Gestalt des Rumpfes doch recht kräftig aufgerüstete Brigg, die Miranda.

Der Bau des Orion lag noch am meisten zurück. Nur sein eisernes Rückgrat, der Kiel, war eben gestreckt und zu beiden Seiten die Spanten aufgerichtet, die aus ihm wie Rippen heraufwuchsen. An den beiden Schiffsenden kamen sie zusammen und vereinigten sich zu je einer mächtig aufsteigenden Doppelrippe als Vorder- und Hintersteven.

Ein Stück schon weiter war der Südstern vorgeschritten. Hier sah man doch bereits die Schiffsrippen von Innen- und Außenhaut des Schiffes zugedeckt und die zwischen den Plankenlagen entstandenen Hohlräume von Spant zu Spant mit hölzerner Füllung abgedichtet und verpicht. Der durch eiserne Träger versteifte Doppelboden war hier schon fertig gelegt, und es wurde nun gerade begonnen, bis zum ersten Unterwasserdeck eine Reihe wasserdichter Abteilungen einzubauen. Auch die Lage des nächstoberen Verdecks war durch die von Spant zu Spant querüber gezogenen Deckbalken, das tragende Untergebälk für den noch fehlenden Bohlenbelag, bereits angedeutet.

Die ganze Eleganz ihrer Formen zeigte aber erst die Brigg Miranda. Drei Verdecke übereinander, das Unterdeck, ein Zwischendeck und das Hauptdeck, lagen hier schon fertig langgelegt, während die Back am Buge des Schiffes und die anderen Aufbauten auf Deck noch im Entstehen begriffen waren. Die beiden Masten fehlten noch.

Der bewundernswerte Anblick eines Schiffes in und während seiner letzten Vollendung bot sich den Besuchern auf der vierten Helling. Zu ihrer freudigen Überraschung trafen sies hier, daß sie grade noch Zeugen sein konnten, wie dem soeben vom Stapel gelassenen Barkschiff Sperber mit Hilfe des Schwimmkrans die drei Masten gerichtet und die Takelage, Rahen und Stengen, gesetzt wurden. Um das Schiff in seiner Geschwindigkeit auch unterm Äquator durch die Zone der Windstillen zu tragen, hatte man ihm zur Aushilfe noch eine kleine Dampfmaschine eingebaut. Eben nur für Notfälle bestimmt, konnte sie seinen Charakter als Segelschiff nicht weiter berühren. — Dieses herrliche Schiff, von welchem Matthias in jener Stunde noch nicht ahnen konnte, daß es sein Schicksal werden sollte, hatte zu den schon bei der Brigg Miranda genannten Verdecken zwischen Doppelboden und Unterdeck noch ein sogenanntes Orlop oder Tiefdeck erhalten, so daß es — in der Landrattensprache zu reden — aus vier Stockwerken bestand. Zweien über und zweien unter dem Wasser.

Ordentlich schwer wurde es den beiden Männern, von dem prächtigen Schiffe, das auch in seinem

innern Bau eine Fülle des Schönen und Sehenswerten bot, sich wieder zu trennen.

Es war mittlerweile Elf Uhr geworden, und Rafter erinnerte unsern Freund, im Hause Wullenweber sein Glück zu versuchen. Matthias aber selber hatte seinen Mut, der ihm nach den Erfahrungen am Montag etwas dürr geworden war, hier erfrischt und zurückgewonnen, und so zögerte er nicht, Rafters Rat zu befolgen. Der Kapitän begleitete ihn in seinem Boot durch Elb- und Hafengewimmel bis in die stillen Fleetzüge der Altstadt zum Hause der Reederei, Herrengraben Nr. 9. Gegenüber dem großen Bäckergang. An der Wasserseite des Gebäudes im unteren Bleichenfleet, dort etwa, wo am anderen Ufer das alte Rathaus steht, stoppten sie ihr Boot und verabredeten sich für zwei Uhr nachmittags in ein Speisehaus am Spielbudenplatz.

Das Herz klopfte Matthias doch ein wenig höher, als er unter dem mächtigen, weit ausladenden Dachaufzuge dieses alten Hintergiebel- und Speichergebäudes in das graue, verwitterte Torgewölbe trat. Er kam auf eine tief nach hinten verlaufende geräumige Diele — das ganze Erdgeschoß nahm sie ein — die mit Warenballen dermaßen vollgepfropft lag, daß hinter Kisten und Körben, Fässern, Säcken und Ballenbergen die Menschen verschwanden, die hier anfaßten. In der Mitte des Raums sah er vier gemauerte Vertiefungen. In jeder war eine Wage aufgestellt, deren Platten in gleicher Ebene wie die Diele lagen. Größere Lasten wurden von

einem Fahrkran gewältigt, der auf Schienen durch die ganze Halle vom Wasser- bis zum Hoftore lief. Ein Hausbeflissener, mit einer Schreibtafel in der Hand, ließ sich eben vom Speichermeister mehrere Posten der von gestern bis heute eingelieferten Waren ansagen. Eintönig wie ein Paternosterwerk schnurrte die Stimme des Gewaltigen herunter . .

„Von See auf Land: 500 Säcke Kaffee — 400 Säcke Ölkuchen — 400 Guano — Weizen, Reis je 300 — Mais ebensoviel — 400 Gerste — 500 Salpeter — Baumwolle 300."

„300 Baumwolle", wiederholte schreibend der Gehilfe. „Alles —? Hm. Und von Land auf See?"

„Wenig heute. 500 Säcke roher Rübenzucker — 80 Fässer Spiritus — 100 Kisten Schiffszwieback."

„Schiffszwieback . . . 100", kritzelte der Kommis. „Und das Staßfurter Salz?"

„Liegt noch im Oberhafen. Wird um Zwölf gelöscht. Um ein Uhr die vier Oberländer Kähne, die im Zollhafen liegen. Die Stahlwaren sind bestätet."

Während dieses Gesprächs hatte sich Matthias zwischen aufgestauten Säcken und Fässern bis zum Vordertore glücklich durchgewunden und trat nun in den etwas engen, lichtarmen Hof hinaus. Das Geschäftsgebäude war ein neueres Haus. In einem einfach gediegenen und dabei auch edlen Geschmack errichtet, der zu dem Geist nackter Zweckmäßigkeit, wie ihn der alte Speicher atmete, seltsam entgegenstand. Er gelangte in eine saalartige Flurhalle, über deren innerem Hochportal

in marmornen goldgemeißelten Lettern folgende Inschrift zu lesen stand:

Venetianer.

Kaufmannsvölker erblickte die Welt oftmals und erblickt sie
Heut noch; aber es sind leidige Sammler des Golds.
Ihr wart Helden und trugt im Gemüt die unsterbliche Großheit,
Welche das Leben verklärt durch die Gebilde der Kunst.

Minutenlang sann Matthias über diese berühmten Verse nach, ehe er sich entschließen konnte weiterzugehen. Zwischen attischen Säulenpaaren schimmerten ihm sechs weiße Türen entgegen. Einander zu drei und drei, rechts und links des Eingangs, gegenübergestellt. Fünf von diesen Türen trugen messingene kleine Schilder mit Inschriften, während die sechste Tür keine Aufschrift zeigte. An der ersten las er das Wort Reederei, an der zweiten Schiffsbau, an der dritten Seehandlung, an der vierten Seeversicherung und an der fünften Bodmerei.

Da war er so weise als wie zuvor, und die leise Qual der Erwartung, die er schon mitgebracht hatte, mußte er nun verfünffacht fühlen. Zu welcher Tür sollte er hineingehen?! Eine Frage, von der unter Umständen sein Schicksal abhängen konnte!

„Du willst doch erst mal sehen, was hinter der sechsten Türe steckt!" Er pochte ... keine Antwort. Er pochte noch einmal ... tiefe Stille im Haus.

Da öffnete sich unter der Venetianischen Tafel von der Straße her die Flurtüre und ein alter, vornehmer Herr von etwa sechzig Jahren trat

herein und gerade auf ihn zu: „Zu wem wünschen Sie hier?“

„Ich wollte nur Herrn Wullenweber sprechen“, erwiderte Matthias mit glühendem Gesicht.

„Da müssen Sie mir schon folgen, hier hinauf“, sagte der alte Herr mit einem feinen Lächeln, indem er sich vorauswandte.

Sie stiegen eine mit Matten belegte marmorne Treppe hinauf und gelangten über einen schmalen Verbindungsgang in einen großen Saal, in dessen abgebarrter Vorderhälfte es von allerhand Leuten wimmelte. Hier stand — etwas abseits — eine Gruppe von Händlern und Großkaufleuten, im lebhaften, halblaut geführten Gespräch begriffen. Dort verhandelten im Flüstertone Schiffsmakler und Gütervermittler mit Angestellten des Hauses, Güterfertiger und Besteder kamen und gingen. Dazwischen das wohlvertraute Bild eines brummenden alten Seebären mit der Kapitänsmütze auf dem Kopfe oder des „schlimmen“ Gantmeisters mit dem Zuschlagshämmerchen in der Tasche. Und durch dieses emsige, leise Summen aller Gespräche ab und zu das geschäftige Ticken einer Uhr vernehmbar oder das scharrende Geräusch von vierzig Federkielen, die hier unablässig über zeichen- und zahlenbedeckte Papiere huschten.

„Warten Sie hier auf mich!“ hatte sich Mattheisens Begleiter, auf einen Stuhl weisend, verabschiedet und war, von verschiedenen Herren ehrerbietig begrüßt, hinter den Tischverschlag in das anstoßende Kabinett verschwunden.

„Da hast du dich ja schön eingeführt!" dachte Matthias, als er nun erkannte, daß sein Führer der Herr des Hauses selbst gewesen war.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis Herr Lorenz Wullenweber, Chef des Hauses Johann Wullenweber, in den Saal zurückkehrte. „Lieber Thomsen," wendete er sich am ersten Pult mit gedämpfter Stimme an einen älteren ergrauten Herrn, „wir müssen unter allen Umständen auf 5—6 Monate einen Dampfer schartern; die Fertigstellung des Sperbers ist nicht länger abzuwarten. Fragen Sie doch gleich mal bei Sloman oder bei Goddefroy an. Zur Not könnt es auch ein Schnellsegler sein!"

„Herr Müller," ging er zu einem Herrn des nächsten Pultes weiter, „schreiben Sie mir sofort einen Bodmerbrief für Suabedissen u. Sohn aus. Wie hoch ist der Ladewert des Aldebaran?"

„445 000, Herr Wullenweber, es sind diesmal nur allein Eisen- und Stahlwaren geladen", antwortete ebenso leise der Befragte, indem er dabei auf seine Bücher zeigte.

„Gut, also 45 000 Vorschuß. — Herr Tischer, ist die Versicherung besorgt?"

„Alles in Ordnung, Herr Wullenweber, hier sind die Papiere", gab der Angesprochene zurück.

Befriedigt ging Herr Wullenweber weiter und trat plötzlich an die Barre zu Matthias heran: „Womit kann ich dienen, mein Herr?"

Matthias fühlte unter seinen Füßen den Boden brennen. Ein wenig schüchtern fast, doch frei

heraus antwortete er: „Wenn ich die Bitte aussprechen darf — ich möchte hier angestellt sein."

„Was sind Sie von Beruf?"

„Steiger. Berg- und Hüttenmann."

„Ja, verehrtester Freund, lächelte Herr Lorenz mit einem gewissen wohlwollenden Bedauern, „das wird freilich schwer halten. Ohne Fachkenntnisse? Und es ist auch wirklich gar kein Platz bei mir vorhanden!"

„Könnten Sie nicht einen Versuch machen, Herr Wullenweber?"

In diesem Augenblicke klingelte im Kabinett der Fernsprecher an, und der Chef des Hauses wurde abgerufen. Matthias hörte, wie er mit einem ärgerlichen Laute das Hörrohr zurückhängte: „Herr Töwes," rief er, noch unter der Tür stehend, „tun Sie mir den Gefallen und sausen Sie sofort einmal nach der Werft hinüber, wie weit eigentlich die Leute auf dem Sperber gestern gekommen sind."

„Wenn Sie erlauben wollen, Herr Wullenweber, so könnte ich Ihnen wohl darüber Auskunft geben." Mit diesen Worten trat Matthias einen Schritt näher an den Verschlag heran.

Erstaunt blickte der Angerufene auf den Sprecher: „Sie wissen, mein Herr?"

„Ja, ich habe heute früh die Werft besichtigt und war auch grade zugegen, wie auf dem Sperber die Mastbäume in ihre Spuren gelassen und gefestigt wurden. Auch der vierte, liegende Mast —"

„Das Bugspriet meinen Sie?"

„Richtig, ja! Das Bugspriet mit dem Klüver-

baume! Ist auch schon untergepfropft und verankert und vorn aus über den Bug geladen. Und die Welle wird noch heute mittag gezogen und das Ruder gesetzt; es war schon alles fertig dazu."

„Bitte, kommen Sie mit in mein Kabinett!" ..

Unerwartet sah sich Matthias in das innerste Heiligtum des Hauses versetzt, und er wußte selber nicht, wie ihm geschah.

Herr Wullenweber schloß die Türe. „So — nehmen Sie Platz hier, und nun erzählen Sie mir zunächst einmal ein weniges von Ihrem Leben. Sie mißfallen mir nicht, und ich bin nicht abgeneigt, Ihnen in meinem Hause einen Platz zu geben."

Fast eine Stunde lang blieb Matthias mit Herrn Lorenz Wullenweber allein, und als er dann mit glühendem, glücklichem Gesichte aus dem Kabinett herauskam, da war er ein Angestellter des großen Hauses und hatte in dessen ehrwürdigem Herrn und Haupte einen väterlichen Freund gewonnen, der ihm gütig gesonnen war und wohlwollte. Das Geheimnis seines Namens hatte er natürlich Herrn Wullenweber anvertrauen müssen, und so wurde er sämtlichen Angestellten — dem alten braven Thomsen an der Spitze — als Herr Matthias Rust vorgestellt.

Auch den stillen Teilhaber der Firma, Niels Stövesand, lernte Matthias zufällig in derselben Stunde kennen. Als er die Treppe wieder hinunterkam, eigentlich mehr flog als daß er ging, hätte er beinahe einen kleinen beweglichen Herrn umgestoßen, mit einem goldnen Kneifer auf der Nase

und einem gutmütigen, roten Burgundergesichte. Das war Herr Stövesand, der sich mit äußerster Pünktlichkeit immer nur dann einzustellen pflegte, wenn er Geld brauchte. Hierauf — allerdings um so eifriger auch! — beschränkte sich seine Mitarbeit. So kam es, daß sich Herr Wullenweber manchmal, wenn er sich sicher wußte, durch den Stoßseufzer erleichterte: „Kompagnie ist Lumperie!" Da regte sich das selbstherrliche Wullenweberblut in ihm. War der alte Senator der „Freien und Hansestadt Hamburg" doch ein Nachkomme jenes berühmten Jürgen seines Namens, Bürgermeisters von Lübeck, der für die Mächtigung der deutschen Hansa — Deutschlands Ehre und Größe! — sein Haupt auf den Richtblock legen mußte. —

Es war mittlerweile drei Uhr geworden, eine Stunde später wie mit Tim verabredet, als Matthias vor dem „Westindienfahrer" stand, dem ihm bezeichneten Speisehause am Spielbudenplatz. Mit klopfendem Herzen, das die Ungeduld regte, seine Freude mit einem mitfühlenden Menschen teilen zu können, trat er ein. Aber, ach, — kein Tim Rafter zu blicken! Wie betrübt war Matthias, als ihm der Wirt mit der Frage, ob er die Ehre habe mit Herrn Rust zu sprechen, einen Brief überreichte, worin ihm Rafter mitteilte, daß er durch eine Depesche seines hochbetagten Vaters plötzlich nach Hull gerufen sei. Er werde schon um drei Uhr nachmittags an Bord eines Laeiszdampfers nach London abfahren, wo er das fällige Schiff nach Aberdeen — über Yarmouth und Hull! — noch zu

erreichen hoffe. Er würde aber genau übers Jahr, um dieselbe Stunde wie es heute verabredet sei, in der Wirtsstube des Westindienfahrers anzutreffen sein.

Das war in den süßen Becher der Stunde ein Tröpflein Wermut gemischt, das ihm doch die Freude bitterte. Beglückt und betrübt, beides in einem, suchte er sich nun in nächster Nähe seiner künftigen Tätigkeit, in einem Eckhaus am Brauerknechtgraben, ein über Dächer und Wasserzüge freundlich hinblickendes Mansardenstübchen aus und bezog es noch am selben Abend mit seinen geringen Habseligkeiten, die er beim Schlafbaas in der Hafenherberge zurückgelassen hatte. —

Es kam nun eine Zeit für Rust, wie er sie, so heiß und reich, noch nicht gekostet hatte, und die Speise seines Lebens war doch immer Mühe und Arbeit gewesen. Allein, was es heißt unermüdlich sein — hier erst in Hamburg lernte er das! Wir wollen nicht von seinen Tagen reden, die er in Pflicht ausfüllte wie jeder andere auch. Aber was der Tag nicht zwingen konnte, das mußte eben die Nacht hergeben. In den stillen, tiefen Nächten seines einsamen Dachstübchens trieb sein Genius die Wurzel, die seinen ausgreifenden Geist in die große Aufgabe seines Lebens langsam, aber unaufhaltsam hineinwachsen ließ. Seine ungewöhnliche Arbeitsleistung, sein Gedächtnis, sein Fleiß, seine Umsicht, vor allem aber — sein Wille: das waren die Triebe, aus denen er heraufgewachsen ist.

Elf Monate seit jenem Tage waren vergangen. Matthias hatte sich in dieser Zeit das volle Vertrauen seines Chefs erworben und eine geachtete Stellung auch unter seinen Mitarbeitern errungen. Da geschah es eines Tages, daß zuerst der alte Thomsen und dann auch er in das verschlossene Kabinett des Chefs gerufen wurden. Herr Wullenweber sah ernst, ja bekümmert aus. Eine auf seiner Stirn seit Wochen schon leise hervorgetretene Sorgenfurche war heute noch schärfer ausgeprägt, und sein ganzes Wesen, so sehr es beherrscht war von einem starken Willen, litt unverkennbar unter einer schweren Bedrückung. Er sagte:

„Mein lieber Thomsen und Rust, ich möchte Ihnen — es bleibt unter uns! — eine Eröffnung machen, die mir nicht leicht fällt, und die Sie beide, dessen bin ich tief überzeugt, schmerzlich berühren wird. Um kurz zu sein — ich bin in Schwierigkeiten. Ich will nicht grade sagen, daß die Fundamente des Hauses erschüttert sind, aber es steht auch nicht gut mit uns. Der Zusammenbruch von Suabedissen u. Sohn und der andern Häuser in Barcelona, in Petersburg, Konstantinopel, wie Sie ja wissen; dann die Wirtschaftskrise in Amerika und der Ostasiatische Krieg — das alles zieht mich in Mitleidenschaft. Und dazu kommt nun noch das Unglück mit meinem Herrn Teilhaber! Ein liebenswürdiger, prächtiger Mensch! Aber — er trinkt, er lebt, er spielt! Ja, und das nicht nur am Spieltisch und Totalisator etwa, nein, nun fängt er auch noch an der Börse an und unglücklich! Das kann

keine Tasche aushalten. Dreimal schon bin ich für ihn eingetreten, dem Namen des Hauses zuliebe, und habe — wohl oder übel! — seine Schulden bezahlen müssen, und nun macht er mirs wieder so! 90 000 muß ich herausnehmen, auf einem Brett! Noch eine solche Schlappe, und ich selber kann — betteln gehn."

Mit diesen Worten lehnte sich der alte Herr in den Stuhl zurück und sah vor sich hin, während seine linke Hand unruhig die Armlehne trommelte.

Thomsen war ganz fassungslos: „Was machen wir, lieber Rust?!"

„Ja, was machen wir!" wiederholte Herr Wullenweber. „Mein Rat ist am Ende."

„Und doch muß man die Hoffnung nicht sinken lassen!" tröstete Thomsen, nur um etwas zu sagen.

„Darf ich einen Vorschlag machen?" gab Matthias dazu, in seiner ruhigen Weise.

„Sprechen Sie, lieber Rust!"

„Ich habe schon lange darüber nachgedacht, ob wir nicht einmal den Versuch machen könnten, uns im fernen Weltmeere, wo noch Land zu haben ist — also in der Südsee etwa — für billiges Geld eine Kohlenstation zu sichern. Die wir natürlich mit einer Faktorei verbinden würden!"

„Um die billig zu haben", wendete Wullenweber ein, „müßten wir sie freilich erst entdecken, lieber Rust!"

„Ich könnte mir das — in dieser Weltgegend, wo das Meer mit Eilanden übersät ist — gar nicht so schwer denken", erwiderte Matthias. „Erst

gestern habe ich zufällig von Kapitän Thuissen gehört, daß man z. B. auf Neuseeland Gold, Kupfer und Kohlen gefunden hat. Soviel ich nun weiß, sind von den Inseln des Stillen Ozeans, soweit sie nicht ihre Entstehung Korallenbauten verdanken, manche auch vulkanischen Ursprungs. Und andere wiederum sollen die Reste eines alten Festlandes sein, das einst in die Südsee hinabgesunken ist. Das wären die Eilande, wo man auf Kohlen zu muten berechtigt wäre. Ich meine nun, ob man nicht wenigstens den Versuch machen könnte, in Weltgegenden, wo der Tisch für den gedeckt ist, der zugreift, den oder jenen Zipfel der Erddecke einmal ein wenig zu lüften, um zu sehen, was darunter steckt. Etwas schließlich wird ja wohl zu finden sein, so daß sich wenigstens der Anbau verlohnt. Wenns nicht rotes Gold ist, so wirds vielleicht Kupfer sein, und ist es auch Kupfer nicht noch sonst ein Erz — nun dann sinds vielleicht schwarze Diamanten, womit wir unsere Schiffe füttern. Dann könnten wir von der Art des Sperbers noch mehr solcher Wasservögel bauen — nur noch Segeldampfer! — und wo uns durch die Stillen nicht der Passat hilft oder die braven Westwinde, da fahren wir heißer und schneller mit dem Atem des Dampfgezeugs und des schwarzen Diamanten."

„Ich glaube, Herr Wullenweber, das ist ein Vorschlag, der sich anhören läßt. Geben Sie unserm Rust ein gutes Schiff — er ist der Mann und wirds schon gut machen, denn er versteht seine Sache!" So der alte Thomsen.

„Es wäre ja ein großes Unternehmen", meinte nach einigem Nachdenken Wullenweber.

„Das wär es, ja", erwiderte Matthias. „Aber ich hoffe und denke, der Wille ist der halbe Weg."

„Nun, jedenfalls werde ich mir die Sache durch den Kopf gehen lassen", gab Wullenweber zurück. „Der Gedanke ist nicht übel. Wir gewännen auch einen Stützpunkt für unsern Handel da draußen." —

Kaum drei Wochen nach dieser Unterredung, in der Frühe eines schönen Märztages, schritten drei Herren den Petersenkai entlang. Nah vor dem äußersten Ende des Hafens mäßigten sie ihre Schritte und standen schließlich vor einem Schiff still, das als das erste hinter dem Höft am Kai vor Anker lag. Eine stolze, hochbemastete Bark, die, wie der weißgestrichene Schlot zwischen Groß- und Besanmast anzeigte, auch mit Dampf vorgesehen war. Eben nahm sie ihre letzte beschleunigte Ladung ein. Mitschiffs an Backbord war auf der Hafenbahn eine Kohlenlore herangefahren, deren schwarze Hügel über ausgelegte Sputen hinweg eben noch in die Bunkerluken des Schiffes verstürzt wurden. Die Winden stöhnten. Zwei Uferkräne und die Ladebäume der Bark gaben und nahmen die letzten Kisten und Kästen auf und versenkten sie durch die Deckluken in den Raum hinunter. Auch an Steuerbord wurde noch aus Leichtern und Schuten Ballengut geladen, während ein Wasserboot die Tanks im Doppelboden des Schiffs mit Frischwasser versorgte. Schon war zum Zeichen „Alle Mann an Bord!" der blaue Peter aufgezogen und die

Schiffsglocke am Galjen ließ ihr erstes Geläut zur Abfahrt hören. Da ward dem einen der drei Herren fast etwas weh ums Herz, aber er ließ es sich doch nicht merken und tat, als wenn er fröhlich wäre. Der andre Herr im schneeweißen Haar umarmte ihn jetzt thränenden Blicks und küßte ihn auf die Wange, als wenn er sein lieber Sohn wäre. Und nun schüttelte der wackre Thomsen seine Hand, auch ihm war das Auge nicht trocken geblieben. Seinen alten Bergmannsgruß rief er ihm zu: „Glück auf und frohes Wiedersehen!"

Ein Kommandoruf des Kapitäns. Die Laufbrücke wurde eingezogen, die Ankerketten rasselten. An den Wanten kletterten Matrosen zu den Raahölzern und Stengen hinauf und entrollten unter Gesängen dem frischen Nordost die Segel. Prall gingen sie auf, ihre weißen Brüste geschwellt vom Heimatwind. Ruhig und erhaben glitt das königliche Schiff hinaus in die unbekannte Ferne. Das war die erste große Fahrt des Sperbers.

Schon fegte der Herbstwind durch Hamburgs Mauern und jagte das welkende Laub durch die Stein- und Wassergassen der Hundertbrückenstadt, als an einem späten Nachmittage ein Fahrradbote der Post die marmorne Wendeltreppe zur Reederei Johann Wullenweber hinaufstieg und aus dem roten Ledertäschchen ein Telegramm abgab. Der greise Chef der Firma, der gerade in Thomsens Gegenwart eine Besprechung mit seinem Teilhaber

hatte, nahm es in Empfang. Unmerklich zitterte seine Hand, als er oben in der Ecke den Vermerk „Telegramm aus Sydney" las. Die Depesche lautete:

„Gesuchtes gefunden. Brauche sofort 60 000
„Englische Bank Sydney. Aldebaran."

Die seltsame Unterschrift war das verabredete Geheimzeichen, so daß an der Echtheit des Telegramms kein Zweifel bestehen konnte.

„Da ist mir eine Last vom Herzen, so ist er doch glücklich am Ziele!" Mit diesen Worten erhob sich Wullenweber und nahm vom Tische das Hörrohr auf, um sich mit der Bank zu verbinden.

„Ich glaube wirklich, lieber Wullenweber, Sie haben die Absicht, das bescheidene Verlangen zu erfüllen!" unterbrach ihn Herr Stövesand. „Einem Manne, den Sie kaum seit einem Jahre erst kennen, und gleich 60 000 so in die blaue Ferne hinaus! Sind Sie so sicher, daß nicht alles ein australischer Dunst ist?"

Wullenweber antwortete: „Ich kenne Herrn Rust hinlänglich, und so sauer es mir gerade jetzt fällt, denn es ist nahezu der Rest, der mir noch geblieben ist — so muß es doch sein, ohne Augenzucken! Es ist unsre letzte Rettung! Also — Thomsen, besorgen Sie diesen Scheck vor sechs Uhr auf die Bank und sorgen Sie für telegraphische Erledigung."

Vierundzwanzig Stunden später schon traf eine zweite Depesche ein, die nur drei Worte enthielt:

„60 000 erhalten. Aldebaran."

Seitdem hörte man nichts wieder von Rust.

Herbst und Winter waren vergangen, wieder stand der Sommer vor der Tür. Im Hause Wullenweber ging alles scheinbar den gewohnten Gang. Pünktlich jeden Morgen um 9 Uhr traf der greise Chef der Firma aus Blankenese ein, wo er, hoch oben auf der elbüberschauenden Höhe des Süllbergs, in herrlichster Lage über Gärten und Hügeln, ein Weinbergshäuschen besaß. Seit dem Tode der Gattin und des einzigen Sohnes teilte ers — ebenso wie wintersüber die große Hamburger Wohnung am Jungfernstieg — ganz allein mit einer betagten Haushälterin. Die erste Geschäftshandlung, die der alte Herr einen Tag wie alle vornahm, wenn nicht gerade gewisse überseeische Briefe seine Aufmerksamkeit ablenkten, war das eingehende Studium der Schiffsbewegungen. Kein Tag wohl verging, wo er nicht von Stürmen, Strandungen gelesen hätte, von Schiffen, die überfällig waren oder solchen, die als verschollen galten. Nur den einen Namen, den seine Augen suchten, konnte er nicht finden, den Sperber.

Kürzer und kürzer wurden die Tage, immer weißer, schneeweißer das ehrwürdige Haupt, das über die Ehre seines Hauses wachte. Oft bis in die tiefe Nacht hinein. Und die hohe Wullenweberstirn, die ernste, die vom Gram gestreifte, wurde je länger je mehr auch von Sorgen gefurcht. Nun flockte schon der weiße Winter um Giebel und Türme, und in alten, urväterischen Kaminen prasselte die rote Flamme.

An einem späten Abend, als schon alle Angestellten

das Haus verlassen hatten, saß oben in seinem Kabinett noch allein der alte Wullenweber. Sogar seinen Thomsen hatte er fortgeschickt. Vor ihm lag ein Dutzend Briefe, alle von seiner Hand geschrieben. Nur noch die Unterschriften fehlten. Eben tauchte die Feder in das goldumbänderte Kristallfaß, und dieselbe Hand, welche sonst mit spielender Kraft und Festigkeit Millionen regiert hatte, erzitterte jetzt, als sie einen arm gewordenen Namen zeichnen sollte.

Dann wars geschehen.

Elf, zwölf Mal etwa. — Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Mannes, der „ein königlicher Kaufmann" auch noch in der Tiefe seines Sturzes blieb. Er griff zu Hut und Pelz und barg die Briefe an sich. Dann ging er einen Gang seines Lebens hinaus, der fast so schwer war wie damals, da er hinter seinem Sohne schritt und seinem toten Weibe. —

Um zwei, drei Wochen nach diesem Abend wars, als sich in einem von Baldachinlampen gedämpft erleuchteten Prachtgemache eines vornehmen Hauses am Alten Jungfernstieg eine ernstgestimmte Versammlung von Männern zusammenfand. Der Letzte, der aus dem anstoßenden Nebenzimmer erschien und die Herren mit einer stummen Verneigung begrüßte, war der Hausherr. Auf dem Tisch, vor dem Platz des alten Thomsen, den noch keiner so betrübt gesehen hatte wie heute, lagen die Handelsbücher des Hauses Johann Wullenweber. Fünfundsiebzig vom Hundert wurde den Gläubigern

geboten, der Rest unverbindlich, auf den Handschlag eines ehrlichen Mannes, in besseren Tagen.

Der Erste, der das Wort nahm, sagte mit bewegter Stimme: „Und blieben mir nur Fünfundzwanzig vom Hundert, meine Zustimmung, lieber Wullenweber, haben Sie!"

Der Zweite sprach: „Ihnen gefällig zu sein, mein alter, verehrter Freund, ist mir geradezu eine Freude, so aufrichtig und tief auch meine Teilnahme und mein Schmerz an Ihrem Unglück ist!"

Der Dritte sagte: „Sollten die Herren, die nicht erschienen sind, wirklich ernstere Schwierigkeiten machen, woran ich aber nicht glauben kann, so kommen wir andern für das Fehlende einfach zusammen auf. Das trifft den Einzelnen nur ein wenig mehr, jedenfalls nicht sehr fühlbar, und das Haus Johann Wullenweber muß uns erhalten bleiben, Hamburg und uns allen zur Ehre!"

Dieser Vorschlag fand den einstimmigen Beifall sämtlicher Herren, und sie drängten sich um die Hand des verehrten Mannes. Da fielen vor seinen Augen die Schützen der Festigkeit, die so lange in diesem starken Charakter Schmerz und Verzweiflung zurückgedämmt hatten, und statt ihrer nun ging ihm die Freude über in heißen, lösenden Tropfen. Noch war er seiner nicht mächtig, der alte Herr, als draußen die elektrische Klingel schnurrte und gleich darauf unter der Tür die alte Hausdame, Frau Möbius, erschien. Sie hatte eine silberne Tablette in der Hand, auf der eine Depesche lag.

„Da kommt noch eine Zustimmung," meinte

einer der Herren, „das Gute wie das Üble geht immer gleich doppelt ein!"

„Danke, liebe Möbius," sagte Wullenweber, indem er das Telegramm öffnete. „Hoffentlich bringts auch Gutes!" Er las . . .

„Amt Ritzebüttel, 4 Uhr 50 Min. nachmittags.
„Passiere soeben Cuxhaven Feuerturm. 11 Uhr
„mit Hochwasser Petersenkai. Glück auf!
Aldebaran."

An diesem Tage vergoß Herr Wullenweber keine Thräne mehr, und die Herren, die zu einer schmerzlichen Beratung zusammengekommen waren, gingen festlich auseinander. —

Es hatte von den Türmen der Runde Elf zur Nacht noch nicht ausgeschlagen, als sich der Einfahrt des Baakenhafens im Licht des vollen Mondes ein hoher Segler näherte. Alle Rahen waren vierkant gebraßt und im Feuerraum Dampf aufgemacht.

„Halbe Kraft! . . . Langsam!" schollen die Kommandorufe von der Brücke. Dann gleich darauf schon: „Langsam rückwärts . . . stopp!" Und ruhig hielt der große Holzfisch an der Kaimauer.

Die Laufbrücke wurde vorgeschoben. Im nächsten Augenblick lagen sich zwei Männer in den Armen, ein alter und ein junger, und ein dritter, dem das Haar auch schon grau ward, stand mit feuchtem Auge hinter ihnen.

In einem kleinen Zimmer des Hauses am Jungfernstieg prasselte im Kamin ein lustiges Feuer, und

auf dem Tisch, mit vier Gedecken um die helle Lampe herum, harrten schon einige Flaschen edelsten Rheinweins der Kommenden. Und als dann die Gläser klangen, und die Herzen noch wärmer wurden, als sie schon waren, da fühlten diese vier Menschen, daß sie eine Stunde Glückes genossen, wie sie nur selten sind. Die klugen Augen des wackern Thomsen leuchteten ordentlich jung vor Freude. Und nun gar erst Frau Möbius! Sie war überhaupt stumm vor Entzücken. Nein, wie dieser Rust aber auch erzählen konnte! Und wie dabei in dem kurzgeschnittenen schwarzen Vollbart, der ihm das braungebrannte Gesicht so hübsch umrahmte, die weißen Zähne blitzten, weißer wie Zuckerstücken aus den Märchenländern da unten! Die alte Dame schwärmte wortlos! Aber auch den andern ward ordentlich heiß zumute, als wären sie dabei auf seinen Fahrten, und als geschähe alles ihnen selber.

Die ganze Südsee war er durchgefahren, bis er endlich das glückliche Eiland gefunden hatte. Zwischen dem 10. und 20. Grade südlicher Breite tauchte es einsam inmitten einer Inselwelt auf, die es in der blauen Unabsehbarkeit wie ein grünender Smaragdkranz fern umgürtete. Ein Edelsteinband, an dessen schimmernde Schnüre im weiten Sonnenbogen die Freundschafts- und Schifferinseln gereiht waren, die Lagunen- und Santa Cruz-Inseln bis wieder hinunter zu den hohen Fidschis. Da war es mitten drin gelegen. Also auf der Wasserlinie etwa zwischen den Inselgruppen Melanesiens und Polynesiens, vielleicht als der letzte östliche Pfeiler

jenes alten sagenhaften Festlandes der Südsee, das dort versunken sein soll.

„Als diese Insel vor meinem entzückten Blicke, wie die schaumgeborene Göttin, leuchtend und ragend schön, aus der dunklen Flut des Meeres enttauchte, da erkannte ich sofort," sprach Matthias, „daß ich hier das begehrte schwarze Gut nicht finden würde. Denn das war kein vom Wasser gebautes Ablagerungsgebirge, wie ichs auf größeren Eilanden, Festlandresten, weiter südlich und östlich angetroffen hatte — dort nur uns nicht mehr zugänglich! — sondern ein Gebirgsstock, der, in Urzeiten von unterirdischer Macht gehoben, den Meeresgrund durchbrochen hatte.

„Ich säumte nicht, Bohrungen anzustellen. Lange vergebens. Eines Tages aber, nachdem wochenlang nichts als Mehl und Schmant gekommen war, fördert mein Täucher ein blaues Magma heraus, das ich als vulkanischen Blaugrund erkenne. Hier also mußte „Kohle" gefunden werden, nur anders freilich, als ich es solange gehofft hatte! Und wirklich, ich fand auch Kohle — fand die glitzernde, wasserklare Kristallkohle, die wir Diamant nennen. Da hab ich Ihnen, Herr Wullenweber, schon eine Handvoll mitgebracht. Es lohnt sich schon. Für ein kleines Säckchen davon, das ich zur Hälfte in Adelaide, zu den andern Teilen in Singapur und Kalkutta losschlug, bringe ich Ihnen 12 000 Pfund Sterling in Banknoten mit. Hier! ... Dazu noch 4000 Pfund in Goldstücken für das köstliche Linnen und die Tuche, die Sie mir mitgaben. Vier straffe,

pralle Beutel, da sind sie! ... Aus den Leder- und Rauchwaren konnt ich leider nicht soviel herausschlagen, als wir gerechnet hatten. Immerhin erhielt ich auch 3000 Guineen dafür, die ich für die Rückladung gut und billig wieder angelegt habe. Ich bringe dafür 400 Säcke aromatischen schwarzen Pekkotee und 100 Ballen chinesische Seide mit. Aus Ceylon ein Kästchen Perlen, weißes Elfenbein und Gewürze. Indische Schals —"

„Für Frau Thomsen etwas und unsre liebe Hauswirtin!" unterbrach hier lächelnd Wullenweber.

„... aus Madras und Kalikut," fuhr Matthias fort. „Aus der Straße Bab el Mandeb arabische Thränen vom Mimosenbaum und köstliche Balsame. Und außerdem noch etwas! Als ein schwarzes Gegenstück zu der Diamantinsel, die uns nichts gekostet hat und auf der heute die deutsche Flagge weht, weil wir einmal die Ersten waren, bringe ich Ihnen doch noch — hier ists verbrieft und besiegelt (hierbei holte er eine Urkunde aus der Tasche) — eine kleine Kohlenstation mit! Ich habe sie für die 60 000 Mark, die Sie mir nach Sydney schickten, billig auf Kaiser-Wilhelmsland erstanden. Sie ist auf einem weitstreichenden Flözlager angelegt, das in mächtigen Bänken zur Tiefe fällt, und die Vorarbeiten zur Erschließung sind im Gange.

„Daß Sie leider meine beiden Briefe nicht erhielten — die Schiffe sind wohl verloren gegangen! — und daß Sie all diese lange Zeit in der Ungewißheit geschwebt haben, das tut mir von Herzen leid. Hoffentlich aber bin ich doch noch nicht zu spät

gekommen! Darauf wollen wir jetzt unsre Gläser anklingen lassen!“ ...

Ein Jahr nach diesen Ereignissen stand das Haus Johann Wullenweber gefestigter da, denn je zuvor. Nur mit dem greisen Haupt des Hauses ging es nicht mehr so recht. Man konnt es dem alten Herrn wohl ansehen, er war müde geworden! So geschah es denn eines Tages, daß das, was kommen mußte, nachdem es sich schon so lange vorbereitet, nun wirklich eintrat.

An einem der feuchten, schwermütigen Herbstabende, wie sie der Wasserkante eigentümlich sind, rief Herr Wullenweber Thomsen und Rust in sein Kabinett zu sich. Draußen tickte der rinnende Regen Tropfen auf Tropfen an die Fensterscheiben. Mit einer müden, lässigen Handbewegung lud der Alte die Herren zum Sitzen ein. Dann, nach einer kleinen Pause, begann er.

„Mein lieber Thomsen! Mein lieber Herr Rust! Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Ich bin alt und müde geworden. Nun fühle ich das Bedürfnis, mir die Ruhe zu gönnen, die ich nach einem Leben, das Arbeit und Mühe gewesen, wohl verdient haben mag. Weib und Kind besitze ich nicht mehr. Auch sonst ist mir vom Schicksal kein Wesen beschieden worden, das ich mein nennen könnte, so daß ich, wenn meine Stunde kommen wird, als ein armer Mann aus der Welt gehen werde. Von den Gütern, die ich zu hinterlassen

habe — ich war lange im Zweifel, für wen! — ist das Teuerste, das ich besitze, mein guter, alter, ehrlicher Name. Ich wüßte nun niemanden auf Erden, in dessen Hände ich dieses köstliche Gut so gern und überzeugt vertrauen möchte, wie in Ihre Hand, mein lieber, getreuer alter Thomsen, und dann in Ihre Hand, bester, lieber Rust! So habe ich denn beschlossen, da ich mein Geld und Gut ja doch nicht verbrauchen und noch viel weniger mit mir nehmen kann, Euch beide schon heute in die Verwaltung meines Besitzes einzusetzen, und ich bitte Sie, meine Nachfolger zu werden!"

Herrn Thomsen und Matthias waren bei diesen Worten, ebenso wie dem alten Wullenweber, die Thränen ins Auge getreten, und sie wußten lange nicht, was sie dazu sagen sollten. Das Mitgefühl über die Tragik eines guten und großen Menschen, dessen Sonne zu Abend geht, war noch zu frisch und brennend in ihnen, als daß schon eine starke Freude über diese wunderbare Fügung ihres eigenen Loses hätte aufkommen können. Und Stunden später noch, als die Glockenuhr vom Petriturme schon die Mitternacht angeschlagen hatte, und Matthias oben am Dachfenster seiner kleinen bescheidenen Stube stand und noch einmal im Geiste die seltsamen Wege seines Lebens zurückging, da war ihm das Wunderbare der heutigen Wendung in der schmerzlichen Verwirrung und Erregung seiner Gefühle immer noch gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen. Ja, hinter der Betrübnis, die ihn noch ganz erfüllte, schien sich beinahe ein

Empfinden zu verbergen, als ob das Ereignis des Tages unter den Verhältnissen, wie sie nun einmal lagen, eigentlich etwas ganz Selbstverständliches sei, was so kommen mußte, wie es eben kam. In seinem schlichten, starken Gefühle erschien es ihm einfach als das Ergebnis seiner Existenz, die sich aus der ihr innewohnenden Triebkraft und mit Wahrnehmung der Umstände, die ihr Luft und Wasser gaben, ausgebreitet hatte. Und wenn ihm das Ungewöhnliche dieses Aufstiegs, der ihn aus tiefen Abgründen der Verzweiflung, der Verkennung und der Erniedrigung in Schmach und Schande auf eine so beneidenswerte Höhe menschlicher Tätigkeit geführt hatte, auch immer mehr zur Erkenntnis kam, so fand er sich doch sehr bald in seine neue Lage und lernte sie meistern. —

Es war noch kein Jahr wiederum vergangen, bis sich Rust mit sämtlichen Zweigen des Geschäftes so vertraut gemacht hatte, als wäre er von klein auf darin aufgewachsen. Und dennoch, die rechte, die wirklich tiefergehende Befriedigung hatte sich in seinem Innersten nicht eingestellt! Vielleicht spielte hierbei ein ihm selber nicht ganz klares und mehr unbewußtes Empfinden mit, daß hier doch nicht sein Platz unter allen Umständen unersetzbar sei. Einrichtung und Gefüge des Geschäftes befand sich noch vom alten Herrn her in einem so wohldurchdachten vortrefflichen Zustande, daß in diesem treibenden Rädergetriebe eigentlich alles ganz von selber ging. Ein Rad faßte in das andere ein, und so trieb auch jedes das andre, Welt und Menschen

mitergreifend: es war ein Kunstwerk, bewegt und bewegend in seiner geordneten Einfachheit. Nun kam hinzu, daß sich Rust in dem alterfahrenen Thomsen, der seit nahezu dreißig Jahren Wullenwebers rechte Hand gewesen, eines Teilhabers erfreute, wie er ihn gar nicht besser sich hätte wünschen können. So mochte es sich wohl erklären, daß er seine Anwesenheit gerade an dieser Stelle, wo sie weniger nötig war, nahezu als eine Kraftverschwendung empfinden mußte, während seine starke kundige Hand unten in der fernen Südsee, in den von ihm neu erworbenen Bergbetrieben, an allen Ecken und Enden fehlte. Und doch war dieses, wie gesagt, mehr unbewußt wirkende Gefühl keineswegs die Hauptursache, die Matthias zu seinem folgenreichen Entschlusse bewegte. Der eigentliche und tiefere Grund war die Liebe zu seinem Kinde.

Lange Zeit hatte er nichts mehr gehört von Martha. Allerdings, er hatte ja auch nicht gefragt nach ihr, und so konnte sie nicht einmal wissen, daß ihr Vater am Leben war. Es ist wohl Menschenart, daß wir im Unglück am liebsten allein sind und uns verbergen möchten, wie sich die Kreatur versteckt, wenn sie ans Sterben kommt. In Tagen des Glücks dagegen will der Gute an seinem Leben teilnehmen lassen und Freude schenken, um sie doppelt dann von geliebten Wesen wiederzuempfangen. So ging es Rust jetzt. Die Sehnsucht nach seinem Kinde packte ihn allmächtig, und er hätte lieber heute als morgen seinen Koffer geschnürt, um ein Wiedersehen herbeizuführen. Aber

das ging nicht so schnell. Noch immer war ihm seine Schuld im Wege! Und wars auch nur eine Gedankenschuld gewesen, die so jäh, wie sie an ihn gekommen, von seiner Seele gefallen war, so wußten doch die Leute darum. Und die Leute sind nicht immer Menschen, die in ihre eigene Brust fühlen, wo sie dann vielleicht für ihre Brüder und Schwestern ein Vergeben finden würden. Und nun hatte er ja auch die Brücken hinter sich abgebrochen. Er war nicht Mattheis mehr, er war Rust geworden. Sollte er sein neues Leben, sollte er seinen Wohltäter, der ihm die Hand dazu gereicht, Lügen strafen? Nein, es war nicht möglich, nach Hamburg konnte er sein Kind nicht kommen lassen. Er hätte damit vor zudringlichen Augen die Decke seiner beweinten, begrabenen Jahre gehoben, und wohl am schwersten darunter würde das zarte Gemüt Marthas gelitten haben. So ward er mit sich einig, daß er von Hamburg, wo er heute schon bekannt war und wo viele Augen auf ihn gerichtet standen, fort mußte. Weiter, weiter in die Welt hinaus, wo ihn niemand kannte und auch keiner ihm begegnen konnte, der um das Geheimnis seines Namens wußte. Dort konnte er seine Tochter zu sich nehmen und ihr den Vater wiedergeben. Dort konnte er sie, die nun in ihr neunzehntes Jahr ging, vielleicht als junge Gattin mit dem geliebten Freunde ihrer Jugend beglücken; denn wie wäre seinem Vaterauge verborgen geblieben, daß Rasmus und Martha sich teuer waren. Und dort auch, auf seiner geliebten Südseeinsel, deren

Schönheit er nicht vergessen konnte, fand er eine Aufgabe vor, die zu lösen seinen unruhigen Geist reizte, die durchzuführen heute eine Forderung des Hauses war.

So bestellte er sein Haus und bereitete allmählich, ohne Hast und Überstürzung, seine Übersiedelung nach Ozeanien vor. Inzwischen aber hatte er sich an seinen alten Freund Brennewald gewendet und durch dessen Vermittlung in vorsichtiger Weise an Martha einen Brief gelangen lassen. Wie erbangte sein Herz vor Freude, als er eines Tages vor sich in seiner Hand die Schriftzüge des geliebten Kindes erkannte. Nur etwas ausgeschriebener als damals, nicht ganz so kindlich mehr. Und wie verdoppelte sich diese Freude noch, als er den Brief gelesen hatte. Hier freilich waren die Ereignisse den väterlichen Wünschen vorausgeeilt. Mit der Ungeduld der Jugend. Seit zwei Jahren war Martha die glückliche junge Frau ihres Erwählten — Rasmus hieß er! — und nun war sie auch schon Mutter geworden! „Begnadet", wie sie schrieb, „mit einem holden Knäblein, einem kleinen Ebenbilde ihres unvergeßlichen Vaters ..." Sie wohnten in dem hübschen Häuschen, das er der Tochter zu dem kleinen, bescheidenen Vermögen, das er besessen, hinterlassen hatte. Und ihr Erstgeborener hieß Heinrich Matthias Michel, nach Vater und Vätern genannt.

Von diesem Tage an verdoppelte Matthias seine Anstrengungen, die Übersiedelung zur Ausführung zu bringen. Blieb doch immerhin noch manches zu

tun in Hamburg, wie man dies bei dem Weltbetrieb des Hauses sich ja leicht vorstellen wird. Vor allem aber mußten noch zuvor gewaltige Mittel flüssig gemacht werden, um Herrn Stövesand abzufinden, der nach gütlicher Vereinbarung mit dem alten Wullenweber zum neuen Jahre aus dem Geschäfte ausscheiden sollte. Nur unter dieser Bedingung hatte Wullenweber, kurz vor seinem Rücktritt, noch einmal, zum letztenmale, die Schulden seines Teilhabers gedeckt. Wenn nun auch natürlich alle diese Gelder Herrn Stövesand angerechnet worden waren, so blieb doch immerhin noch eine recht ansehnliche Summe übrig, die ihm bis Neujahr auf sein Anlagekapital herausgezahlt werden mußte. Arbeit galt es da, doppelte, dreifache Arbeit, aber sie blieb auch nicht vergebens.

Da sollte noch fast in letzter Stunde vor Rusts Abreise ein Ereignis eintreten, das seinen Plänen verhängnisvoll ward und ihm selber mit. Um es ganz zu verstehen in seiner vollen Seltsamkeit und Zufallstücke, müssen wir ein wenig zurückgreifen. Noch in der letzten Zeit des alten Herrn waren Aufträge auf Schiffswellen nach Sterkerade an die Gutehoffnungshütte vergeben worden. Bei einer dieser Gelegenheiten nun hatte Rust, in dem erklärlichen Bestreben, seine Ehre dort wieder hergestellt zu sehen, unvorsichtigerweise ein paar Zeilen an Hollenbusch angefügt. Sie wurden auch sehr bald freundlich beantwortet, natürlich so wie er geschrieben hatte, unter seinem richtigen Namen. Schon dadurch hatte er sich seinen Mitangestellten

gegenüber, die ihn nur als „Herr Rust“ kannten, in die Gefahr begeben, Mißdeutungen herauszufordern. Glücklicherweise gelangte dieser Brief zuerst in die Hände des Chefs, der dafür sorgte, daß er nicht weiter bekannt wurde. In Gutehoffnungshütte dagegen sprach es sich natürlich sehr bald herum, daß Herr Mattheis Glück gehabt und als Angestellter eines großen Hamburger Hauses — auch der Name wurde genannt — heute „ein gutes Leben führe“. Nun traf es sich um dieselbe Zeit, daß Duysing neuer Machenschaften wegen, die zutage gekommen waren — der Krug geht eben solange zu Wasser, bis er bricht — aus seiner Stellung entlassen wurde. Was lag näher, als daß dieser niedrigdenkende unselige Mensch, der das Fädenspinnen nicht lassen konnte, so wars ihm schon zur andern Natur geworden, diese beiden Ereignisse, den großen Auftrag aus Hamburg und seine bald darauf folgende Ablohnung, in Zusammenhang brachte. „Selbstverständlich“, so dachte Duysing, habe man ihm die Stelle nur deswegen aufgekündigt, weil man für Hamburg den Einfluß des Herrn Mattheis befürchte, mit dem mans, des lieben Geldbeutels wegen, nicht verderben dürfe. Man wird sich vorstellen können, wie unter diesem Verdachte der alte Haß des Ofenmeisters wieder Nahrung fand und vom frischen emporloderte. Da seines Bleibens in Gutehoffnungshütte nun einmal nicht mehr war, faßte er den Entschluß, sein Glück ebenfalls wie der verhaßte Mattheis in Hamburg zu versuchen. Vielleicht gelangs auch ihm, dort

Wurzel zu fassen, und es bot sich dazu noch die Möglichkeit dort, seine Rachelust zu befriedigen. Kurz und gut, eines schönen Tages finden wir Duysing mit Kind und Kegel in Hamburg wieder. Und er stieg jetzt eben die Treppe zu Johann Wullenweber hinauf. Seine Frau hatte er aber weislich in der Unterkunft gelassen und ihr nichts gesagt von seiner Absicht, denn er traute ihr nicht mit dem Mattheis!

Da stand er nun vor derselben Türe, durch die einst Rust gegangen war. Und kurz entschlossen trat er ein. In Gedanken hatte er sich schon das erschreckte Antlitz ausgemalt, das Herr Mattheis diesmal zeigen würde, wohl anders als damals bei der Heidebegegnung! So sehr er aber auch sein scharfes Späherauge durch den Saal gleiten ließ, das gesuchte, verhaßte Gesicht war nicht zu entdecken. Am ersten Pult gleich brachte er sein Anliegen vor. Es war kein Platz vorhanden. Kühl, höflich abweisend, wurde ihm dieser Bescheid von einem ältern Herrn zuteil, sodaß er schneller wieder draußen auf der Treppe stand, als er es wohl erwartet hatte. Das war kein guter Anfang. Da — zu seinem Erstaunen — öffnet sich hinter ihm nochmals die Türe, und er wird wieder zurückgerufen ... „Bitte, links in das Kabinett hinein!"

Rust, der sich allein im Zimmer befand — Herr Thomsen war gerade ausgegangen — hatte durch die halb geöffnete Tür das Gespräch mitangehört und Duysing sofort an der Stimme erkannt. Und — er ließ ihn zurückrufen! In einer gütigen, später freilich noch viel bedauerten Anwandlung seiner

schnell entschlossenen großmütigen Seele, der alles Kleinliche fernlag, und die auch nicht nachtragen konnte, am wenigsten, wo sie Reue oder Not zu sehen glaubte. Er ließ ihn zurückrufen und verschloß hinter ihm die Türe. Es dauerte nur wenige Minuten, bis Duysing wieder herauskam. „Also — geben Sie am dritten Pult ihre Adresse ab." Diese Worte wurden ihm noch von Rust nachgeschickt.

Im nächsten Augenblick ging im Kabinett der Fernsprecher.

„Guten Morgen, Herr Stövesand!.... Danke, danke! Wie Ihnen?.... Ja?... ja?.... Ich hätte eine Bitte... Wie? Nein, o nein! Durchaus versehen, ich bin schon froh, wenn Sie keins wollen!... Nein!... Nein, ich wollte nur fragen, ob in Ihrer neuen Fabrik drüben die Werkmeisterstelle noch frei ist... ja? ja?... Ja, ich habe hier jemanden. Der Mann war bis vor kurzem Ofenmeister in Gutehoffnungshütte und sehr, sehr tüchtig in seinem Fach... hm... ja. Ich darf Ihnen allerdings nicht verschweigen, daß sein Mundwerk nicht grade das beste von der Welt ist, und daß er auch ein wenig zu Winkelzügen neigt. Aber ich denke, da kann man sich schließlich wohl durch etwas Vorsicht schützen, und in unsrer scharfen hamburgischen Luft gedeiht auch dergleichen nicht. Der Mann hat seine alte Mutter hier und Frau und Kinder — Gut... schön. Ja, ich werds ihm mitteilen. Schluß." —

Am andern Morgen trat Duysing eine Werkmeisterstelle in der von Niels Stövesand neu be-

gründeten Schiffskesselschmiede auf dem Kleinen Grasbrook an.

Vier Wochen später lief bei der Hamburgischen Polizei eine nicht gezeichnete Anzeige ein, wonach sich Herr Rust, Inhaber der Firma Johann Wullenweber, eines falschen Namens bedienen sollte. Nur durch einen Zufall erfuhr es Rust vom Revierleutnant seines Viertels. Da ihm die Namensänderung auf seine ausführliche freimütige Begründung und die warme Befürwortung des alten Senators hin von der Behörde gestattet worden war, blieb diese erste Dankesquittung Duysings ohne weitere Folgen.

Rust zerbrach sich auch nicht lange den Kopf darüber, wer der tapfere Angeber gewesen sein könne, er sah andere Aufgaben vor sich. Seine Vorbereitungen waren nun so weit vorgeschritten, daß er in wenigen Tagen an Bord gehen konnte. Das wohlbefrachtete Schiff lag schon seeklar im Hafen, und es wartete nur noch auf ihn. Leider aber wars diesmal nicht sein alter Südseefahrer wieder, der Sperber, der ihn vor drei Jahren in die Welt geführt hatte, sondern ein älterer Dampfer, die Kleopatra, deren Seetüchtigkeit nicht mehr ganz auf der Höhe stand. Sie sollte nun mit ihm ihre letzte große Fahrt antreten und sollte dann nach ihrer Rückkehr künftighin nur noch zur Küstenschiffahrt für kleine Nord- und Ostseefahrten Verwendung finden. So wenigstens war es über diese alte Königin aus Ägyptenland beschlossen worden. Die jüngeren und glücklicheren Schiffe des

Hauses schwammen sämtlich, über die ganze Welt verstreut, auf hohen Meeren. Die beiden Westindienfahrer, Orion und Gemma, kreuzten in den südlichen Antillen oder Inseln unter dem Winde; der Aldebaran schluckte Sonnenglut an der Gold- und Sklavenküste; der Südstern schwamm in Indischen Gewässern, irgendwoferne, und die Miranda träumte Mondenschein im Hafen von Sansibar. Der Sperber aber, der, auf der östlichen Rundfahrt, von Neuguinea und Kaiser-Wilhelmsland kam und um diese Zeit Kap Horn passieren mußte, sollte in Pernambuco an der brasilianischen Küste mit der Kleopatra zusammentreffen, dort mit ihr die Ladung auswechseln und dann seinen neuen Herrn und Reeder zurück in die Südsee führen. Der Tag der Abreise war nunmehr festgesetzt auf Freitag den 3. September, vormittags 11 Uhr, Hochwasserzeit.

Am Donnerstag abend drei Viertel vor Neun klingelte es an der Wohnungstür des Herrn Stövesand, Glockengießerwall Nr. 16, eine Treppe.

Ein Mädchen öffnete und führte den späten Besucher, der sich angemeldet hatte, in das Zimmer des Herrn. „Nun, wo brennt es, Duysing?" begann Herr Stövesand das Gespräch.

„Es ist mir durch einen komischen Zufall bekannt geworden, Herr Stövesand, daß Sie sich in Schwierigkeiten befinden —"

„So — so? Woher haben Sie denn das?" versuchte Herr Stövesand, dessen Gesicht wie ein Krebs kochte und in dessen Atmosphäre ein dunkler,

schwerer Duft von Weingeist schwamm, ein Gähnen zu bezwingen.

„Und ich glaube in der Lage zu sein — Sie verzeihen, wenn ich fortfahre! — Ihren Verlegenheiten abhelfen zu können."

„Herr Duysing, Sie fangen an mir interessant zu werden! Bitte, weiter, und ohne Zwang!" Herr Stövesand lehnte sich tief in den Sessel zurück.

„Es wird Ihnen ja wohl bekannt sein, sicher ebensogut wie mir, Herr Stövesand, daß Ihr Ausscheiden aus dem Hause Johann Wullenweber Ihren beiden Herren Teilhabern sehr erwünscht kommt, mehr erwünscht, als es eigentlich von früheren Untergebenen anständig ist."

„Lassen wir das!"

„Sie sind wahrscheinlich ganz ahnungslos, daß der ursprüngliche und hauptsächliche Verursacher dieser Sachlage Herr Rust ist, der hier, wie man erzählt, als gewöhnlicher Kohlentrimmer begonnen haben soll und heute, Chef eines Welthauses, auf einem Posten steht, der von Rechts wegen —"

„Bitte, zur Sache!" unterbrach ihn Stövesand, unangenehm berührt.

„Sie kennen die Assekuranzhöhe der Kleopatra?"

„Warum?"

„Es ist ein altes Schiff — ich hörte, mit 600 000 sei es versichert, oder noch etwas mehr."

„Was kann das für ein Interesse für Sie haben? Und aus welchem Grunde erzählen Sie mir das alles?"

„Wäre das ein Glück für Sie, wenn diese alte baufällige Kiste Havarie erleiden sollte! Und wenn es noch vor Neujahr passierte, ehe Sie aus dem Geschäfte ausgeschieden sind... ehe der alte Vertrag erlischt!... Es wäre ja eine hübsche Hälfte, die Sie noch herausgezahlt bekämen!"

„Seien Sie unbesorgt, es passiert nichts", antwortete Stövesand und versuchte dabei zu lächeln.

„Passen Sie mal auf, Herr Stövesand, ich glaube sogar, es wird etwas passieren — ich habe so meine Ahnungen — es wird sicher etwas passieren..."

„Meinen Sie —???" starrte Stövesand den Mann an, der ihm gegenüber stand.

Dieser, indem er einen vertraulichen Ton anschlug: „Darf ich sicher sein, daß etwas, was ich Ihnen jetzt anvertrauen möchte, unter uns beiden bleibt?"

„Sprechen Sie."

„Ich habe einen Bekannten auf dem Schiffe, der als Matrose die Fahrt mitmacht, d. h. vielleicht nur bis Portsmouth, der vorletzten europäischen Anlegestelle, wo er das Schiff — verlassen könnte... Dieser Mann, den ich kenne wie meinen Rock, und der mir vollständig ergeben ist, hat Zutritt zu den Unterwasserventilen im Doppelboden des Schiffs und weiß ihre genaue Lage..."

„Herr Duysing! Wofür halten Sie mich?!"

„Für einen Ehrenmann, Herr Stövesand! Denken Sie, ich möchte ein Verbrechen wider das Leben eines Menschen auf mich laden? Nicht eine Fliege könnt ich umbringen, geschweige so viele Menschen, und wäre mein grimmigster Feind

darunter! Aber ich sagte ihnen schon, Portsmouth, wo der Matrose das Schiff verlassen soll, ist die vorletzte Station, die letzte wäre dann Cherbourg. Wir haben morgen den 3. September. Das Wetter ist schön und beständig. Die deutsche Seewarte kündet sogar für die nächsten Tage noch ein weiteres Steigen des Barometers an. Die Entfernung Portsmouth—Cherbourg beträgt kaum 90 Seemeilen. Sechs Boote sind an Bord für etwa 40 Menschen, und das Meer ist ruhig wie eine Schlafrobbe, kein Seegang, kaum daß sich ein Lüftchen regt! ... Ich habe mir nun überlegt, es brauchten die Ventile ja nur um ein winziges Nichts in Portsmouth gelockert zu werden, um den alten Kasten, der seine 600 000 Mark erst dann wert sein wird, wenn er nicht mehr ist, auf der Höhe des Kanals, etwa zwischen der Insel Wight und Cherbourg, zum Sinken zu bringen. So langsam und gefahrlos, daß der Schiffsmannschaft genügend Zeit bleibt, um in aller Seelenruhe die Boote auszusetzen und nach Portsmouth zurückzukehren oder wenn es ihnen besser in Cherbourg gefällt, meinetwegen auch dorthin zu rudern."

Niels Stövesand seufzte schwer aus tiefster Brust herauf.

Duysing lächelte. „Sie brauchen sich nach keiner Richtung hin Skrupel zu machen, Herr Stövesand, auch nicht der Konkurrenz wegen. Die Gesellschaften haben an Ihnen schon so viel verdient, daß ihnen noch immer bleibt, und sie an Ihnen keinen Schaden erleiden!"

„Sind Sie des Menschen wirklich sicher?“ sagte Niels Stövesand, ohne Duysing dabei anzublicken.

„Wie meiner selber.“

„Und der Preis?“

„Zehntausend für mich, zehntausend für den Matrosen. Die Hälfte sofort, die andre Hälfte zahlbar nach Vollbringen.“

Niels Stövesand stand unentschlossen. Man sahs, wie er kämpfte!

„Denken Sie nicht an das Geld, Herr Stövesand, denken Sie an den elenden Menschen, der Sie hinausgebissen hat aus Ihrem schönen Geschäfte!“

Niels Stövesand schritt zu dem Geldschrank hin und entnahm ihm ein Bündel Reichsbankscheine.

„Hier!“ —

„Soll ich quittieren?“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ —

In dieser Nacht tat Niels Stövesand kein Auge zu. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne des 3. Septembers zögerte hinter Westgewölken, die ihre grauen Ballen langsam nach Osten weiterschoben. Ein kühler Wind ging in den Gassen um, der erste Bote des Wetterumschlags, der sich vorbereitete. Von Sankt Katharinen schlug es schon Dreiviertel herüber, als sich vom Bremer Ufer her mehrere Herren dem von Schiffen erfüllten Indiahafen näherten. Am Australiakai bestieg der jüngste von ihnen — seine vierzig Jahre sah ihm keiner an — die bereitgehaltene Gig, die ihn hinüber zum Schiff bringen

sollte. Mitten im Hafen lag es noch sicher, an der ersten Pfahlgruppe der Dukdalbenreihe verankert und vertäut. Die andern Herren, unter denen wir zur Rechten des getreuen Thomsen den alten Wullenweber erkennen, der sichs nicht hatte nehmen lassen aus Blankenese zu kommen, blieben auf dem Kai zurück.

„Also, lieber Rust, befolgen Sie meinen Rat," rief ihm Wullenweber noch ins Boot nach. „Verlieren Sie nicht einen kostbaren Tag in diesem langweiligen Portsmouth, sondern suchen Sie lieber so schnell als nur möglich die hohe See zu gewinnen. Cherbourg können Sie sich ganz schenken! Das barometrische Wettertief, das heute die deutsche Seewarte meldet, kommt von Neu-Fundland herüber, und es könnte Ihnen verhängnisvoll werden, wenn es Sie noch im Kanale trifft. Also — lebe wohl — lebe wohl! Vielleicht — so Gott will — auf Wiedersehen!" ...

Nach einer abermals schlaflosen, stürmischen Nacht klingelte am Morgen des 5. September — es war ein Sonntag — Niels Stövesand dem Diener. „Bringen Sie sofort diese Depesche zur Post. Antwort bezahlt." — Das Blatt lautete:

„Mr. Rust an Bord der Kleopatra, Portsmouth,
„Hafen. Nicht weiter fahren! Ereignisse halber
„erst Nachricht abwarten.
Johann Wullenweber."

Bereits drei Stunden später brachte ein fahrender

Bote das Telegramm zurück mit dem englischen Postvermerk:

„Unbestellbar, da Empfänger vor zwei Stunden „Hafen mit Schiff verlassen hat."

Stövesand ließ das Blatt zur Erde fallen und starrte den Diener an, so daß der gar nicht wußte, was er davon halten sollte. — „Hafen ... Schiff verlassen ..." wiederholte er murmelnd und starrte ...

Als auch die Nacht zum Montag vergangen war, sturmdurchfegt und qualendurchrüttelt, die furchtbarste seines Lebens, da wußte Niels Stövesand, wenn der Tag seiner Hölle und Angst keine Lösung bringe, daß er noch eine Nacht wie diese nicht mehr überstehen werde.

Der ganze Tag verging, Stunde um Stunde verrann — jede Stunde wie tausend Jahre der Ewigkeit — und noch immer, noch immer keine Nachricht!

Da endlich — um 9 Uhr abends — wird in die Klingel gerissen und herein kommt Thomsen gestürzt, ein Bild völliger Verstörung. Er hatte von der Telefunkenstation der deutschen Seewarte soeben diesen Rohrpostbrief erhalten. „Lesen Sie selbst!" stammelte er.

Mit zitternden Händen fingerte Niels Stövesand an dem Blatte herum und las:

„Herrn Johann Wullenweber, hier, zur „Kenntnis. Auf seiner Rückreise von New York „wurde heute Nachmittag gegen 6 Uhr von einem

„Ozeandampfer des Norddeutschen Lloyd, dem
„nach Bremerhaven fälligen Kronprinz Friedrich
„Wilhelm, in der Nähe der Scilly-Inseln eine für
„Sie bestimmte Flaschenpost gesichtet. Trotz
„bewegter See gelang es die Flasche aufzufischen.
„Sie enthielt einen mit Bleistift beschriebenen
„Zettel, der diesen Inhalt hatte:

‚Kleopatra, Schiff Johann Wullenwebers aus
‚Hamburg, unterm 12. Grade westlicher Länge in
‚schwerem Wetter sinkend. Anscheinend verbreche-
‚rischer Anschlag durch Lockerung der Unterwasser-
‚ventile. Matrose Cordus seit Portsmouth vom
‚Schiff verschwunden. Wir empfehlen unsere
‚Seelen Gott.

Matthias Rust.‘

Hierzu hatte das Amt noch folgende Nachschrift gefügt:

„Wir erhielten diese Nachricht gegen 7 Uhr
„durch ‚tönende Funken‘ von der Signalwarte des
„Schiffes. Durch einen zweiten Funkenspruch vom
„Schiffe aus wurde gleichzeitig die Hafenpolizei
„von Portsmouth verständigt. Wie wir durch eine
„englische Depesche von dort erfahren, ist es auch
„bereits gelungen, den Matrosen Cordus zu ver-
„haften. Man fand ihn in einer übelberüchtigten
„Wirtschaft.

(Gez.) Die deutsche Seewarte."

Die beiden Männer sahen sich wortlos in die Augen. Dann — ging Herr Thomsen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch in derselben Stunde entnahm Niels Stövesand dem Geheimfache seines Schreibtisches einen lederverhüllten schweren Gegenstand und schlich damit hinaus in die stürmende Nacht....

Viertes Kapitel.

Mit dem Passat um die Erde.

Rusts Tagebuch ist uns erhalten geblieben. Und besonders die Aufzeichnungen, die er über die Unheilsreise der Kleopatra und den Untergang des Schiffes hinterlassen hat (es sind nur wenige Blätter, und wie flüchtige Augenblicksbilder in eilender Kurzschrift hingeworfen), sie verdienen es, daß der Erzähler dieser Geschichte auf einige Zeit zurücktritt und Rust selber sprechen läßt. Der Abschnitt der wenig umfangreichen Niederschrift, den wir hier herausgreifen, beginnt mit dem Tag der Ausreise der Kleopatra. Hören wir, was uns Rust berichtet.

An Bord der Kleopatra.

Hamburg, den 3. September.

Die Trossen sind losgeworfen. Der elfte Glockenschlag von Sankt Katharinen zittert noch in der grauen Luft dahin über die flatternden Wimpel des Indiahafens, als von der Schiffsbrücke der Kommandoruf „Anker auf!" erschallt. Ein knirschendes Spannen der Kette, ein krick und krack

in den Klüsen — und das aufgestörte Ungetüm erhebt schon das eiserne Haupt seines Unwillens triefend aus der Tiefe. Den Platz des Steuermanns, oben auf hoher Brücke am Ruderrade, hat der Lotse eingenommen, während neben ihm der Kapitän wartet, mit dessen Rufe „Langsam vorwärts!" ins Sprachrohr des Maschinenraums hinunter, achtern die Schraube angeht und ihre schweren Flügel in das aufschäumende Wasser schlägt. Am Eck des Afrikahöftes, ehe wir aus der mastenstarrenden Schiffestadt hinausdrehen in die freie Elbe, muß ich noch einmal den Blick wenden und ihn mit einem letzten Gruße zurück zum schwindenden Ufer schicken, zu einem ehrwürdigen Haupte drüben, dessen Schnee noch immer im Winde weht. Ein Gefühl sagt mir, ich werd es niemals wiedersehen!

4 Uhr nachmittags.

Kuxhaven Feuerturm passiert. Und schon ein Mißgeschick! Es ist nur der Bruch eines kleinen Maschinenteils, aber dieses Ungemach zwingt uns, nach Kuxhaven zurückzuwenden und die Ausbesserung des Schadens, die einige Stunden in Anspruch nehmen kann, dort abzuwarten. Ich bin nicht abergläubisch, aber ich muß doch sagen, daß mir unser Unfall ein gewisses Mißbehagen verursacht, welches zu überwinden ich alle Kraft des Willens aufbiete. Ja, ich will es nicht verschweigen, es beherrscht mich sogar ein seltsames Gefühl, das mir für diese Reise wenig Gutes zu künden scheint. Es ist merkwürdig, und doch sträubt sich mein Verstand

es zu glauben, daß Ereignisse ihren Schatten in eine Seele schon vorauswerfen können.

Abends 8 Uhr.

Der Schaden ist glücklich ausgebessert, und wir haben nun schon hinter Neuwerk das weiße Blinklicht des Elbfeuerschiffs I passiert, wo der Lotse uns verlassen hat. Vor uns ausgebreitet wälzt das nordische deutsche Meer die abendgrauen Wellen, über die schon die Fittige der Nacht schlagen, wilde Rosse und Reiter jagend, bis daß sie weißschäumen.

Zwischen 9 und Mitternacht.

Nordnordwestlich über Steuerbord werden Lichter sichtig. Es ist der Dreiblitz von Helgoland, der mit feurigem Finger nach Nord und Ost und West in die Schwärzen der Nacht schreibt. Wir laufen mit 12 Knoten in der Stunde und gelangen um die Mitte der ersten Nachtwache, also 10 Uhr etwa, in die Feuerkreise des Roten Sandleuchtturms und des Weserschiffes hinab, dessen drei Feuer wiederum mit dem viermal blitzenden Licht des Turmes von Wangeroog wechseln. So reicht ein Licht dem andern wie leuchtende Schwestern die Flammenhand, so wechseln die Kreise der Blitz- und Blinklichter, festen und Funkelfeuer die ganze befeuerte Küste entlang und lassen wohl kaum eine Lücke der Finsternis offen, in die sich die Tücke der Nacht verbergen könnte.

Schon schlägt die Schiffsglocke das letzte Glas vor der Mitternachtswache an, als weit links von Bord das Feuerschiff Borkum Riff erscheint. Der

letzte Blick der Heimat!... Deutsche Heimat, leb wohl!...

Am 4. September 9 Uhr abends.

Nach einer stürmischen Nachtfahrt, der ein nebeliger Morgen und trüber Tag folgte, sichteten wir steuerbords am andern Abend die Lichter einer Stadt. Es waren die Leuchtfeuer und Laternen von Dover. Bald waren die Flammen nur Flämmchen noch und lagen hinter uns, verschlungen vom Nebel der Nacht.

Am 5. September.

Der Morgen graute, als westlich aus dem Wasserrauche die Feuer von Portsmouth aufschimmerten. Es fehlte noch ein Viertel an Sieben, da wir Sinah-Feuer passierten, eine Stunde noch früher, als wir ursprünglich gerechnet hatten. Da das Barometer in der Nacht noch mehr gefallen war, hatte der Kapitän in die Kesselfeuer werfen lassen, was möglich war, und so mit 15 Knoten in der Stunde die äußerste Geschwindigkeit erreicht, die er dem Schiffe zumuten konnte. Wäre die Anfurt des Portsmouther Hafens aus einem geschäftlichen Grunde (wir hatten dort noch eine Ladung einzunehmen und eine andere zu löschen dafür) nicht unvermeidlich gewesen, so hätten wir lieber die Straße des Kanals innegehalten und wären vom Kurs auf Portsmouth gänzlich abgefallen, nur um so bald als möglich die offene See zu erreichen. Es war uns daher eine große Beruhigung, daß der Auswechsel der betreffenden Güter glatt vonstatten ging, so daß wir, da wir die Kessel unter Dampf

gehalten hatten, schon morgens gegen 10 Uhr wieder den Anker lichten konnten. So schwammen wir denn bald wieder auf der Höhe des Kanals und passierten schon gegen Mittag St. Catharines Hochfeuer, die Südspitze der Insel Wight.

Nachmittags, drei Uhr dreißig Minuten, Weymouth in Sicht. Feuer von Portland an Steuerbord vorüber.

Acht Uhr abends die Lichter von Plymouth gesichtet.

Abends 9 Uhr Leuchtturm von Eddystone passiert. Starkbewegte See, die den Brandungsgischt hoch hinauf bis über das Glasgehäuse der Laterne spritzt. Drei steil übereinander gefügte hochgelegene Turmfenster, die hell erleuchtet sind, scheinen manchmal, wenn das freundliche Lampenlicht dieser Meerfeste wie plötzlich erloschen ist, von den andonnernden Wasserbergen völlig bedeckt zu werden. Ich neide den Türmer nicht, und doch muß es ein köstliches Leben sein, das sich geborgen weiß auf einem so kleinen Pünktlein ruhender Sicherheit inmitten des Gewaltigen, des unvergleichlich Erhabenen der Schrecken des Meeres.

Um Mitternacht.

Als wir gegen 11 Uhr nachts Kap Lizard, die äußerste Südspitze des englischen Festlandes, hinter Steuerbord zurücklassen, verspüren wir sofort das Atmen des Ozeans an dem frischeren Nordwester und den schweren westlichen Seen, die ununterbrochen wider das Schiff heranrollen und es stampfen und stöhnen lassen.

Um uns rabenschwarze Nacht, wir hören die Finsternis! Ihre Stimme ist das Meergebrüll, das uns umdonnert. Nur vorn am Bug des Schiffes, wo die ansausenden Wasser hochhinaufstürmen und zerschnitten auseinanderstäuben, leuchten die Schäume im Schimmer der Brückenlichter.

Ich stand, in sinnende Betrachtung versunken, vorn auf der Back und blickte hinaus in die weite, undurchdringliche Wasserwelt, als gen Mitternacht das Verschwinden eines Matrosen vom Schiffe gemeldet wurde. „Mann über Bord!" hallte der Alarmruf vom Vorderdeck bis zum Stern hinunter. Wir stoppten und suchten wohl eine Stunde lang das Meer mit dem Scheinwerfer ab, alles vergebens. Schon am Vormittage hatte sich der Vermißte — Cordus ist sein Name — krank gemeldet und war seither nicht mehr gesehen worden. Sicher wird den Unglücklichen, als ihn Luftverlangen auf Deck getrieben, eine Sturzsee gefaßt und über Bord gewaschen haben.

Als ich sah, daß hier nicht mehr zu helfen war, suchte ich meine Kajüte auf und streckte mich, müde und abgespannt wie ich war, lang hin auf das harte Lager meiner Schlafkoje. Links der Türe eingebaut, nimmt sie ziemlich die ganze Schmalseite der kleinen, aber hübsch und behaglich ausgestatteten Kabine ein. Ich konnte jedoch den erwünschten Schlummer nicht finden, und so kletterte ich aus meinem Bettkasten, eigentlich mehr einem schrankartigen Verschlage, dessen Luke man erklimmen muß, nochmals heraus, um Licht zu machen. Dann

überließ ich mich meinen Träumen und Gespinsten wieder. Wie ich nun so lag und sinnend in das abbrennende Licht blickte, vernahm ich unter mir, wie aus der Tiefe des Raums herauf, ein sonderbares Geräusch. Das ging und tropfte wie ein verfallendes Wasser im Bergwerk ... gluck ... gluck ... gluck ....

Was konnte das sein? Ganz deutlich klang es in der Stille der Nacht als eine leise, geheimnisvolle Begleitung zu dem gedämpften Baß der ferne stampfenden Maschine, oder zu der eintönigen Hauptmelodie des ewigen Wellenschlages ...

Gluck ... gluck ... gluck .... so gings und sickerte es die ganze Nacht hindurch. — Eine Stimme flüsterte: „Aufstehen! aufstehen, Michel!" Da rieb ich die Augen und reckte mich — wo ist es? ... Rasmus —? Willst du nicht suchen helfen? ... Wiederum raunte es: „Dort unten! ..." In der Kluft der Wettersohle unten —? ... in der alten Wasserhöhle —? ... Ps ... s, Rasmus, Rasmus, hörst dus nicht —?! ... Sieh, das sickert und tropft ... Siehst du, wie es tropft ... und — tropft ... und — tropft ....

So war ich eingeschlafen.

6. September.

Am andern Morgen, oben auf Deck, erzählte ich von meinem Traume. Man legte ihm jedoch kein Gewicht bei und meinte, ich hätte wohl das Bilgewasser gehört. Ich schwieg daher und beruhigte mich. — So spinnen unsre Träume durch die Raumwüsten der Meere selbst und schweben in der Ewigkeit.

Infolge des unglücklichen Aufenthaltes der vergangenen Nacht hatten wir Wolfs Rock, eine Felsenklippe zwischen Lands End und den Szillyinseln, erst in der dritten Morgenstunde erreicht. Und es kam schon mit dem grauenden Tage das Abglasen der Mitternachtswache heran, als wir endlich, südlich unter den Inseln, das letzte Feuer Europas im Turme von Bishop Rock passierten und nunmehr, 4 Uhr früh, hinausgelangten in die unendlichen Breiten des Weltmeeres.

Hinter uns weit, wie schon im Strome des Vergessens versunken — das letzte Feuer, die letzte Landmarke einer Welt!...

Wiederum zwölf Stunden seither durchpflügen wir die ungeheuere, einem grauen, grenzenlosen Schlackenfelde gleichende Wasserwüste, ohne den Rauch eines Schiffes zu sichten, ohne einem einsamen Segel zu begegnen oder auch nur dem Fluge eines Vogels, der von seinen Weggenossen verschlagen, verirrt wäre. Nicht eine Möve mehr, die unsern Mast umflattert! Nichts, nichts als die umkreisende Einsamkeit... Wind- und Wellengesang.

Schwere von Nordnordwest nach Südwest drehende Stürme empfangen uns unterm zwölften Grade westlicher Länge. Unser Schiff hat zu kämpfen in kurz stoßenden Querseen, die den alten hölzernen Rippenbau steuerbords mit voller Wucht treffen. Wir waren gerade, der Kapitän, der erste Steuermann, der Schiffsarzt, der Proviantmeister und ich, in der Kampanje bei Tisch versammelt,

als plötzlich, alle Wasser überstürzend, eine gewaltige Woge kam und dem erkrachenden Schiffe tiefe Schlagseite nach Backbord gab. Der Wasserprall, der uns in diese gefährliche Lage brachte, war so furchtbar, daß alles auf Deck die Taue erhaschen oder sonst sich anklammern mußte, um nicht mit den schäumenden Sturzseen über Bord zu gehen. In diesem schrecklichen Augenblicke, als die überschlagende Backbordreling mit den Davits auf das Wasser klatschte, daß sämtliche Boote lossprangen, als wir hochbords fast mit den Füßen auf der Unteren Köpfe standen und keine Haarbreite mehr fehlte, daß wir alle wie wir waren, Mann und Maus, mit dem Schiffe kenterten: da hörte ich, von unten her im Raume des Schiffs, ein verdächtiges Rauschen und Schwappen wie von überschießenden Wassern. Und wieder dann dieses ... gluck ... gluck ... gluck ....

Mein Kopf brannte wie Feuer. Eine jähe Ahnung fuhr in mir auf und durchsank meine Seele. Stunden vorher schon war mir der Tiefgang des Schiffes aufgefallen, der mir etwas größer vorkam, als bei der Ausreise der Kleopatra, und ich glaubte sogar wahrzunehmen, daß das Schiff ein wenig achterlastig gehe. Der Kapitän aber, dem ich mein Bedenken mitgeteilt, ebenso wie schon das frühere von dem geheimnisvollen Wasserlaute, hatte wiederum den Kopf dazu geschüttelt: das sähe nur so aus, weil die See so steil gehe! Jetzt nun, wie mich das Schwappen und Schwimmen im Raume auf mein Traumerlebnis der vergangenen Nacht von neuem

zurückbringt und ich eben wieder mich frage, was das Geräusch, dieser sonderbare schreckliche Gurgelton, wohl zu bedeuten habe ... gluck ... und — gluck ... und — gluck .... kreischt plötzlich wie aus der Unterwelt eine schrille Stimme herauf: „Das Schiff ist angebohrt, wir sind verloren!" ...

Der Aufruhr auf Deck, den wie ein kalter Schlag dieses Schreckenswort hervorbrachte, war unbeschreiblich. Einen Augenblick lang blieb alles starr wie die Stengen. Dann aber brach den Bann, Wind und Wellen überdonnernd, die Stimme des Kapitäns: „Schotten dicht!" während fünf eherne Schläge auf das Gong, die sich in Zwischenräumen wiederholten, den gefürchteten Klang durch das ganze Schiff trugen. Alles, wie besessen, stürzte nach den Kajütentreppen und Luken, die einen, um den Befehl auszuführen, die anderen, von der Wirklichkeit des Entsetzlichen sich zu überzeugen. Diese übertraf selbst unsre schlimmsten Besorgnisse! Von den kaum fünf oder sechs wasserdichten Zellen, die man in das alte Schiff nachträglich noch hineingebaut hatte, waren die Achterräume schon nahezu vollgelaufen, und nur vorn gelang es noch, das Kollisionsschott zu schließen und die ihm nachgelagerten beiden Querabteile. Über die Ursache und Lage des Lecks war nichts mehr festzustellen, so hoch schon stand das Bad im Raume. Ob das Schiff leck gesprungen war an den Wassern, ob es angebohrt worden von Menschenhand, ob es sinkt durch die Lockerung oder auch die absichtliche Öffnung eines der Unterwasserventile — niemand

kann es sagen. Ein Umstand jedoch, und zwar dieser, daß der Matrose Cordus beobachtet worden ist, wie er sich an den Ventilen zu schaffen machte, spricht für das letztere. Und so sterben wir wohl als das Opfer eines Verbrechens! —

Nachmittags 4 Uhr 50 Minuten.

Ich habe soeben drei in der Hauptsache gleichlautende Flaschenposten versiegelt und sie dem Meere anvertraut. Eine für meine liebe Tochter, die andere für meinen väterlichen Wohltäter und die dritte für meinen Freund und Mitreeder bestimmt. Auch diese Zeilen meines Tagebuches, wenn sie ein glücklicher Umstand erhalten sollte, mögen für mein geliebtes Kind sein, damit es weiß, daß der große Ruf ihren Vater bereit fand. Ich schreibe sie, die letzten meines Lebens, im Kartenhause auf der Brücke, während das Schiff langsam tiefer und tiefer sinkt. Ich gebe ihm keine halbe Stunde mehr, trotzdem das ganze Schiffsvolk um die Pumpen versammelt ist. Diese werfen ihre Rüssel in die Nustergaten hinab und saugen doch nur die Verzweiflung an; unerschöpflich steigen die Wassersäulen in den Schläuchen hoch und werden nicht weniger! Wahrscheinlich stehen Luken offen, die bereits unter Wasser sind, denn immer wilder stürzt das Meer durch unsichtbare Pforten herein, man weiß nicht, woher es kommt! Den Tod schon im Herzen singen die Matrosen zum Takte ihrer Sisyphusarbeit alte Schifferlieder. Die Stunde hat sie zu Helden gemacht!

Auch der Kapitän scheint die Hoffnung aufgegeben zu haben. Er giebt Befehl, die Schiffskanone abzufeuern und Raketen steigen zu lassen, vielleicht, daß uns noch ein Schiff entdeckt. Dumpf dröhnt der erste Schuß über die wogende Meeresfläche — unser Todesschrei. Wir halten den Atem an und hören mit hundert Ohren zugleich, ob uns nicht noch ein Blitz und Pulver Antwort sprechen wird — nichts! Ein rückrollendes Echo aus weiter Gewässerferne und wieder das Donnertosen des windüberstürmten Wassersturms. Da aber plötzlich — ganz unerwartet, wie von einem glücklicheren Stern herab — ein Ruf von oben aus der Bramsaling: „Schiff in Sicht!" Der Ausguckposten in der Mars ist hinauf unter die Toppen geentert und winkt von seiner Rast herab wie toll vor freudiger Erregung und ruft es immer wieder.

Oh, meine Tochter!...

Ein Schiff in Sicht!... Hörst du es nicht —?!

Ein Schiff in Sicht! — Alles, was nicht lenzt an den Pumpen, rennt, springt und klettert auf die Back hinauf, den Retter in der Not zu sichten. Mit dem Fernrohr können wir jetzt deutlich die grauen Umrisse eines fremden Kriegsschiffes erkennen, das unter uns südlich steuernd anscheinend denselben Kurs verfolgt, wie bisher die Kleopatra. Um uns bemerkbar zu machen, lösen wir noch einen zweiten und dritten Kanonenschuß, ohne jedoch auch diesmal irgend ein Gegenzeichen von unserm Mitsegler zu empfangen. Da der Wind inzwischen ein wenig gedreht hat und jetzt

etwa vier Strich aus Westsüdwest zu Süden steht, so ist es bei der Entfernung auch nicht möglich, daß uns das fremde Schiff vernehmen kann. Unterdessen hat der Feuerwerksmaat den Raketenwerfer klargemacht, und die erste Signalrakete steigt kerzengerade in die graue Luft hinauf. Verglühend und zerstiebend wie der letzte Schimmer einer Hoffnung! ... Aller Augen starren nach Süden .... Da — horch! Ein dumpfer Kanonenschuß, dessen Donner zu uns herüber auf dem Rücken des Windes reitet. Man hat uns bemerkt! Jetzt gehen wir an den Leinen mit Tuch und Farbe empor. Nachdem erst das Achtungssignal Wimpel Rotweiß gestiegen ist, hissen wir nacheinander vier Flaggen hoch, die in der Sprache des Ozeans die Buchstaben H B — N D bedeuten, das von allen Völkern, die seefahren, verstandene Notsignal: „Hilf uns schnell, müssen das sinkende Schiff verlassen!"

Nun können wir auch schon die Flagge des fremden Schiffes und die drei Rauchfahnen über seinen Schloten erkennen: es ist ein holländisches Kriegsschiff. Wenigstens noch vier Seemeilen von uns entfernt, dampft es jetzt mit äußerster Kraft heran.

Es war die höchste Zeit für uns. Denn schon hangen wir, Sturmdeck und Steuerbord, 45 Grad schief in der Luft hoch, jeden Augenblick zum Abschießen in die Tiefe bereit, während das vollgesackte Hinterschiff, das schon bis zum Großmast heran unter Wasser liegt, mit seinem Gewichte

tiefer und tiefer uns zieht. Noch aber hat das Vorderschiff Übergewicht. Noch! —

Der Kapitän gab indessen ruhig seine Befehle weiter: „Steuerbord sämtliche Boote klar zum Wasser!"

Ich sah ihm scharf ins Gesicht: „Wird es nicht zu spät sein?"

„Das wird davon abhängen," antwortete er und zog dabei seine Uhr hervor, „wie lange noch die nächste Schottwand dem Wasserdrucke widersteht; ich rechne noch — auf zehn Minuten."

Er sagte das leise und in einer besonderen Betonung, daß ich wohl heraushörte, wie er dachte.

Die Hoffnung sank wieder, wie immer tiefer die Kleopatra sank.

Von den vier Beibooten, die wir noch besaßen, wurden drei sofort vom Meere verschlungen, und nur das letzte, vierte Boot gelangte unversehrt in sein Element. Es hatte Platz für 24 Mann, gerade die Hälfte unsrer Besatzung, wobei die Führung der zweite Steuermann übernahm. Mittlerweile war nun auch der Holländer so nahe herangekommen, daß wir uns durch Zurufe verständigen konnten. Mit Hilfe der Kleopatra zugeschossener Raketen gelang es sogar, zwischen beiden Schiffen eine Verbindung herzustellen. Zunächst nur in einer dünnen Schweifleine der Rakete bestehend, die ein stärkeres Tau nach sich zog, war es zuletzt eine kräftige, straffgespannte Trosse, auf deren Gleitung eine Hosenboje lief. Einer nach dem andern von uns, zuerst der Schiffsjunge, bestieg dieses ebenso

seltsame wie zuverlässige Rettungsgefäß und gelangte glücklich auf das gastliche Deck unserer Retter hinüber. So blieben schließlich, als nun auf diese Weise alle bis zum Drittletzten abgeritten waren, nur noch der Kapitän und ich übrig, und es entspann sich in der Zwischenzeit bis zur Wiederkehr des Korbes ein opferwilliger Streit zwischen uns beiden, wer von uns der Letzte sein solle. Jeder wollte es sein und sich dieses edle und vornehme Recht einer unerschrockenen Seele nicht nehmen lassen, um so weniger, als die Gefahr des Unterganges nunmehr auf das höchste gestiegen war. Der Kapitän begründete seinen Anspruch, altem Herkommen gemäß, mit seiner seemännischen Eigenschaft als der Schiffer, während ich wieder als Grund dafür meine Lage als Reeder des Schiffes entgegenhielt und daß es mir als solchem doch schlecht anstehen würde, wenn ich es verließe, solange noch, außer mir, an Bord ein Menschenleben atme. Endlich, da wir uns durchaus nicht einigen konnten, und der wandernde Korb schon wieder zurückkam, ließen wir das Los entscheiden. Es traf den Kapitän.

Ich habe den Wackeren nicht wiedergesehen. Ein letzter Händedruck, und ich schwebte über den Wogen dem neugeschenkten Leben zu.

Noch einmal kehrte der Rettungskorb zur sinkenden Kleopatra zurück, noch einmal wurde er begrüßt und von einem Menschen bestiegen, der in seinem Herzen das Gefühl haben mußte: „Jetzt bist du denen, die dich lieben, gerettet!“ ...

Ein tragisches Verhängnis ließ es anders kommen. Als der Korb zwischen Wolken und Schäumen nochmals in der Mitte ungefähr seiner Bahn schwebte, sahen wir plötzlich die Kleopatra im Wasser verschwinden, hinter sich einen tiefen Strudel lassend — und dann nichts mehr. Die Trosse, mitten durchgerissen, schwamm noch zu der einen Hälfte, die an dem Holländer befestigt war, auf dem Meere. Die andere Hälfte aber, mit Korb und Kapitän, war spurlos hinweggelöscht. —

An Bord des Nordbrabant.

Als ich gestern abend um die sechste Stunde in meinem sonderbaren Rettungsgefährt an Bord des Holländers einlief, traf ich auch schon sämtliche Insassen des zuletzt ausgebrachten Bootes an, und der sofortige Aufruf der Geretteten ergab, daß außer unserem braven Kapitän keiner weiter fehlte. Von unsern Gütern war durch die Mannschaft der Pinasse nur das Tagebuch des Kapitäns und die Schiffskasse gerettet worden. Mein eigenes Tagebuch mit Brieftasche und den Bildern meiner Lieben hatte ich an meine Brust geborgen.

Vom Kommandanten des Kreuzers (zufälligerweise dem Sohne eines Amsterdamer Freundes des alten Wullenweber, wie sich bald herausstellte) höre ich, daß der Name des Schiffes „Nordbrabant" sei und daß es nach Niederländisch-Guayana bestimmt ist, wo es dann die weiteren Befehle der Regierung abwarten soll. — Das trifft sich ziemlich günstig. Paramaribo, die Hauptstadt

von holländisch Guayana, liegt an der Seefahrtstraße nach Pernambuco, jenem Brasiliahafen, wo uns der Sperber erwarten soll. Wird es auch bis dahin dann noch immer einige wohlgezählte Hunderte Seemeilen sein (1200 wenigstens), so kommen wir unserm Ziele doch immerhin um ein recht beträchtliches Stück näher und können von Surinam aus auch mit ziemlicher Sicherheit auf eine baldige Schiffsgelegenheit nach der brasilianischen Küste hinunter rechnen. Man wird es daher uns Schiffbrüchigen lebhaft nachfühlen, wie dankbar wir dem Kapitän sind, daß er uns bis Paramaribo mitnehmen will, anstatt uns schon in Funchal oder Teneriffa, den nächsten Anlaufhäfen, an Land zu setzen.

Todmüde suchte ich bald meine Kabine auf, die mir die Liebenswürdigkeit des Kommandanten in der Nähe seiner Kajüte angewiesen hat. Es war um 5 Uhr am andern Morgen, als mich das große Wecken mit Trommeln und Pfeifen auf Deck rief. Der Wind hatte über Nacht ein wenig abgeflaut, und es sah fast so aus, als wolle sich noch die Sonne durchringen. Bald nach 9 Uhr, nachdem „Klar Deck" geblasen und die große Musterung vorüber war, ließ ich mich dem Kommandanten melden und empfing hierbei seine Einladung, mittags mit ihm zu speisen. Ich benutzte die Zwischenzeit, mich in der schwimmenden Festung, die mir und meinen Leidensgefährten für die nächste Zeit als Wohnung dienen soll, ein wenig umzuschauen.

Unser fliegender Holländer ist ein geschützter

Kreuzer von 4000 Tonnen Wasserverdrängung und hat eine Besatzung von 312 Mann an Bord. Sein ganzer Bau läßt deutlich erkennen, daß es hier, entsprechend seiner Kundschafter-Bestimmung, mehr auf eine seetüchtige, schnelle und doch festgefügte Leichtigkeit der Formen ankam, als etwa auf eine besonders hohe Gefechtsstärke. Immerhin erscheint mir auch diese nicht zu kurz bedacht zu sein. Ein zweizölliges Panzerdeck, das an beiden Seiten bis in die tieferen Räume heruntergezogen ist, schützt das Unterschiff nach oben, während mit Kork gefüllte, undurchlässige Kofferdämme, und hinter ihnen Wallgänge die Bordwände in der Wasserlinie sichern. Das Schiff hat eisernen Doppelboden und ist in 120 wasserdichte Schotten geteilt, deren sämtliche Türen gleichzeitig durch einen Hebeldruck vom Kommandoturme aus mit Wasserdruck bedient werden.

Man kann sich also schon auf diesem Schiffe einigermaßen sicher fühlen, umsomehr, als wir ungestüme Grüße feindlicher Hochseepanzer in diesen friedlichen Zeitläuften und Gewässern nicht zu fürchten haben.

Am 10. September liefen wir bei herrlichem Wetter Funchal auf Madeira an. Dieses fruchtschimmernde Paradies, das in grünenden Terrassen wie die hängenden Gärten der Semiramis durch die Zonen zweier Welten aufsteigt. — Noch vor Abend gingen wir leider wieder Anker auf und sichteten bereits in der Sonne des anderen Morgens bei völlig klarer Luft das meerentsteigende Wahr-

zeichen dieser Gewässer, den Feuerberg von Teneriffa. Bis wir unter dem Fuße des Piks Anker werfen konnten, verging aber noch der ganze Tag, da er noch weit über hundert Schiffsmeilen von uns entfernt war. In einem solchen gewaltigen Umkreise reicht seine Herrschaft über den Ozean dahin.

All diese Herrlichkeiten der Welt sind so oft schon und so vortrefflich geschildert worden, daß ich mir ein längeres Verweilen dabei versagen muß. So sehr wie unser gutes Schiff, für das es von nun an lange Zeit keine Rast mehr gab.

Nachdem wir erst noch die sogenannten Roßbreiten passiert hatten, einen Stillengürtel unterhalb der Kanarischen Inseln, kamen wir bald wieder in frischere Winde, und schon zwei eilende Tage nach unsrer Abfahrt von Teneriffa, in früher Morgenstunde, übergingen wir den Wendekreis und gelangten in eine Trift, wo wir nun auch den nordöstlichen Passat erreichten. Es wurden Segel gesetzt, dabei aber doch die Kesselfeuer im Brand gehalten. Die beständige Windströmung brachte uns jetzt schnell vorwärts, und ihre Stärke nahm noch immer mehr zu, je tiefer wir nach Süden hinabkamen und uns den Inseln des Grünen Vorgebirges näherten. Schon bliesen in unserm Rücken die Sturmboten der Tag- und Nachtgleiche, als wir unterm 20. Grad nördlicher Breite unsern Kurs nach Westen richteten, in die Tiefen des Ozeans hinein.

Ich hielt mich in diesen Tagen viel allein auf dem

Schiffe. Hing stundenlang meinen Gedanken nach oder gab mich auch wohl, nichts bewegend in mir als das ewige Auf und Ab des rauschenden Widerhalls, ganz dem starken Meergefühle hin, das in mir war, seitdem ich zum erstenmal das Meer gesehen hatte und liebte. Es war wie eine geheimnisvolle Macht über mir, wie ein Zauber von dem Gewaltigen aus, dem Größten, was sichtbar auf Erden ist. Eine Macht der Erhabenheit, daß ihr Anblick selbst in der Stunde der Todesnot die Schauer der Vernichtung überwindet. Dem, der ihren Hauch gefühlt hat.

Eines Abends, als ich wieder einmal an Backbord gelehnt, mein Auge hinaussandte in die auf- und niederwogende Unendlichkeit, rüttelte mich aus meinen Träumen ein hartes Kommandowort. Die Wache des dritten Decks wars, die die Gefangenen des Schiffes auf ihrem abendlichen Gange an die frische Luft führte. Ich habe von diesen Unglücklichen bisher noch nicht gesprochen, weil mich ihr Schicksal über eine allgemeinere menschliche Teilnahme hinaus nicht weiter beschäftigt hatte. Ich wußte nicht einmal, was ihr Verbrechen war, und kannte nur soviel von ihrem Leben, daß sie zu schwerer Kettenarbeit in den Zuckerkolonien des Niederländischen Guayana verurteilt waren. Wenn sie so morgens und allabendlich herauf an die belebende Luft geführt wurden, vermied ich es geflissentlich, dem traurigen Zuge zu begegnen; denn es war mir schmerzlich, mein freies Auge in die Tiefen der Verzweiflung zu tauchen. An jenem

Abend jedoch wollte es der Zufall, daß ich ihnen nicht mehr ausweichen konnte, und so erging es mir zum erstenmal, daß ich ihnen ins Antlitz sah. Wie erschrak ich, als ich in diesen Gesichtern las! Hilflose Verzweiflung zuckte um die tiefgezogenen Winkel ihres Mundes. Haß ballte ihre Fäuste. Ihre Zähne biß ohnmächtiger Trotz zusammen. Der ganze unaussprechliche Jammer aber eines abgestürzten, verfehlten Lebens, tiefer als die Meerestiefen da unten, brennender als die Feuerwunden der blutenden Berge, er flackerte und glimmerte in der düsteren Glut ihres Blickes, und doch waren es Menschenblicke!

Einer von ihnen erbarmte mich am meisten. Es war ein braungelockter schlanker Jüngling, bartlos, schüchtern, fast ein Knabe noch, der ganz zuletzt kam und für sich gekehrt. Ich wüßte nicht, jemals in meinem Leben ein Gesicht gesehen zu haben wie dieses! Von einem solchen Adel der Linien, von einer solchen, ich möchte sagen, fast mädchenhaften Sanftheit des Ausdrucks, und dann einer Traurigkeit, so unsäglich, unaussprechlich, wie in diesem dunklen, klagend blickenden Auge lag. Und das sollte ein Missetäter sein? Wie kam der arme Junge unter diese Gesichter! Hier, fühlte ich, war ein Geheimnis verborgen, das tiefer lag, als Menschenwitz erraten kann.

Ich war ganz niedergeschlagen, und noch an demselben Abend suchte ich in seiner Kajüte den Kommandanten auf. Hier erfuhr ich denn, daß dieser kaum achtzehnjährige Jüngling, der einem

sehr berühmten altfranzösischen Geschlechte entstamme, zu lebenslänglicher schwerer Kettenarbeit in den Kolonien — begnadigt sei! Angeblich wegen eines Totschlags aus Leidenschaft! Sein Name, in dessen Klang eine rätselhafte Melodie lag, die meine Phantasie nicht mehr von ihm losließ, war René de Montsabréy. Mehr wußte man nicht von ihm ...

Draußen in den Gängen hallten Schritte und Kommandorufe: „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" ... Ich konnte noch nicht schlafen gehen und so suchte ich denn wieder auf Deck meinen ungestörten Platz vorn an der Back auf, dort wo der scharfe Bug den Ansturm der Gewässer schneidet.

„Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" kam es jetzt wiederum von unten herauf, aus der Tiefe des dritten Decks, wo die Gefangenen lagen. „Ruhe im Schiff!" ... Ja, Ruhe, diese Ruhe freilich ließ sich befehlen! Die Ruhe des Gewissens aber? ...

Ich kann es gar nicht sagen, wie mich das Erlebnis dieses Tages beschäftigte. Ich hatte in meinem Leben noch niemals einen Verbrecher gesehen, und ich hatte mir zuweilen vorgestellt, das Antlitz der Tat müsse wie das Blutmal Kains im Angesichte eines solchen Unglücklichen unauslöschlich eingezeichnet stehen, und es sei dieser beinahe ein völlig anders gearteter Mensch, von dem Guten grund- und wesensverschieden, getrennt von ihm und verloren durch eine unübersteigbare Schranke, durch eine Kluft, die keine Reue ausfüllt. Und nun fand

ich unter jenen Zwölfen Einen, ein verirrtes armes Menschenkind, dessen göttliche Abkunft sich in dem Adel seiner Züge nicht verleugnete. Dessen Angesicht wie einen Hauch noch von der Lieblichkeit der Mutter trug, die ihn geboren hatte, wie einen Schimmer der Unschuld noch des verlorenen Paradieses seiner Kindheit. Der von dem Mutterrufe, den er auch einmal aus frommem, kindlichem Herzen gelallt und gestammelt hatte, nun nichts mehr wußte.

Ich fühlte mich bedrückt in der Erkenntnis, dem Ärmsten nicht helfen zu können. Ich fand in dem Eindruck, den ich von diesem Einen hatte, die unumstößliche Gewißheit, daß es menschlicher Herzens- und Seelenkunst unter allen Umständen möglich sein müsse, Abgeirrte, Verlorene der menschlichen Gesellschaft wieder aufzurichten, zu kräftigen, ihrem edleren Selbst zurückzugeben. Vorausgesetzt, daß sie nicht Kranke, Unheilbare wären.

Am andern Morgen um ihre Stunde sah ich sie wieder an, einen nach dem anderen. Wiederum ging der Jüngste von ihnen zuletzt. Als ich bemerkte, daß er etwas zurückblieb, benutzte ich den Umstand, mich ihm zu nähern. Indem ich ihm einige Zigaretten anbot, redete ich ihn in seiner Muttersprache an, die ich mir in den letzten Jahren etwas angeeignet hatte. Eine leichte Röte überflog sein schmales, blasses Gesicht, während dabei der Schatten eines Lächelns um die wie erstaunt ein wenig sich öffnenden Lippen glitt. Der warme Blick seines Auges, der hierbei dem meinen begegnete, war

und blieb die einzige Brücke, die sich zwischen unseren Sympathien herstellte. Einen weiteren Versuch, ihm näherzukommen, unternahm ich nicht wieder, da ich hörte, daß jedwedes Gespräch außer mit ihren Wächtern den Gefangenen auf das strengste untersagt war. Aus diesem Grunde und weil es mir auch wehe tat, hielt ich mich von nun an wieder zurück, wenn ich sie kommen sah. Gleichwohl konnte ich bemerken, daß mitunter traurige Blicke zu mir herüberschlichen, als wüßten sie, suchten sie ihren letzten Rettungshalt bei mir.

An diesem Tage erfuhr ich von den Lebensumständen Renés zufällig noch eine Einzelheit, die der Kapitän mir anzugeben vergessen hatte und die in die seelische Physiognomie dieses jungen Mannes noch einen bemerkenswerten Zug fügte. René de Montsabréy war Musiker gewesen, und man sagte, daß er sein Instrument, die Violine, mit einer Vollkommenheit beherrsche, die für seine jungen Jahre unvergleichlich wäre. Ohne das Ereignis seines Lebens, das ihn zerbrach, wäre er sicher ein großer Meister geworden. — Dies machte ihn mir noch sympathischer. Denn ich liebe die Musik und habe mich immer mit Begier der bewegenden Macht überlassen, die sie so sehr auf unsere Seele übt.

Dem Kommandanten erzählte ich von meiner Betrübnis, dem jungen Montsabréy nicht helfen zu können. Allein der Kapitän zuckte nur mit der Achsel dazu und meinte leichthin, da sei auch nichts mehr zu helfen. Ich widersprach und sagte (in meinem Falle leider etwas taktlos und zu schnell

im Eifer), es sei allerdings wohl schwerer, aus ihrer Not eine Seele zu erretten, als etwa den Leib des Menschen aus körperlicher Bedrängnis. Gehöre zu letzterem nur ein wenig Glück und Beherztheit, so erfordere jenes eigentlich alle hohen Kräfte des Menschen: Seelenkunst und Seelenkunde, Herzensmilde, die mit Festigkeit sich paare, Menschenliebe, die sich mit Weisheit vereine, vor allem jedoch als das Schwerste von allem — das eigene leuchtende Vorbild. Aus der Tiefe mußt du's holen!

So kam ich, da jede Brücke und Gelegenheit dazu fehlte, dem Geheimnisse unseres jungen Gefangenen nicht näher, und es gewann täglich mehr den Anschein, daß es mir wohl niemals gelingen werde, das Rätsel seines Lebens zu lösen.

Schon verbrausten hinter uns die Stürme der Tag- und Nachtgleiche, und die Winde wurden sanfter wieder, als am 30. September, abends 9 Uhr von der Mars herab der Ruf „Land!" erscholl. Wie die Karten ergaben, war es eine von den kleinen Virginischen Inseln, die wir sahen — Westindien! Lichtumspült und gebadet wie eine hingeruhte zarte Frauengestalt, erhob sich die jungfräuliche Insel hoch und geheimnisvoll aus der phosphorisch leuchtenden Feuerflut des Karaibischen Meeres. Nie bisher auf meinen Fahrten habe ich ein Meerleuchten gesehen wie dieses, es wird mir unvergeßlich bleiben!

Auf den Spuren des großen Columbus, den hier einst in diesen Gewässern seines Ruhmes das

dankbare Spanien in Ketten geschlagen, fuhren wir nunmehr an der kleinen Antillenkette der Inseln über dem Winde südlich herunter. In fliegender Fahrt an St. Christopher und Guadeloupe vorüber, an Marie Galante und St. Vincent vorbei, gelangten wir am 4. Oktober nach Trinidad, wo wir wegen einer Maschinenstörung gezwungen waren, den Hafen anzulaufen. Die Ausbesserung erforderte längere Zeit, als wir erwartet hatten, und so konnten wir noch hier am 23. November das Fest der Thronbesteigung der Königin feiern. Dieser geliebten Königin, der auch wir ergeben waren, deren Herzfarbe Schwarz-Weiß-Rot weht. Der Tag wurde festlich begangen und schon früh von hundert Kanonenschüssen begrüßt, die weit hinaus über das Meer donnerten, der fernen Heimat zu. Über alle Toppen war geflaggt, der Name Wilhelmina leuchtete in den Farben des Signalbuchs, und das ganze Schiff war von Lust und Musik erfüllt, von der Frühreveille bis zum Zapfenstreich.

Mit Sonnenaufgang am anderen Tage wurde frisch gebunkert und Dampf angemacht, so daß wir mittags endlich wieder Anker hoch gingen, unseren Kurs auf das südamerikanische Festland gerichtet. In wenigen Stunden schon erreichten wir die atlantische Küste und hielten uns dieser entlang bis zum anderen Abend, wo wir auf die Höhe von Paramaribo kamen, dem Ziele des Nordbrabant. Da gerade Niedrigwasserzeit war, mußten wir einige Stunden auf der Reede liegen und gelangten erst mit

der Mitternachtsflut in den Hafen. Am Morgen, als sich der Kommandant mit dem Lotsen an Land begab, fand er hier bereits eine telegraphische Order seiner Regierung vor, wonach sich der Nordbrabant zur unverzüglichen Dämpfung eines auf den Molukken ausgebrochenen Aufstandes auf dem kürzesten Wege in die indischen Gewässer zu verfügen habe, ohne unterwegs die Feuer zu löschen. Der menschenfreundliche Kapitän machte mir hiervon Mitteilung mit dem überraschenden Hinzufügen, daß es ihm unter diesen Umständen möglich geworden sei, uns Schiffbrüchige noch ein gutes Stück weiter mitzunehmen, bis Rio de Janeiro hinunter, wo er noch einmal zu bunkern gedenke. Ich möchte sofort an die Hafenbehörden in Rio und Pernambuco Depeschen aufgeben, daß uns der Sperber anstatt wie ausgemacht, in Pernambuco, nunmehr in der brasilianischen Hauptstadt erwarten solle. Hocherfreut befolgte ich diesen Rat sofort und begab mich noch vor Abend an Bord zurück, da die Weiterreise schon mit Anbruch der Nacht vor sich gehen sollte.

Als ich auf dem Holländer wieder eintraf, empfing mich eine Nachricht, die mich sehr bewegte — René de Montsabréy war spurlos vom Schiff verschwunden! Als man am Nachmittage die Gefangenen an Land bringen wollte, um sie an das Fort Zeelandia zu übergeben, befand sich der junge Franzose nicht mehr unter ihnen. Niemand wollte ihn gesehen haben, und keiner konnte ihn entdecken, obwohl das ganze Schiff bis in die untersten Decks hinunter von einem Dutzend Runden in alle

Räume abgegangen und durchsucht wurde, stundenlang. Man mußte sich schließlich überzeugen, daß er nicht mehr an Bord war. Das Unerklärliche war nur dabei, wie er am hellen, lichten Tage ungesehen von dem Schiffe hatte wegkommen können. Die Posten auf Deck würden ihn unfehlbar unter Wasser gefeuert haben, wenn er etwa den Versuch unternommen hätte, sich durch Schwimmen zu retten. Man stand also vor einem völligen Rätsel.

Da alles Suchen umsonst blieb, ließ der Kommandant gegen 10 Uhr abends Dampf auf die Schraube geben, und so trug uns bald wieder der breite Rücken des Ozeans. Rasch durchglitten wir die Windstillen, deren glühender Gürtel unmittelbar über dem Äquator den Leib der Erde umspannt. Je tiefer wir hinunterkamen und uns der Linie näherten, um so unerträglicher ward die zunehmende Hitze. Am 28. November um die Mittagsstunde, als wir uns etwa hundert Meilen östlich von der Mündung des Amazonenstroms befanden, gingen wir mit den üblichen Maskeraden, Spielen und Feierlichkeiten, wie Schiffstaufe und dergleichen, über die Linie hinweg, passierten in der Nacht zum 30. Pernambuco, ohne anzulegen, und liefen mitternachts am 2. Dezember mit der Vollmondflut in den Hafen von Rio ein.

Als sich am andern Morgen im Osten der Bai die Sonne erhob und mein Auge über die blauen Wasser glitt zu den Farben und Fahnen mancher Städte und Länder, deren Schiffe hier im fremden Hafen sich zusammendrängten, gewahrte ich eine

Flagge, die mir wohlvertraut war. Sie zeigte ein weißes lateinisches W im blauen Felde — die Standarte unsres Hauses, das wehende Banner des Sperbers.

Der Abschied war kurz. Der Kommandant gab mir selbst das Geleit und brachte mich in seiner Barkasse an Bord meines Schiffes, nachdem meine Getreuen schon vorher durch die Boote des Sperbers abgeholt worden waren. Manchem von uns ward das Auge feucht, als wir dem wackeren Manne die letzte Hand boten.

Ein günstiger Umstand ließ uns in Rio eine Bremer Segelbark antreffen, die nur eine kleine Rückladung genommen hatte und in der Hauptsache in Ballast gehen sollte. Ich war bald mit dem Kapitän einig, und so konnten wir die für Hamburg bestimmte Ladung des Sperbers an Bord der Bremer Bark übergeben. Wir selbst nahmen dafür eine neue Ladung ein, die ich billig im Hafen in einer Versteigerung erstand und die als Ersatz für die verlorene Fracht der Kleopatra fast ausschließlich für unsere eigenen Bedürfnisse bestimmt war. Nur nach Valparaiso, unserem einzigen und letzten Anlaufhafen, nahmen wir ein paar Kisten mit chirurgischem Werkzeug und Musikinstrumenten mit.

Erst am späten Abend war unser Ladegeschäft beendet, und ich zog mich noch in vorgerückter Stunde auf meinen alten Lieblingsplatz auf der Back zurück, die schöne Vollmondstunde zu genießen. Wir hatten inzwischen das Schiff mehr

nach der Mitte der Bai gebracht und lagen jetzt beigedreht hart an Backbord des Holländers. Morgen in der Frühe wollten wir zusammen die Anker lichten und unsern Weg, der sich nun bald nach Ost und West scheiden sollte, ein Stück noch gemeinsam weiterziehen.

Drüben in der Stadt begann es schon stiller zu werden, und alle Lichter versanken, mehr und mehr. Nur die Hafenfeuer blieben beständig und die ewigen Lampen der Kirchen und Kapellen. Auch in den Forts und Inselfesten, welche die Einfahrt hüten, sah man noch einzelne Lichter brennen und vergehen. Das Schweigen der Nacht senkte sich auf die Stadt der Januarbai herab und auf ihren Hafen, während weit draußen, vor den Felsentoren des Ozeans, die Brandung donnerte und die Heulbojen ihre warnende Stimme hoben.

Ich war der einzige noch des Sperbers, der wachte, außer den beiden Fallreepsposten und dem Wächter unter Deck. Auch drüben auf dem Kriegsschiffe schien alles Lebendige erstorben zu sein. Schon hatte die Mitternacht geglast, und nur die Schritte der „Hundewache" gingen noch auf und nieder — auf und nieder....

Ich dachte und träumte. Meine Gedanken schwärmten wie nächtige Reiter in alle Winde der Welt hinaus. Bald waren sie in der Heimat bei meinen Lieben, bald in Hamburg bei meinem gütigen Wohltäter, bald in einem unbekannten Meere draußen bei meinem verschollenen Freunde Tim, von dem ich nie wieder gehört hatte, bald auch

wieder bei dem geheimnisvollen jungen Fremden, dessen Rätsel noch immer meine Phantasie beschäftigte.

Die Schiffsglocken hatten schon ein Uhr angeschlagen, als ein Geräusch auf dem Holländer drüben, ein sachtes, bedachtes Geräusch, das selbst einem feineren Ohre kaum vernehmbar war, mich aufhorchen ließ. Ich bemerkte vorn, an der mir abgekehrten Seite des Kreuzers, etwas Dunkles, das sich langsam zu einer menschlichen Gestalt emporhob, als steige es aus einer Öffnung des Bodens hervor oder käme auf Füßen und Händen. Geschmeidig wie eine große Katze schwang es sich sofort auf eine Stückpforte der Verschanzung hinauf und war schon im nächsten Augenblicke verschwunden. Ein kurzer, dumpfer Schlag ins Wasser und fast unmittelbar darauf — das Krachen zweier Schüsse, deren Hall und Widerhall über den zitternden Busen des Meeres rollte....

Noch eine Minute lang ein halblautes Stimmengewirr da drüben, und dann wieder alles stumm....

Ich hatte mich hoch aufgereckt und spähte auf die windbewegte Fläche hinaus, auf die der Mond, aus Wolken tretend, jetzt bleiche Strahlen entsandte, wie ein Scheinwerfer der himmlischen Feste — aber ich konnte nichts mehr entdecken. Nichts als die ewige Fläche, welche die Tiefe deckt. Und die Schmerzen auch und Gedanken der Tiefe. Mein Schmerz und Gedanke aber war — René de Montfabréy!...

Fünftes Kapitel.

Im Sturm der Südsee.

An Bord des Sperbers.

So wär ich denn glücklich wieder auf meiner geliebten alten Back! Meinem Toppgalant-Vorkastell, das mich schon einmal unter diesen Breiten so manche Sturmnacht geherbergt hat, manche stille Sternenstunde auch, wenn unten an die dumpfen Kajüten kein Schlaf pochen wollte. Da sitze ich nun im Windschiff unterm Klüver wie ein alter Nilfahrer nach dem Lande Ophir und durchfurche die Hellen der Südnacht. Erklimme mit meinen Blicken die vor mir aufgebaute hohe Segelpyramide, deren mondbeglänzte Linnentreppe wie die Stiege einer alten Sternenburg der Ramseniten zu mir herniedersteigt. Aus Höhen über mir, wo alle Hafenfeuer funkeln der aufgetanen Ewigkeit!

Welt, wie bist du schön! Erde, wie bist du herrlich über die Maßen!...

Ich gedenke einer Nacht vor Jahren zurück, da zum ersten Male vor meinem Auge ein Sternbild aufglühte, das ich nie zuvor geschaut hatte. Und ich erinnere mich noch, als wäre es gestern geschehen, des ergreifenden Eindrucks, den jener Anblick auf mich hatte. Das war in Breiten gewesen, hoch oben noch über der Linie. Je tiefer wir dann über die erste Wende hinauskamen und hinabgelangten in die südlichen Breiten, je mehr immer, je herrlicher, während die alten Rätsel hinabsanken, entbetteten sich neue Wunder nie erblickter Gestirne und

entschleierten vor uns alle nachtschimmernde Schönheit des Südens.

Solch eine Nacht war heute. Und die Lichtfülle ihrer Pracht, als der Mond schon gesunken war, erschien noch größer denn damals, denn mittags erst hatten wir den Wendekreis des Steinbocks überschritten. Es war die Stunde, wo Orion durch die Meere schreitet. Aus einem Tor des Glanzes trat er heraus, das Schwert gegürtet und den Fuß entriegelt vor der blitzenden Unendlichkeit. Über uns hoch! Über uns her! . . .

Etwas weiter hin und tiefer, in der glasklaren Luft planetarisch funkelnd, kam der Stern des Südens herauf — das viergestirnte unvergleichliche Bild des südlichen Kreuzes! Überschwommen von dem sanfteren Glanze der Magellanschen Lichtwolken, ging es aufgerichtet durch den Mitternachtskreis und wandelte dem Orion nach. Ganz unten aber am Achterschiffe, wo am Horizont die Straße nördlichster Tiefe versinkt, zog noch ruhig seine Bahn dahin der letzte Postillion der Heimat. Der blinkende Fuhrmann, altvertraut und erwartet, und fuhr hinter sich auf seinem Wagen den schönen Kapellastern, wie seit Jahrtausenden schon und immerher.

Da schloß ich die Augen zu und vermeinte in meinem Geträume, ich führe mit ihm und säße in dem schönen Himmelsgefährt, das auf goldnen Sternenrädern geht, ganz alleine darin und führe den Osten herauf der fernen Heimat zu. Mit dem Wetterleuchten um die Wette, das von seiner Peitsche blitzte, wenn sie ausschlug nach Mitternacht . . .

Solch eine Nacht war heute.

Eine Nacht, geschaffen dazu, an den Brunnen der Zeit und Ewigkeit zu schöpfen. —

So verging die folgende auch und die dritte Nacht in derselben leuchtenden Schönheit Himmels und des Meeres. Und die Tage zwischen diesen Nächten verrannen einer wie der andere, ohne jedes Geschehen. Am Abend aber des vierten Tages, da ich hinten am Ruder stand und mit dem Steuermann sprach — der Sonnenball tauchte gerade in die Westsee hinunter — geschah etwas Seltsames. Etwas, für das ich keine Erklärung weiß als die unberechenbare Tiefe der Menschenseele und die Unbegreiflichkeit einer geheimnisvollen Vorsehung.

Der Steuermann, mitten in seinen Worten stockend, faßte mich wie erschrocken plötzlich beim Arme an und flüsterte mir zu, indem er dabei mit großen Augen mich anstarrte: „Hören Sie nicht —? ... Hören Sie nicht —?"

Ich lauschte ....

Doch nichts als die Stille des aufleuchtenden Meeres vernahm ich. Glanzgebreitet vor den Augen der Gestirne wie eine bräutliche schöne Schläferin lag es atmend zu unsern Füßen, kaum daß hin und wieder eine leise Wellenregung, unter die Planken des Schiffes schwellend, uns lautlos hochhob oder senkte.

„Abermal, abermal! Hören Sie es nicht?!" unterbrach der Steuermann meine Aufmerksamkeit und war noch erschrockener denn zuvor.

Ich horchte noch einmal, tiefer hinab. Dann antwortete ich mit einer Bewegung des äußersten Erstaunens: „Ich glaube da unten einen Ton zu hören — einen seltsamen, wundersamen Ton — einen Ton ... was rede ich — nein, eine ganze hinflutende Melodie vernehme ich!“ ...

Und wirklich, es war eine Melodie! Eine über allen Ausdruck beispiellos schöne und erschütternde Melodie, wie aus dem untersten Grunde des Meeres herauf, und ich hatte sie sogar einmal schon gehört im Leben — Beethoven!

Beethoven aus der Tiefe des Meeres ...

Mit atemloser Stimme, als fürchte ich den Wohllaut zu verstören, flüsterte ich: „Ist dies kein Zauber des Ozeans, so kann der Spieler nur einer sein — René de Montsabréy!“

Ein Blitz des Erkennens war durch mich gegangen, doch der Steuermann verstand nicht meine Worte und stand taub und ratlos vor dem Wunder dieser Weise. Einem Wunder der göttlichen Schaffung, das wahrhaftig tausendmal größer noch war als die Merkwürdigkeit seiner Offenbarung mitten in der Einsamkeitstiefe des großen Weltwassers.

Alles ward mir klar im tausendsten Teil einer Sekunde. René hatte sich in jener Nacht schwimmend an Bord des Sperbers gerettet und unten im Raume des Schiffes unbemerkt verborgen. Da man die Luken in der Frühe noch mit einigen Fässern Frischwasser vollgestaut und dann geschlossen hatte, war ihm der Rückweg verbaut, vermauert

worden und er nun unten in der Finsternis Hunger und Durst überliefert. Wahrscheinlich auf der Suche nach Wasser und Nahrung begriffen, war er auf eine der Holzkisten für Valparaiso gestoßen, hatte sie aufgesprengt mit der Kraft der Verzweiflung und dann statt Brot die Geige darin gefunden. Diese Wundergeige, die er jetzt als das Rettungswerkzeug benutzte, sich vernehmbar zu machen.

Es dauerte noch lange, bis wir den armen Jungen herausgebracht hatten. Das ganze Schiffsvolk war um ihn zusammengelaufen und starrte ihn wie ein Meerwunder an. Viel eher aber sah er wie das Leiden Christi aus. Die wenigen Tage körperlichen Notstandes hatten zu den Spuren der seelischen Pein in seinem Angesichte neue Schmerzenslinien hinzugefügt und die Blässe seiner Wangen noch mehr entfärbt. Man konnte gar nicht anders, man mußte mitfühlen mit ihm, wenn man ihn so ansah.

In meiner Kajüte, nachdem er mit etwas Wein und leichtem Zwieback in der vorsichtigsten Weise gelabt und gestärkt worden war, empfing ich aus seinem Munde die Bestätigung für die Richtigkeit meiner Vermutungen. Die Umstände seiner Flucht in der letzten Nacht in Rio hatten sich in der Tat so verhalten, wie ich es mir gedacht habe. Mit Hilfe eines mitleidigen Heizers, der ihn seit Paramaribo in seinem Bunker hinter einem Kohlenhaufen versteckt gehalten, hatte er seine Flucht nach Kenntniserlangung aller ihm günstigen und gefährlichen Umstände sorgfältig vorbereiten können und war

auch von seinem Beschützer für die ersten Tage mit einer Wenigkeit getrockneten Fleisches und einem Lederfläschchen voll Frischwasser notversehen worden. Die auch von mir gehörten Schüsse waren hart vor Renés Kopfe eingeschlagen, denn er hatte den Wasserdruck der Geschosse durch Nase und Ohren schmerzlich verspürt. Durch Tauchen und Unterwasserschwimmen war es ihm aber geglückt, sich den Blicken seiner Verfolger zu entziehen und unbemerkt in den Schatten zwischen beiden Schiffen zu gelangen. Hier hatte er sich eine Zeitlang, bis alles still geworden, zunächst an der Ankerkette des Sperbers festgehalten. Dann erst hatte er gewagt, die Bark zu erklettern. Von keiner Seele gehört und gesehen, ließ er sich schnell an einer Talje in das Kistenlabyrinth des Schiffsraumes hinunter, wo er ein sicheres Versteck fand. Drei Tage und drei Nächte nach seiner Schätzung verhielt er sich in der Finsternis unten wie ein Mäuslein und gab keinen Laut von sich, denn er fürchtete noch immer den „grausamen Holländer", der ihm nachjagen möchte. Dann, da er die Luke nicht wiederfand, hatte ihn quälender Durst und Hunger gezwungen, zu schreien. Allein seine heiseren Rufe, verschmachtet und vertrocknet auch vor Erregung, waren in den engen verbauten Kistengängen da unten ungehört erstorben. Durch einen Zufall — er glaubte eine Kiste mit Schiffszwieback gefunden zu haben — ertastete er dann die Instrumentenkiste für Valparaiso, welche die Geige enthielt, hob den Deckel mit einem verrosteten Nagel auf und kam auf den

erlösenden Gedanken, als seinen Befreier zu den Sternen hinauf den Genius Beethovens anzurufen!... Dies ist die wundersame Geschichte von Renés Rettung.

Der Unglückliche hatte seinen Bericht, indem er dabei meine beiden Hände erfaßte und mich treuherzig mit seinen großen traurigen Augen anblickte, mit der Bitte geschlossen, ihn nicht auszuliefern an Holland, ihm aber freundliche Gelegenheit zu geben, sich als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu erweisen und zu zeigen, daß er ein besserer Mensch sei, als es wohl den Anschein haben möchte. Auch bat er mich, seinen Namen René de Montsabréy, bis er ihn wieder zu Ehren gebracht habe, als ein Geheimnis zu bewahren. „Nennen Sie mich, mein gütiger Beschützer," sagte er, „nach dem Tage meines Schicksals — es war der letzte des Jahres, das so furchtbar hinter mir liegt! — Sylvester! Nennen Sie mich Sylvester Unbekannt!" ...

„So sei es, mein junger Freund!" drückte ich seine Hand. „Ihr Name Sylvester wird Ihnen ein Zeichen sein, daß Ihr Herz zwar rückwärts blickt über die Schmerzen eines versunkenen Jahres, Ihr Schritt aber vorwärts weist und Ihr Auge hinausschaut in ein neues Leben!... Nun gehen Sie, Sylvester."

Da sein Zustand großer Schonung und Ruhe bedurfte, ließ ich ihm eine Kabine mittschiffs in der Nähe des Großmastes geben, wo die Schiffsbewegung am gelindesten ist.

Am andern Morgen fand ich Sylvester nach einer gut verbrachten Nacht beträchtlich besser und frischer aussehend. Er erzählte mir in einfachen, bescheidenen Worten und mit einem Ausdruck der unbedingten Wahrhaftigkeit die Geschichte seines Lebens bis dahin, wo sich jenes furchtbare Ereignis vorzubereiten beginnt, das die aufsteigende Linie seiner hoffnungsreichen Jugend plötzlich herunterbrach, wie der Sturm einen Frühlingszweig. Grausam und unerbittlich. Ich vermied es mit großer Vorsicht, an sein Geheimnis zu rühren und faßte ihn überhaupt mit einer zarten Behutsamkeit an, als hätte seine Seele den feinen Farbenstaub von Schmetterlingsflügeln, der jeden Fingerdruck erkennen läßt. So kam es wohl, daß ich mir bald sein ganzes, fast noch kindliches Vertrauen erwarb.

Um den Ereignissen nicht vorzugreifen, will ich hier nachholen, daß seit unsrer Abfahrt von Rio fünf Tage vergangen waren. Renés große Furcht, der Holländer, war erst an diesem Tage gegen Sonnenuntergang als ein schwarzer Punkt am östlichen Horizonte aus unserm Gesichtskreise entschwunden. Am sechsten Tage morgens ging der Wind herum. Wir traten aus dem Südostpassat in die Region der braven Westwinde ein, jene nicht weniger verlässige immerständige Luftströmung, welche hier etwa, unter dem 30. Grad Südbreite, die befahrene Hochstraße des Meeres hinüberlenkt nach Afrika und Ostindien. Uns Westfahrern weniger günstig, mußten wir uns, wie im Südpassat, mit halbem Wind in den Segeln behelfen, so daß wir

volle siebzehn Tage noch gebrauchten, bis wir am 22. Dezember am Vorgebirge der Elftausend Jungfrauen zwischen Feuerland und Patagonien die südliche Durchfahrt erreichten. Bei einem nach der großen Wärme vorher doppelt empfindlichen Rauhwetter, das uns jedoch nicht unfroh machte. Drei Tage lang, drei Nächte lang hatten wir uns durch die gletscherbedeckten, sturmdurchfahrenen Felsenengen der Straße Magellans hindurchzuloten, bis wir endlich am ersten Weihnachtsfeiertage mittags 12 Uhr bei Kap Pilar das Tor des Großen Ozeans erblickten. Da lag sie vor uns aufgerollt und wie ein grauer Schleier grenzenloser Ewigkeit gebreitet, die raume Südsee.

So hatten wir denn glücklich das seiner Stürme wegen gefürchtete Kap Horn vermieden und trafen nun bei unserer Einfahrt in den Stillen Ozean, weiter obenhin, einen günstigen Backstagswind an, der uns wieder gestattete alle Leinwand zu zeigen. Wir hielten vom Lande ab, bis wir die hohe See erreicht hatten und setzten dann unsern Kurs, die südchilenische Westküste hinauf, auf Valparaiso ab, unser letztes Zwischenziel.

Die Tage wurden wieder wärmer und die Nächte milder, je höher wir hinaufkamen und uns wieder den Sonnenbreiten der heißen Zone näherten. Eines Abends übernahm ich für den Steuermann, der den Kapitän ablöste, die Nachtaufsicht. Es war schon ziemlich still an Bord. Das Meer lag eitel und kristallen wie der geschmückten Nacht ihr Spiegel da, und wir hatten im Schiffe den Anblick, als glitten

wir, mitten im Raume schwebend, über versunkene Sternengründe hinweg. Flimmernde Tiefen, so unter wie über uns. Ob sie Thränen deuteten oder leuchtende Schätze, wer möchte es erloten, wer erforschen!... Als es noch später ward und die Nachtkühle kam, fing das Meer zu gleißen an und die Lichter da unten in einem allgemeinen Feuer zu verschlingen. Es entfaltete sein reiches Leben. Bläulich schillernde Delphine, Verirrte des Ozeans, die sonst nicht häufig sind in diesen Gewässern, umkreisten das Schiff im munteren Spiele, der Tümmler machte seine blitzenden Luftsprünge und ganze Schwärme fliegender Fische, hin- und widerschießend, schüttelten von ihren Flossen das leuchtende Wasser herab.

Der Steuermann hatte seine gute Stunde. Seit Tagen schon war keine Rahe mehr gebraßt und das festgestellte Ruder nicht mehr umgelegt worden, so beständig waren Wind und Strömung mit uns. Ich hatte meinen Platz hoch achtern auf dem Oberdeck der Kampanje eingenommen, von wo aus ich bequem das ganze Schiff übersehen konnte, als ich um das sechste Glasen meiner Wache, 11 Uhr etwa, Besuch empfing. Es war Sylvester. Seit einigen Tagen hatte er sich kaum mehr sehen lassen, immer eingeriegelt in seiner Kammer gehalten und vom Morgen bis zum Abend geschrieben. Dann hatte er alles in ein Kästchen, das ich ihm gab, verschlossen und versiegelt und den Schlüssel dazu an einem Bande, das er um den Hals trug, an seiner Brust geborgen. Aber die Last mußte ihm

noch immer zu schwer sein, denn er kam so spät zu mir, um etwas seine Seele zu erleichtern. Ich lud ihn ein, niederzusitzen und hörte nun, was ich jetzt erzählen will.

Soweit es mein Gedächtnis festhalten konnte, in Sylvesters eigenen Worten. Immerhin bedaure ich, daß auf dem langen Wege, den das Wort von seinen Lippen bis in meine Feder nehmen mußte, vieles verloren gegangen ist von dem eigenen Reize eines Hauches von Kindlichkeit, den seine Darstellung hatte und der besonders auch in dem Ton seiner Stimme lag. Lassen wir ihn also sprechen, Sylvester, wenn man diesen Flüsterton, den seine leise, stockende Stimme annahm, so nennen darf.

„Ich kann nicht alles sagen," begann er und neigte dabei ein wenig den Kopf zur Seite, „was ich möchte; denn es giebt Dinge, die noch schrecklicher wären, wenn man sie aussprechen wollte. Sie sind schon furchtbar genug, um sie schweigend zu tragen. So will ich nur den Schleier ein wenig lüften von ihnen, nicht ihn aufheben, denn auch Ihnen, mein gütiger Freund, würde ihr Anblick schmerzlich sein.

Ich bin von Haus aus Geigenbauer gewesen — Geigenbauerlehrling muß ich besser sagen — und ich habe das Violinspiel anfangs nur aus Neigung und Leidenschaft betrieben. Nach meiner Mutter liebte ich nichts so sehr auf Erden wie meine Geige. Sie hatte Seele für mich, hatte ein heimliches Wesen, das lebte und webte. Sie war mir gleichsam in einem meine Geliebte, meine Freundin, meine

vertraute Schwester, war mein Weinen und Lachen, Sehnsucht und Vergessen — alles. Es war ein gutes Instrument, von Gaston Tardinas in Paris gebaut, meinem ersten Meister und Unterweiser. Eines Abends aber gefiel es mir nicht mehr. Das war an jenem schneeweißen Dezemberabend vor drei Jahren, als ich zum ersten Male den großen Sarasate hörte. Er spielte ein Instrument von Stradivarius, dem berühmten Geigenmacher von Cremona. Aus den dunklen Schallöchern dieses kleinen waldbaumhölzernen Kästleins der Meistergeige quoll der Ton seines Spieles wie Wind und Strom und Sturm über die Saiten und erregte ein Meer von Wohllaut, darin ich rettungslos ertrank. Die ganze Nacht tat ich kein Auge zu. Ich sann und grübelte und konnte mich lange nicht beruhigen, wie ich den Gesang meiner armen Schachtelgeige etwas verbessern möchte. Ich erinnerte mich, einmal gehört zu haben, daß bei einer Geige Alter und Trockenheit des Holzes für die Reinheit und Fülle ihres Klanges von großer Bedeutung sei. Nun zermarterte ich tagelang, wochenlang meinen Kopf, wie man wohl dem Ahorn für die Zargen und dem Fichtenholze für Rücken und Decke der Geige die letzte Feuchtigkeit entziehen möchte, ohne doch dabei das Gefäser und Gefüge des Holzes schadhaft zu machen. Eines Tages durchblitzte mich ein Gedanke. Ich setzte meine Amata einem Verfahren aus, von dem ich glaubte, daß es helfen müsse, ohne Nachteil zu bringen. Und sieh — es glückte! Ich erkannte sie nicht wieder,

die alte Tardinasse! Es war, als würden die Klangstrahlen in ihrer hölzernen Tiefe wie eine Brandung gebrochen und an die Ufer der Schönheit seliger Inseln geworfen. Was würde hierzu Meister Tardinas gesagt haben, wenn er es noch erlebt hätte, dieser Kammerklänge Macht zu hören. Es war kein Zweifel mehr, ich hatte das Geheimnis des Stradivarius gefunden.

An demselben Nachmittage kam mein Freund Javelin zu mir. Ohne ein Wort zu sagen, spielte ich ihm die Variationen in G von Paganini vor. Als ihn dabei einmal zufällig mein Blick streifte, gewahrte ich mit einer kindischen Freude den nahezu verblüfften Ausdruck seines Gesichtes. Nachdem ich geendet hatte, erhob sich Javelin von seinem Sessel, nahm mir die Geige aus der Hand, wendete sie lange her und hin nach allen Seiten, um sie dann ruhig zurück auf den Tisch zu legen und sich mit einer lässigen Handbewegung eine Zigarette anzustecken. Ich sah ihn fragend an. Seine Züge hatten wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck einer gleichgültigen, selten bewegten Ruhe angenommen, der mich so sehr reizte an ihm, weil er mir verborgene Unruhen dahinter und Rätsel zu bergen schien. Und dann auch, weil diese Unbeweglichkeit immer wieder meine Begier stachelte, um etwas mehr Wärme von ihm zu werben. Endlich löste sich ein Wort von seiner Zunge: „Wie kommst du dazu?"

„Wozu?" fragte ich erstaunt.

„Nun, zu der Geige, komische Frage!"

„Zu der Geige?“ wiederholte ich. „Ja, siehst du denn nicht, daß es meine alte Tardinasse ist?“

Er richtete sein Auge auf mich ... „Gewiß hab ich das gesehen, aber sie scheint mir etwas in ihrem Ton verändert zu sein. Hast du was gemacht damit?“

„Gar nicht viel, Edmond, nur ein letztes Tröpfchen Feuchtigkeit herausgezogen.“

„Ich dacht es mir, übrigens kein so schlechter Gedanke! Wie hast dus angefangen, René, ohne der Geige dabei Schaden zu tun?“

Ich erzählte ihm nun umständlich mein ganzes Verfahren.

„Wir werden ja sehen,“ lächelte Javelin, „wir werden ja sehen. Ich fürchte nur für deine Amata, daß ihr die Wasserkur für die Dauer nicht bekommen wird.“ —

Bald danach ging er. —

Als ich abends in meinem Bett lag, kam mir der Gedanke, meine Entdeckung Papa Lebon anzubieten, nach dem Tode von Meister Tardinas nunmehr der erste Geigenmacher von Paris. Ich malte mir schon die fabelhaften Summen aus, mit denen der Alte mich überschütten würde, um das Geheimnis des Stradivarius in seinen Besitz zu bringen. Um ihn recht zu überwältigen, beschloß ich aber noch einige Tage mit meinem Vorhaben zu warten und diese Zeit zu benutzen, um mein erwähltes Probierstück, Paganinis Karneval von Venedig, bis auf die letzte Note meinem Blute einzugeigen. So stand ich die folgenden Tage vom Morgen bis

zum späten Abend vor meinem Pulte und übte ohne Unterlaß.

Am Donnerstag erwartete ich Javelin wieder, denn er hatte mir auf diesen Tag versprochen, ein Buch zu bringen. Allein er kam nicht und ebensowenig eine Nachricht von ihm. Auch die nächsten Tage und die ganze folgende Woche ließ sich Javelin nicht bei mir sehen, obwohl ihn sein täglicher Weg ganz in meiner Nähe vorbeiführte. Ich kam daher auf den Gedanken, er müsse krank geworden sein und suchte ihn eines Morgens in seiner Wohnung auf. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß er am Abend vorher verreist war. Wohin und auf wie lange wußte die Wirtin nicht anzugeben. Etwas verstimmt darüber, daß mir Javelin von seinen Reiseplänen kein Wörtchen mitgeteilt und ganz ohne Abschied Paris verlassen hatte, trat ich den Rückweg an und machte meinem Unmut Luft zu Hause, indem ich den ganzen Karneval tapfer herunterspielte.

Es ging. Jede Note saß. Jeder Bogenstrich wie ein Rappierhieb auf Leben und Tod. So zog ich mir denn am andern Morgen die braune Samtjacke an, band mir eine hübsche Lavallière vor und ging zu Papa Lebon. Er nahm mich mit der herzgewinnenden Freundlichkeit auf, die in ganz Paris von ihm sprichwörtlich ist. Als ich mein Anliegen vorgebracht hatte, sah mir der alte Herr durch die großen scharfgeschliffenen Brillengläser aufmerksam ins Auge und sagte dann: „Ja, mein junger Freund, da ist aber schon ein Herr dagewesen — genau mit

Ihrer Sache." Das Gesicht, das ich in diesem Augenblicke machte, mußte wohl ein so unverfälschtes Erstaunen ausdrücken, daß es Papa Lebon von der Ehrlichkeit meiner Sache sofort überzeugte. Denn er fuhr fort: „Ich will Ihnen auch den Namen dieses Herrn nennen, kennen Sie einen gewissen Barbican? Ein schmächtiger großer Herr mit einem rötlichen Malerbart —? Er sagte, daß er aus London komme und Kaufmann sei." Ich verneinte. Mann und Name waren mir völlig unbekannt. „Ja dann, mein Lieber," beendete Lebon das Gespräch, „wird nichts zu tun sein in Ihrer Angelegenheit. Ich möchte Ihnen aber zum Trost schon heute sagen, daß ich an die Bewährbarkeit Ihres Verfahrens nicht recht glaube. Ich lasse jetzt noch Versuche anstellen und werde Sie von dem Ergebnis gern unterrichten. Also — Kopf hübsch oben behalten!" —

Tief unglücklich ging ich nach Hause. Es war nicht nur die Zerstörung meiner Hoffnungen, die mich so betrübte, es war vielleicht noch mehr die innere Zerrissenheit, die mich hin- und her warf zwischen einem plötzlich aufsteigenden furchtbaren Verdachte und andererseits quälerischen Vorwürfen, mit denen ich wieder diese Gedanken des Mißtrauens als mich selbst befleckend weit von mir wies.

Vierzehn Tage später begegnete ich Javelin am Pont de la Concorde. Er stellte sich, als ob er mich nicht sehe und suchte zwischen den Wagen hindurch schnell auf die andere Seite zu gelangen. Am Quai d'Orsay erreichte ich ihn und schlug ihn leicht auf

die Schulter: „Nun, Javelin, warst du in London bei Barbican?"

Ich bin nicht imstande, den Schreck zu schildern, der sich auf Augenblicke in Javelins erblassenden Zügen malte und der auch auf mich übergriff, so betreten war ich selber über meine völlig unbeabsichtigte plötzliche Frage und über die Wirkung, die sie hatte. Erkannte ich doch im Augenblicke den furchtbaren Abgrund, an dessen Rande ich die vielen Jahre meines Lebens das ganze Vertrauen, den ganzen hingebenden Glauben, dessen eine Freundschaft fähig und bedürftig ist, unbekümmert ausgeschüttet hatte.

Von diesem Tage an ward mir keine ruhige Stunde mehr, dafür sorgte Javelin. Was nun folgt, mein gütiger Freund, ich mag es Ihnen kaum andeuten, es ist (hier wurde seine Stimme noch leiser) zu schamvoll ... zu schwer für — achtzehn Jahre ...

Javelin, in der Furcht, daß ich sein Unrecht aufdecken möchte, suchte mir mit einem vernichtenden Streiche zuvorzukommen. Da er aber wußte, daß mit ehrlicher Waffe und Aug in Auge stehend die Ehre meines Lebens nicht anzutasten war, griff er zu vergifteten Pfeilen aus dem Hinterhalte, zu Verleumdungen, eine immer schändlicher, tückischer, ungeheuerlicher wie die andere. Wo ich Freunde hatte, suchte er sie auf diese Weise von mir abzuwenden, wo ich Feinde und Neider hatte, verband er sich mit ihnen, wo mir Quellen des Lebens sprangen, sann er darauf, sie zu verschütten, sie abzugraben, sie hinwegzulenken von meinen Lippen.

Sein Plan, den er verfolgte mit der Zähigkeit eines Hasses, dessen tödlicher Blick nichts Menschliches mehr hatte, war der zunächst, mich wegzudrängen von aller Liebe und Hilfe, mich einzukreisen wie ein Stück Wild, und dann — niederzutun. Wenn es *etwas* zu seiner Entschuldigung gab, so mag es das einzige gewesen sein, daß er von meinem Charakter nichts wußte. Zu spät gingen mir die Augen auf, wie wenig er in meine Seele gedrungen war, in allen den Jahren unsrer Freundschaft. Die ganze Niedrigkeit seiner Gedanken über mich erkannte ich erst daran, daß er mir Fallen stellte, die nur zu schmählich waren, um mir verhängnisvoll werden zu können. So fiel er in die Gruben, die er für mich gegraben hatte, selbst hinein. Schließlich, da nun alles versagt hatte, mich in seine Gewalt zu bringen, führte er sein letztes aus. Meine Einsamkeit, in die er mich schon gebracht hatte, vollständig zu machen, schritt er nun zu einem Plane, der wahrhaft satanisch war — er trat zwischen Sohn und Mutter. Er streute in den heiligsten Brunnen der Kindes- und Mutterliebe von allen seinen Giften das entsetzlichste aus . . . das, was nicht zu sagen ist . . ."

Ein Weinkrampf erstickte bei diesen Worten Sylvesters Stimme, so daß er lange nicht weiter sprechen konnte. Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, stammelte er seinen traurigen Bericht zu Ende.

„Wenn Javelin auch seine Absicht nicht erreicht hat und das Auge einer Mutter ihn schneller durchschaute als ihres unglücklichen Sohnes Blick — er

hat aus Augen, die zufrieden sahen, den Glanz genommen für immer. Das ist ihm gelungen."

„Armer Junge," warf ich ein, „er hat dein Leben zerstört!"

„Und doch, glauben Sie mir," sagte Sylvester, „das alles noch, das alles vielleicht hätt ich mit der Zeit verschmerzen lernen, wäre es nur das Lachen meiner Jugend gewesen, das er mir totschlug, Thau und Duft allein, den er von ihr genommen. Aber auch das Lächeln meiner Mutter hat er traurig gemacht. Ja, dieser Zerstörer!

Wenn ein Mensch wissen könnte, was ich damals gelitten — oh! Wochenlang, monatelang wühlte der Gedanke in mir, daß ich ihn töten müsse. Ich habe ihn gemieden, ich bin geflohen vor ihm, wo ich ihn nur vermuten konnte. Bin geflohen vor mir selber. Er — er — er... trieb mich in einen Zustand hinein, wo der Mensch zu allem fähig ist.

Eines Tages, in meiner Angst, da ich nicht mehr mir zu helfen wußte, trat ich vor die Mutter hin — Mutter, ich muß fort von hier, fort, fort von Paris!

„Ach, liebes Kind, bleibe doch bei mir, willst du von deiner Mutter lassen?" überklang die Angst ihre Zärtlichkeit. Ich aber entzog mich der alten Hand, die mich liebkoste, und ging.

Nach Holland.

Noch einmal bin ich nach Paris gekommen, damals als sie starb. —

Nach Amsterdam zurückgekehrt, hörte ich, daß Javelin seit einiger Zeit in London lebe. Von da an, als ich dieses erfuhr, ging ich jeden Tag zum Hafen

hinunter, um die Stunde, wo das Londoner Schiff eintrifft. Ich hatte ein Gefühl in mir, daß er einmal in diesem Schiffe mitkommen würde. So hatte ich dreizehn Monate lang Tag für Tag, um die Hochwasserzeit unten am Hafen gestanden. Immer tiefer ging die Sonne, immer kürzer wurden die Tage. Da in des Jahres zwölfter Stunde, in der Sylvesterdämmerung des letzten Dezemberabends — ich hab ihn nicht vergessen! — stieg aus dem Schiffe ein Mann heraus, dessen ehrenmörderisches Auge, kalt und höhnisch, wie ein Dolchstoß meine Seele traf.

Da ist es geschehen.

Doch noch, doch noch ....

Als man uns beide aus dem Meere herauszog, war er schon tot. Man mußte ihn aus meinen erstarrten Händen lösen." —

Sylvester schwieg. An diesem Abend sprachen wir nicht mehr. —

Am andern Vormittage klopfte es schon zeitig an meine Tür. Sylvester. Er hatte das versiegelte Kästchen in der Hand und bat mich, es in meine dauernde Verwahrung zu nehmen. Wir sprachen lange miteinander. Als wir zu Ende waren, bedeckte er meine Hand mit heißen Thränen und ließ mich, auf das Kästchen deutend, allein. Ich nahm es, um es in meinem Schranke zu verwahren. Hierbei fiel mein Blick auf ein aufgeklebtes Zettelchen, das den Vermerk trug:

Nach meinem Tode zu öffnen.
Sylvester Unbekannt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage hiernach, als wir etwa auf die Höhe von Juan Fernandez, Robinsons Eiland, gekommen waren, legten wir das Ruder nach Steuerbord herum und richteten unseren Kurs ostnordost auf das Festland hinüber. Es dauerte nicht lange, da kamen uns schon als Vorboten des nahenden Landes zwei große Kauffahrteischiffe in Sicht, die anscheinend dieselbe Richtung verfolgten wie wir, und noch an demselben Tage abends, dem 2. Januar, liefen wir in Valparaiso ein. Wir machten an der eisernen Ladebrücke bei den Kauffahrteiern fest und löschten sogleich unsere paar Güter für die Stadt.

Am Morgen, obwohl wir die ganze Strecke von Rio an ohne Dampf zurückgelegt hatten, bunkerten wir Kohlen auf, nahmen Frischwasser ein und bestimmten den Rest des Tages der Erholung und Ruhe. Punkt 11 Uhr wurde Reinschiff gemeldet und mit Ausnahme der Wache an Bord und Sylversters, der sich nicht wohl fühlte, die gesamte Schiffsmannschaft an Land gebootet. In der Stadt sollte mir eine unerwartete Freude widerfahren. Ich fand hier eine Spur von meinem alten Freunde Tim vor!

Wir sitzen, eine ganze fröhliche Kumpanei, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen hinunter, in einer Hafenwirtschaft beim Mittagsmahle und lassen es uns gut sein, als mir einfällt, vom Wirte die Schiffsnachrichten zu verlangen. Ich sehe hin und her darin, und da fällt ganz unten, als ich das Blatt schon wieder weglegen will, mein Blick auf den Namen „Raster" . . . „Raster?" schlag ich mich

an die Stirn, sollte das dein Rafter sein, dein alter, wackerer Tim? Der Vermerk in seiner üblichen lakonischen Kürze gab keinen Aufschluß hierüber. Er lautete:

„Barkschiff Tibbie Dunbar, Kapitän Rafter.
„Von Yarmouth nach Hongkong bestimmt.
„1. Januar abgereist nach Makassar, Celebes."

Also vorgestern, einen Tag vor Ankunft des Sperbers! Ich nehme mir den Wirt vor, den Unglücklichen — Brüh und Braten mußte er im Stiche lassen! — und unterwerfe ihn wie ein Großmeister der spanischen Inquisition einem hochnotpeinlichen Verhöre, wobei ich denn alles herausbekomme, was ich wünschte. Herr „Ricardo" Schulze (übrigens trotz des unechten Namens ein ehrlicher alter Hamburger, der sich eine hübsche Chilenin zur Frau genommen hatte) kannte besagten Rafter genau, da der Kapitän wiederholt im „Südseefahrer" gespeist hatte. Nach der Beschreibung konnte es Tim schon sein. Statur, Bart, Alter, die ganze Art und Weise — alles schien zu stimmen wie der Punkt auf das i. Auch das sprach nicht dagegen, daß die Tibbie Dunbar nicht aus Hull kam, Tims Yorker Heimat, wie ich wußte, sondern aus der englischen Hafenstadt Yarmouth, die etwas südlicher als Hull, aber gar nicht weit davon liegt. Es war schon möglich, daß Tim nach seines Vaters Ableben den Wohnsitz gewechselt hatte. Was ich dann noch hörte, war leider weniger erfreuend und machte mich für das Schicksal meines alten Freundes recht besorgt.

Der Wirt erzählte von ernsten Streitigkeiten, die Rafter mit seinem Schiffsvolk bestanden hatte. Gegen den ersten Steuermann gerichtet, der sich wenig beliebt gemacht hatte, waren sie schon während der Fahrt im Atlantik zum Ausbruch gekommen und hatten in Valparaiso fast den Charakter der Meuterei angenommen. Da es indessen unmöglich war, die ganze Mannschaft, die sich als geschlossen erklärte, an Ort und Stelle auszuwechseln, hatte Rafter wohl oder übel nachgeben und den Mißliebigen, sonst einen tüchtigen Mann, ablohnen müssen. Man wird sich vorstellen, wie infolge dieser Vorkommnisse auch das Verhältnis zwischen Kapitän und Matrosen nicht das allerbeste mehr sein konnte, und die Befürchtung neuer Verschärfungen und einer gefährlichen Zuspitzung der Lage draußen im weiten Meere war nicht von der Hand zu weisen.

Unter diesen Umständen war mein Entschluß gefaßt. Es blieb nichts weiter übrig, als unsern Aufenthalt in der chilenischen Hauptstadt, der zur Ausruhung der Mannschaft auf drei Tage angesetzt war, sofort abzubrechen und das äußerste aufzubieten, die hübsche Tibbie einzuholen. Sie hatte zwar einen Vorsprung von 48 Stunden voraus, indessen der Sperber war schnell. Und der Kurs nach Makassar durch die Torresstraße ging, wie ein Blick auf die Karte zeigte, genau mit dem unsern. Mit dem Versprechen, die Leute in einer anderen Weise reichlich zu entschädigen, teilte ich meine Entschließung der Schiffsmannschaft mit

und versicherte mich auf diese Weise ihrer Zustimmung und guten Laune auch weiterhin. So wurde die Abfahrt auf acht Uhr abends festgesetzt und der ganze Nachmittag noch dem Vergnügen gelassen.

Neun Tage schon fuhren wir auf dem Meere, ohne daß wir von der schönen Tibbie Dunbar auch nur das kleinste Stückchen Leinwand hätten entdecken können. Das einzige Segel der Lüfte, das uns in dieser langen Zeit zwischen Himmel und Wasser begegnete, war das klafternde Flügelpaar eines mächtigen Fregattvogels. Andre seines Geschlechtes, nur schwarze Pünktchen noch im blauen Äther, flogen so unfaßbar hoch, daß die Wolken zweier Winde, unten des Südost- und oben des Antipassates, tief unter ihnen blieben. Ein alter Matrose sagte mir: „Das giebt Sturm! Wenn diese beiden, der Fregattvogel und der Albatros, in solche Höhen steigen, dann wirds schlimm hier nnten!" Der Mann kannte sein Meer, wie hat er recht behalten!

Am 13. Januar, 5 Grad südlich unter der Linie, gerieten wir aus dem Südostpassat in die berüchtigste Windstillengegend des Erdballs hinein, an die sogenannte Windstillensee. Wir hielten ab und suchten wieder zurück in die südäquatoriale Trift- und Passatströmung zu kommen, was uns denn auch nach einiger Mühe gelang. Diese Windstillensee ist wohl die am meisten gefürchtete Region aller Ozeane. Mit ihr hat es eine ganz besondere Bewandtnis. Nur in zwei Monaten des Jahres, während des August- und September-Monsuns,

ist sie überhaupt zu passieren, allein auch in dieser Zeit, welche die furchtbarsten Orkane und Wirbelstürme über sie hinwegführt, nur mit großen Gefahren. In allen übrigen Monaten liegt sie glühend bleiern und unbeweglich wie ein Verderben brütendes ungeheueres totes Meer da. Wehe dem Segelschiffe, das ein immer schwach und schwächer werdender Wind in ihren Machtbereich unmerklich hineinleitet, es ist verloren. Denn bald weht keines Lüftchens leisester Hauch mehr, der es je wieder herausführte. Alles, was lebt auf dem Schiffe, ist dem Hunger- und Verdurstungstode überliefert, der glühenden Verfäulnis. Die Windstillensee hat ein neues Opfer.

Es ist als gar nichts Seltenes bekannt, daß der heiße Atem ihrer Umklammerung in den Schiffsfugen selbst schon das Pech geschmolzen und wie ein Mark des Lebens herausgesogen hat. Nur Schiffe, die den Dampf gezwungen haben, dem schweigenden Wind die Stirn zu bieten, können ungestraft die Einfahrt in die Todeszone wagen. Auch wir hatten uns der gefürchteten stillen Umarmung nur dadurch so schnell entzogen, daß wir sofort Feuer an die Kessel setzten. Bald schwammen wir glücklich wieder im Passat, der südlich an der Stillensee entlang streicht, und lenkten, von ihm begünstigt, in das weite Westmeer hinein.

Mit aufgebänkten Feuern, die weißen Segel dem raumen Wind*) gebreitet, ging es jetzt frisch vor-

*) Raumer Wind, von räumen: günstiger Wind. Raume See: räumige, bahnfreie See. (Vergl. S. 149, Zl. 14 v. ob.)

wärts. Am elften Tage unserer Fahrt, morgens in der Frühe, als ich mir eben in meiner Koje den Schlaf aus den Augen rieb und durch die Glasluke hinaus nach der Sonne blinzelte, rief der Schiffsjunge vom Mast herunter: „Back voraus, Schiff in Sicht!“ Eins, drei war ich angekleidet und oben auf Deck. Der Kapitän reichte mir das Fernrohr. Richtig, da hob es sich scharf auf dem westlichen Horizonte, ein stattlicher Dreimaster mit Barktakelage. Ob es die hübsche Tibbie Dunbar war mit meinem alten Tim an Bord? Wir setzten noch Leinwand auf, Schönwettersegel, Wasserflieger an der Seite, und jachterten Jager voraus, was das Zeug hielt. Gegen Mittag waren wir so weit herangekommen, daß wir uns der Bark durch Zeichen verbinden konnten. In einer übermütigen Laune ließ ich das Flaggensignal steigen: „Liebe Tibbie Dunbar, warte auf Rust!“ ... Vergebens harrten wir auf ein Zeichen der Gegenliebe, die Leute da drüben schienen keinen Spaß zu verstehen, sie antworteten gar nicht. Das war auffällig. Gegen allen Seemannsbrauch und gute Sitte. Jetzt erst bemerkten wir, daß das Schiff überhaupt keine Flagge zeigte, weder Haus- noch Heimatfarbe. Dieser Umstand besonders bestärkte den Verdacht in uns, daß auf dem Schiffe irgend etwas nicht in Ordnung war, und so wiederholten wir das Signal zu halten in einer etwas ernsteren Sprache. Die Antwort diesmal war ein Kanonenschuß, der drei Kabellängen vor uns ins Wasser schlug. Da hatten wir Gewißheit! Ein Meutererschiff. Fli-

bustier in dieser Gegend gab es nicht, sie hätten auch nicht vor uns die Flagge gestrichen. So war es also die Tibbie Dunbar, es blieb kein Zweifel mehr! Eine kurze Beratung mit dem Kapitän und Steuermann ließ uns übereinkommen, in Rücksicht auf Kapitän Rafter und sein Schiff nur ein paar blinde Schreckschüsse abzugeben und die Verfolgung fortzusetzen. Die flüchtige Bark, als sie sah, daß wir auch für Feuergespräche gerüstet waren, zog es nun doch vor, ihre Kanonen schweigen zu lassen, und erwiderte überhaupt nicht mehr. Durch das Fernrohr aber sahen wir, daß ihr noch Flieger und Skysegel gesetzt wurden.

Arme Tibbie Dunbar!

Immer näher kamen wir heran, je tiefer die Sonne sank. Schon konnten wir hoffen, sie in einer Viertelstunde abzufangen, als die Nacht hereinbrach. Mit der Schnelligkeit, die ihr in den Tropen eigen ist, ließ sie ihre Schleier fallen und entzog das meuternde Schiff, das mit abgeblendeten Lichtern fuhr, bald unseren Blicken. Da der Mond, im ersten Viertel stehend, noch nicht aufgegangen war und den Sternenhimmel reichliche Wolken bedeckten, befiel uns eine Finsternis, daß wir zuletzt nicht die Hand mehr vor dem Auge sehen konnten und die Verfolgung der Bark aufgeben mußten. Zu diesem Mißgeschick traf uns nun auch noch ein Schaden, den wir am Chronometer genommen hatten. Infolgedessen auf unsre Taschenuhren angewiesen, sahen wir uns vor dem umzogenen Himmel in doppelter Verlegenheit, den

Schiffsort, wo wir uns befanden, genauer zu bestimmen. Als dann der säumige Trabant unserer Erde oben hinter Wolkenbastionen seine blasse Schildwacht angetreten hatte, konnten wir aus seiner Verspätung zu gestern keine Schlüsse ziehen. Versteckt und unsichtbar blieb er hinter seinen Wällen. Glücklicherweise brachte der Wind späterhin einige Risse ins Gewölk, so daß wir schließlich noch den Meridiandurchgang mehrerer Gestirne beobachten und ihre Mitternachtshöhen messen konnten. Im übrigen vertrauten wir der Richtkraft der Magnetnadel und hielten den Westpunkt fest.

So schwand die Nacht zwischen Besorgnis und Erwartung dahin. Als mit bleiernem Schein die Sonne aufging und ein hurtiger Morgenwind die ersten mattgrauen Lichter, die sie herabwarf, von Ost nach West über die Flächen fegte, war von dem Engländer nichts mehr zu sehen. Da er, uns zu entgehen, wahrscheinlich seinen Kurs geändert hatte, wollten wir uns schon jeder Hoffnung entschlagen, ihn wiederzufinden. Nun sollte uns aber ein unerwarteter Umstand, der möglicherweise auf die verlorene Spur zurückführen konnte, zu Hilfe kommen. Unser getreuer Begleiter bisher, der Südostpassat, wurde an diesem Tage unstetig und ging nördlich herum. Wir schlossen nun ganz richtig. Die Meuterer, wenn sie, um uns irrezuführen, zunächst ihren Kurs verlassen hatten, würden sie jetzt mit Wahrnehmung des neuen Windes voraussichtlich etwas weiter südlich in die südpazifische

Triftströmung heruntergehen, die ihnen ja ebenso günstig war wie die äquatoriale, in der wir uns befanden. Den ganzen Tag und den folgenden Tag kreuzten wir herum, ohne indessen die Spur des Schiffes zu finden. So kam der dritte Abend heran. Alle Lichter hatten wir gelöscht bis auf die gedeckten Kompaßlampen des Nachthauses. Da bemerkten wir im spärlichen Mondenscheine einen Gegensegler, dessen Schatten gerades Weges auf uns zukam. Lautlos glitten wir durch die Dämmernacht. Nur eine halbe Schiffsmeile noch war zwischen uns, als die Bark plötzlich eine scharfe Wendung machte und westlich abfiel. Keine zwei Minuten später lagen wir an, und das Jagen begann wieder.

Der Wind, der den ganzen Tag aus Nordnordost gestanden, wechselte gegen Mitternacht in den vierten Quadranten und kam etwa um drei Uhr früh auf den zweiten Strich zu Nordnordwest herüber. Das englische Schiff, um nicht seinen Vorsprung zu verringern, sah sich hierdurch in die Lage gebracht, gegen den Wind aufkreuzen zu müssen. Wir, in ihrem Kielwasser, immer nach und hinterher. Die Wahrheit zu sagen, es war ein tüchtiges Schiff, die Tibbie Dunbar. Sie hielt ihren Abstand gut. Bald waren wir näher heran, bald wieder etwas ferner, und als der Tag graute, fand er die Entscheidung noch nicht gefallen. Es war ein Jagen und Jachtern, ostwärts, westwärts — immer im Zickzack, kreuz und quer.

In den späteren Morgenstunden fing der Wind

an abzuflauen und gegen Mittag hin trat eine vollkommene Luftstille ein. Alle Segel und Wimpel, die Verklicker selbst, fielen schlaff herunter, und die beiden Schiffe, jetzt in ihrer Verlangsamung nur noch zwei unbeholfene große Schneckenhäuser, blieben schließlich, kaum noch vier, fünf Kabellängen voneinander entfernt, wie angemauert auf dem Meere stehen. Dieses, blitzend, wie ein ungeheuerer Brennspiegel, warf auf uns die glühenden Pfeile zurück, die die Sonne aus einem seltsamen, wolkenlosen Himmel herabsandte, und von seinen Glänzen und Gewässern stieg eine beängstigende Schwüle auf.

Jetzt oder nie mußte ich mich meines Freundes versichern. Ich gab Befehl, als letzten gütlichen Versuch noch ein Flaggensignal zu hissen: „Rust bittet Kapitän Rafter, an Bord des Sperbers zu kommen.“ ... Als wieder keine Antwort erfolgte, und wir durch Fernrohr an Bord des Engländers eine verdächtige lebhafte Bewegung bemerkten, die eine nicht erkennbare Person oder Gruppe von Personen unter erregten Gesten zu bedrohen schien, war unser schneller Entschluß gefaßt. Wir richteten die Schiffskanone mittschiffs auf die Wasserlinie der englischen Bark, luden scharf und ließen das Warnsignal steigen: „Falls nicht binnen fünf Minuten Kapitän unversehrt ausgeliefert, erfolgt Scharfschuß.“

Das schien zu wirken. Jetzt endlich konnten wir einen Erfolg unseres Wortes wahrnehmen. Von Backbord der Tibbie Dunbar wurde ein kleiner

Kutter zu Wasser gelassen, den acht Menschen bestiegen, anscheinend der Kapitän des Schiffes und sieben, die ihm getreu geblieben. Sonderbarerweise aber ruderte das Boot nicht südlich, an den Sperber heran, sondern wendete sich von beiden Schiffen gleichmäßig ab, in östlicher Richtung. Da legte unser Kapitän seine Hand auf meinen Arm: „Sehen Sie nicht? Der Kurs des Kutters wird dort von der Schiffskanone aus gesteuert! So will man Raum vor uns gewinnen und Zeit!"

„Gut, nun machen Sie Ernst", gab ich zur Antwort.

Die Kanone wurde umgerichtet und das Rohr auf das Geschütz des Gegners eingestellt. Der Kapitän kommandierte: Stille! ... Gebt acht! ... Feuer!

Ein Blitz und Donner ...

Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, zeigte es sich, daß wir einen Treffer gemacht hatten. Anscheinend war drüben die Lafette zerschmettert und das Rohr herausgefallen.

„So! Dir hätten wir deinen Kurs auf den Steuerstrich gebrannt", schmunzelte der Kapitän und strich sich mit der Hand über den Bart. Schon hatten wir wieder geladen, die widerspenstige Tibbie noch völlig zu zähmen, hatten gleichzeitig ein Signal für meinen Freund Tim: „Keine Gefahr mehr, Kapitän und Getreue willkommen!" noch nicht zu Ende geflaggt, als das Boot der Ausgesetzten aus eigenem Antrieb wendete und auf den Sperber hielt. Nach einer Viertelstunde ließen

wir bei Steuerbord die Fallreepstreppe herab, und der Kutter legte an.

Eine Minute später stand Tim Rafter — denn er war es, wirklich und wahrhaftig! — auf Deck des Sperbers! ...

Ein Wiederfinden! Möchten es die meisten Menschen einen blinden Zufall nennen, wie ihn das Leben zu Tausenden bietet — ich kann mir nicht helfen: ich verehre darin das unbegreifliche Walten einer höheren Macht, einer Vorsehung zwischen Himmel und Erde, die keine Schulweisheit ergründen wird.

Kehren wir aber zu unserm Freund Tim zurück. „God dorje", war sein erstes, nicht bös gemeintes Kraftwort: „so aber wars nicht ausgemacht!"

„Ja, wer hat mich damals warten lassen? Im Westindienfahrer?" antwortete ich lachend.

„Still, Jung, wir sprechen noch drüber", lachte wieder sein wetterbraunes, hartliniges, im tiefsten Grunde aber gutmütiges Gesicht. „Habe was bestanden da drüben! Die Hälfte fast, die Rädelsführer: schlechtgegerbte Seemannshäute, über das Knochengerüst von Landratten gespannt. Was treu und wacker war, hab ich mitgebracht. — Aber jetzt, Kinder, schwätzen wir nicht, reden wir nicht. Es wird einen Sturm geben, wie vielleicht noch keiner von Euch mitgemacht hat!" Bei diesen Worten deutete er auf den Himmel, der noch immer glühte in gewölbter, wolkenloser Spannung.

Nur am äußersten Osthorizont glimmte wie dünn gezogen ein langes, weißlich-gäles Federwölkchen

auf, eigentlich nur ein Hauch, ein Schleier zu nennen, eine zarte Windgalle, die langsam in die Höhe stieg. Die eigentümliche Stille und Schwüle wurde durch eine seltsame Dünung des Meeres, deren Ursache in der aufgemauerten Luft nicht zu erkennen war, noch unheimlicher gemacht. Einherkommend in langgezogenen, schwerrollenden Wellen, die eine unsichtbare Kraft zu lenken schien, war diese Dünung wie die erste schauerliche Regung, die den schlafenden Wasserriesen überlief. Gleichsam des Sturmes drohende Ader, schwoll sie langsam zu einer Höhe von etwa sechs Ellen empor und machte unser Schifflein auf- und niederschwanken wie ein bretternes Kinderspiel, ohne es jedoch im geringsten dabei fortzubewegen. Hinter dem blassen Federwölkchen im Osten schob sich eine Wetterbank herauf, deren gilblich-braune Färbung allmählich in dunklere Töne und zuletzt in ein tiefes Schwarz überging.

„Lassen wir den Kapitän seine Anordnungen treffen", sagte ich zu Rafter und zog ihn mit mir in die Kajüte hinein. Hier konnten wir uns ruhiger austauschen. Wir sprachen von diesem und jenem, gedachten des alten, lieben Hamburg und des Tages, da wir uns dort hatten kennen gelernt, berührten flüchtig, wie es die Stunde gebot, unsere Fahrten und Schicksale, und wieso es gekommen war, daß wir uns im Westindienfahrer damals verfehlt hatten, und auch späterhin nicht wiederfinden konnten, und wurden doch nicht froh bei unserm Gespräche. Was mir auffiel: Tim Rafter schien

von der Wolke am Himmel beunruhigt zu sein, mehr als ich. Fortwährend lenkten seine Augen ab und sahen durch die Kajütenfenster entweder zum Himmel hinauf, der immer schwärzer wurde, oder nach Westen hinaus, wo schon eine große See stand, oder auf das Barometer draußen, das ununterbrochen fiel. Schon seit gestern war es gefallen, seit einer Stunde aber rapid.

„Kommen Sie, Rust, 's ist besser draußen für uns", sagte er und erhob sich. „Man sieht nicht mehr!"

Keine halbe Stunde hatten wir uns verweilt in der Kajüte, und schon fanden wir auf Deck einen völlig veränderten Himmel vor. Von Ost nach Westen zugezogen wie mit einem ungeheuren schwarzen Tuche, verbreitete er, nachmittags 3 Uhr, eine Finsternis umher, daß wir meinten, die Sonne habe einen Sprung getan, und die Nacht sei gekommen. Nur ganz im Süden unten stand noch ein fahler Strich, eine ängstliche, blasse Lichtspalte, die die Dunkelheit des Ganzen noch furchtbarer erscheinen ließ. Ein kreischender Schwarm von Sturmvögeln, man wußte nicht, woher sie mit einemmal da waren, rauschte mit mächtigem Fittigschlage über unseren Häupten dahin, in der Richtung auf jenen Wetterspalt. Noch verfolgten wir ihren Flug mit unsern Gläsern, als wir plötzlich von einem Stoße, den das Schiff in die rechte Breitseite erhielt, allzusammen umgeworfen wurden. Eine Bö war aufgesprungen, und ihr erster windnasser Tatzenschlag hatte uns getroffen. Die

Sturmbestie war erwacht. Aber noch zögerte sie und duckte sich lauernd wieder nieder in die Windstille.

Der Kapitän hatte inzwischen seine Maßnahmen beendet. Sämtliche Obersegel bis zur Bramrah herab waren eingeholt und festgemacht, die Sturmfock gesetzt, die Marssegel dicht gereeft worden, und nur die großen Untersegel hatte man voll gelassen.

„So können wir den Sturm erwarten", meinte der Kapitän.

„Nennen wir immerhin das Kind beim Namen", sagte Rafter, „es wird ein rechtschaffner Orkan werden, ich fürchte sogar ein Zyklon. Sehen Sie, die Dünung hat aufgehört, eine ganz wirre See ist es jetzt, in dieser Stille! Da müssen schon irgendwo Winde drehen, weit um uns herum. Mir scheint sogar, daß wir uns mitten im Zentrum eines Hochdruckgebietes befinden. Diese schwüle, dicke, aufgesammelte Luft ist zuviel hier. Sie wird sich — da nach Westen, denk ich mir! — einen Abzug suchen und sich ausgleichen in ein entferntes Wettertief. Und das ist das gefährliche Zentrum, nicht das unsere. Die Gefahr ist nur die, in das Tiefgebiet nicht hinübergerissen zu werden!"

„Also immerhin eine Lage, nicht zu spaßen darin", gab ich mein Wort dazu. „Ich glaube einmal gehört zu haben, daß Drehstürme in dieser Gegend zwar seltener auftreten, aber wenn sie kommen, dann ganz besonders verheerend sind."

„Seitdem wir das Gesetz der Stürme kennen

von unserem wackern Meister Dove," erwiderte der Kapitän, „ist es nicht ganz so schlimm mehr, wir sind heute in der Lage, die Sturmbahn eines Zyklons zu berechnen und dem gefährlichen Mittelpunkte des tieferen Wirbels auszuweichen."

„Und doch gehen so viele Schiffe noch zugrunde in diesen Stürmen," entgegnete ich.

„Das liegt daran," antwortete der Kapitän, „daß es so schwer hält, den einzigen Augenblick zu erkennen, wo es gegeben ist, mit seinem Schiffe aus dem Orkanfeld sozusagen herauszuspringen. Und das ist auf einem Punkte der Sturmbahn, der in der Verbindung zwischen den beiden Spiralen liegt, die den Weg eines Zyklons bezeichnen. Die Spirale, im Hochdruckgebiet beginnend, rollt sich auf wie eine riesenhaft geblähte Schlange, die ihre Ringe immer größer und größer zieht, bis sie dann, wo der Kreis am mächtigsten geworden, unmerklich biegt, in einer gewaltigen Kurve herumschwingt und sich wieder einrollt um ein Tiefgebiet herum."

„Das ist es," ergänzte Rafter. „Solange wir die auslaufende Spirale fahren, das ist in diesen Breiten gegen den Uhrzeiger, hat es keine so große Gefahr weiter, bei einiger Vorsicht und Tüchtigkeit des Schiffes. Erst an jenem unsichtbaren Punkte der Umbiegung in die einlaufende Tiefspirale beginnt das Verhängnis. In der Richtung mit dem Uhrzeiger! Wehe dem Schiffe, das diesen Punkt überfahren hat!"

Der erste Steuermann, der soeben mit dem

Hochbootsmann kam und, herantretend, die letzten Worte Rafters noch gehört hatte, wußte schauerliche Geschichten zu erzählen von den ungeheuren, häuser- und türmehohen Strudeln, den steigenden und den fallenden Wirbeln eines solchen zyklonischen Wettertiefs. Er sagte: „Noch kein Schiff ist wiedergekommen, das in das Zentrum geriet. Und nur zweimal in tausend Jahren soll es vorgekommen sein, daß ein Mensch aus dem Strudel gerettet wurde. Verbürgt aber ist auch das nicht. Von diesen beiden Sonntagskindern, sagt man, wissen wirs und ist es überkommen auf ewige Tage: Der steigende Wirbel, das soll eine Trombe sein, die das Meer aufreißt bis in die blitzenden Eingeweide seiner Tiefe hinab und zum Himmel schleudert wohl viele Meilen und Berge hoch. Und der fallende Wirbel, das wäre ein Strudel wieder, der tausend Klafter und mehr bis zum untersten Grunde der Finsternis reißt. Ob dies wahr und richtig so ist, niemand weiß es, der wiederkam."

Unter diesen Gesprächen war es vier Uhr geworden. Und noch immer diese unheimliche Windstille.

Einen Gedanken, der uns einen Augenblick lang beschäftigt hatte, nämlich Boote auszusetzen und die rebellische Tibbie ihrem rechtmäßigen Herrn mit Gewalt zurückzunehmen, hatten wir angesichts der Sturmgefahr wieder aufgeben müssen. Und wie recht wir daran getan, zeigten schon die nächsten Augenblicke.

Es war, als käme mit einemmal auf eine unerklärliche Weise in die Sturmstille Fluß hinein,

als würden wir aus unserem toten Punkte heraus nicht etwa wind-getrieben, sondern von einer unsichtbaren Gewalt heraus gezogen. Denn ohne daß sich von achtern her auch nur ein Lüftchen bewegte, wurden plötzlich unsre Segel angesogen, stülpten sich als wären sie mit Wind gefüllt, und doch wollte das Schiff dabei nicht weiter. Aber nur Sekunden dauerte dies. Im nächsten Augenblicke sprang der Sturm auf. In seiner ganzen Gewalt. Schlug uns hintereinander drei nasse Böen in die Segel, daß wir nun mehr Wind als zuviel hatten. Ein Ruck in der Wasserlinie, und schon flogen wir in der Sturmbahn, um das kalme*) Zentrum im Kreise. Nach unserer Berechnung nahm sein Umfang ein Gebiet ein, dessen Durchmesser etwa sieben deutsche Wegmeilen betrug, so daß man den Durchmesser des zweiten Zentrums, das mit dem Hauptwirbel westlich marschierte, auf eine gute Stunde, und den des ganzen Orkanfeldes auf nicht weniger als 120 Meilen annehmen mußte! In Seemeilen das Vierfache! Noch war die Geschwindigkeit, mit der wir uns bewegten, nicht übermäßig. Windstärke 9 etwa mit 11 Faden in der Sekunde; aber wir merkten es bis in die Fingerspitzen, wie es schneller und schneller ging, Wind und Wellen immer wilder wurden.

Nachmittags 6 Uhr rief der Kapitän: „Klar an die Jungfern, die Wanten steifgesetzt!" und gab Anweisung, die Ober- und Untermarssegel zu bergen. Sein Befehl war noch nicht ausgeführt,

*) kalm: windstill.

als ein Windschlag das Großbramsegel in Fetzen riß, ein zweiter den Besan glatt von der Gaffel strich und wie einen großen bleichen Drachen in die Finsternis entführte. Alle Leinwand oben und unten bis auf Fock und Sturmfock und das dichtgereefte Großmarssegel wurde nunmehr schnell heruntergeholt und festgemacht. Als auch dieses vollbracht war, blieb vorläufig nichts mehr übrig, als das Schiff lenzen zu lassen und vor dem Sturme zu fahren. Und warten ...

Von Rafters Schiffe sahen wir nichts mehr. Noch einige Zeit hatte es uns in dem Abstand, der zuletzt zwischen uns war, begleitet, um dann auf dem nächsten, schneller drehenden Ringe der Sturmspirale uns vorauszueilen und schließlich in der Dunkelheit zu verschwinden.

So war es Abend geworden. Das Barometer fiel noch immer. In der rabenschwarzen Nacht, die alles um uns her bedeckte, mußte jedes Auge erlöschen, und des Sturmes Zeuge blieb allein noch das Gehör. Eine Weide des Schreckens. Oben in den Lüften das Heulen und Zischen der Winde, unten in der Tiefe der Wogen Donnergetös — das brüllende Meer tanzte Hochzeit mit dem Sturme. Zu schauerlicher Spielbegleitung. Selbst die Schiffsglocke, vom Orkan geschwungen, begann sich in Bewegung zu setzen — ein rasendes Totengeläut.

Eine Nacht verging, mein Lebtag vergeß ich die nicht! Unausgesetzt gingen über uns die Sturzseen hinweg, und das ganze Schiff triefte wie eine Meerfrau, wenn sie mit gischenden Sturmkämmen ihres

Hauptes Haare strähnt. Und lacht dazu ... Aber nichts geschah uns. Ein paar Spieren wurden geworfen, ein paar Stengen zertrümmert, das war alles. Nur einmal faßte uns ein gewaltiger Schrecken an. Das war, als gegen Mitternacht an Steuerbordseite ein geisterhaftes Licht vorüberglitt. Es war kein Backbordlicht und auch kein Blink einer Mastlaterne, denn sein Schein stand seltsam bläulich, unruhig und flimmernd, und viel zu hoch dafür. Rafter meinte, es möchte wohl ein Elmsfeuer auf der Mastspitze eines Schiffes sein, vielleicht seines eigenen gar. Da aber von einem Schiffe nichts zu erkennen war, wurden die Abergläubischen unter uns von den sonderbarsten Vorstellungen und Befürchtungen ergriffen.

Der Morgen kam. Die Uhren zeigten auf Sieben. Wenn sie nicht logen, mußte es Tag sein. Das sturmgepeitschte Meer, immer toller vor Wut, bäumte von allen Seiten wildbrüllend gegen das Schiff an, daß es, mitgetroffen, in den Quer- und Kreuzseen wie ein gejagter Kreisel tanzte, um dann wieder weitergerissen zu werden in der Bahn des Grausens.

Als die neunte Stunde anbrach, riß am südlichen Himmel das schwarze Gewölbe auf, und es zeigte sich wieder dieselbe schmale Klüftung wie gestern, so daß in unsern Kessel herab einiges Licht gelangen konnte. Da auf einmal hören wir keine drei Kabellängen voraus einen furchtbaren Hilfeschrei das kochende Meer übergellen. Und wir sehen vor uns, entmastet vor Top und Takel treibend, die unglück-

liche Tibbie Dunbar! Ein halbes Hundert ringende Hände streckt sich flehend uns entgegen, und keiner kann helfen!

Ich wendete mich zu Tim Rafter, der sich zu dem Steuermann an das Ruder gestellt hatte: „Und noch erst sind wir in der Ostspirale!"

Rafter antwortete nicht.

Der Kapitän, von Tau zu Tau greifend, um nicht fortgerissen zu werden, kam jetzt auch heran. „Ich habe den Eindruck," sagte er, „als ob wir uns der Kurve näherten. Nach dem Drehungsgesetz der auslaufenden Spirale —"

Er vollendete nicht und sah erschrocken Rafter an, der ihm, ins Gesicht starrend, mit einer Betonung, die mir das Blut gerinnen ließ, ins Wort fiel: „Herr Kapitän, die Kurve liegt hinter uns: wir sind bereits im Machtbereich der einlaufenden Westspirale!"

Wie schwer und langsam tropften diese Worte von seinem Munde! Ein Schweigen folgte ihnen, schwül und schicksalsschwanger wie sie selber. Ich, endlich, brach den Bann: „Woran, Tim, erkennen Sie das?"

„Sehen Sie," zeigte Rafter mit der Hand voraus, „das Schiff giert bereits nach Steuerbord, es krängt*) sogar, umgekehrt wie bisher: wir fahren sonach einwärts mit dem Uhrzeiger! Das ist das Eine. Und was es bestätigt, der andre verdächtige Umstand: Die Tibbie Dunbar, die wir siebzehn Stunden lang immer steuerbords zur Seite hatten,

*) krängt: legt sich nach der Seite über.

finden wir mit einemmale, uns voraus, in unserer Fahrbahn wieder. Ich wette tausend Guineen gegen eine, es werden keine drei Stunden vergehn, wo wir das Schiff hinter uns sehen werden, obwohl es in wachsender Strömung vor uns läuft und schneller als wir. Wenn ich raten darf und Rat noch Zweck hat," wendete sich Rafter an den Kapitän, „so lassen Sie jetzt herunter, was nicht niet- und nagelfest ist: Spieren, Stengen, Rahen, Segel — alles! Und machen Sie Dampf an!"

Der Kapitän war so verständig, diesen Rat zu befolgen und überhaupt nichts zu unterlassen, was den Windfang verringern konnte. So wurden denn selbst die Sturmsegel eingeholt, die Mastverlängerungen losgemuttert, die aufgebänkten Feuer sodann (der Tibbie Dunbar wegen hatten wir sie nicht völlig ausgehen lassen) auf die Roste gezogen und frisch an die Kessel gesetzt.

Unter diesen zum Teil schwierigen und gefahrvollen Maßnahmen, die glücklicherweise keine Menschenopfer erforderten, war es 11 Uhr geworden. Ein Viertel vor Zwölf ging die Schraube an. „Rückwärts mit voller Kraft," so stand es auf der Signaltafel des Maschinentelegraphen zu lesen. In Wirklichkeit aber wurden wir von den heranstürzenden Winden und Wassern unverändert in einer unheimlichen Geschwindigkeit vor- und mitgerissen, als ginge es dem Schlund der Hölle zu. Vielleicht — auf einige Minuten lang, das sei dahingestellt! — um den tausendsten Bruchteil eines unmeßbaren

Grades nicht ganz so schnell als bisher. Wenn ich dieser Fahrt überhaupt etwas vergleichen soll, so war die Bewegung unsres Schiffes etwa der eines Tierchens ähnlich, das auf eine rasend wirbelnde Scheibe gesetzt, der Drehungsrichtung mühselig entgegenkriecht. Und je tiefer wir in die Zone vor dem Zentrum hineingerissen wurden, um so schlimmer kam es. Das war kein Fahren mehr und kein Führen. Es war wie die sausende Wut eines wahnwitzigen Machthabers der entfesselten Weltkräfte. Es war wie das Schnauben der Himmel und Erde verschlingenden Midgardschlange im letzten Ragnarök. Und doch auch sprach aus diesem Furchtbaren ein so Überwältigend-Erhebendes daraus, die unvergleichliche Kundgebung einer götterdämmernden Allmacht, daß alle kleinliche Angst ersticken mußte in dem großen Schauder des Grausens, das wohl jeden von uns ergriff. Es fehlt das Wort für das, was wir erlebten. Ein Wetter, von dem selbst Rafter bekennen mußte und die ältesten Matrosen des Schiffes, so etwas noch nie gesehen und gehört zu haben. Von dem Getöse, das jetzt über uns hereinbrach, will ich schweigen, es ist nicht zu beschreiben: markerschütternd war es. Man wird sich davon am besten noch eine Vorstellung machen, wenn man die Gewalten bedenkt, die hier brüllten, pfiffen, zischten, donnerten. Das Meer, das sonst im stärksten Brandungsorkan, zu Spring- und Sturmflutzeiten, seine Wellen kaum über die Höhe eines mittelgroßen Hauses erhebt, übertürmte hier, übergipfelte sich bergehoch. Und zu unsern Füßen

sahen wir Thäler gähnen, schwarze, rollende Abgründe in den Augenblicken, wo unser Schifflein emporgehoben, am schwankenden Schaumgrat eines Gipfels hing.

Nach Rafters und des Kapitäns Schätzungen befanden wir uns jetzt bereits im vierten Sturmring vor dem Zentrum, welches selber wir in drei Stunden erreichen mußten. Nach menschlicher Voraussicht die letzte Frist, die uns noch gegeben war. Wir ratschlagten hin und her, ob nicht doch noch eine Rettung möglich wäre. Der schlug das, und jener schug dieses vor, aber keiner von den Vorschlägen war dazu angetan, einen Erfolg zu versprechen. Rafter, der noch unsre letzte Hoffnung war, verhielt sich schweigsam und sagte zu allem nichts.

Wie wir so noch sprachen und in schaudernder Bewunderung in die schwarze Wasserwelt hinter uns starrten, erblickten wir mit einemmal auf dem Wogenden einen bläulichen Lichtschimmer, ähnlich jenem, den wir in der vergangenen Nacht gesichtet hatten. Näher und näher mit dem Sausen des Windes kam er heran, und wir sahen bald tatsächlich auf dem mittleren Maststumpfe eines sturmgejagten Wrackes ein Elmsfeuer hüpfen. Es war die Tibbie Dunbar! Schon in gleicher Höhe wie wir, nur eine Seemeile tieferhin nach der Mitte zu, ging sie jetzt im dritten Sturmring an uns vorüber und war in wenigen Augenblicken hinter den nassen Bergen verschwunden. Das war um 12 Uhr mittags, genau die Stunde, die Tim

Rafter für die Wiederkunft des Schiffes angesagt hatte.

Immer rasender wurde die Drehung, die uns herumwirbelte, immer hohler und ungeheurer die sich werfende, quer und kreuz überstürzende See, immer kleiner der wandernde Kreis der Wassergebirge, die noch zu umfahren standen bis zum letzten, wetterleuchtenden Ende. Um das zweite Glasen der Backbordwache, 1 Uhr, als wir uns mitten im dritten Ringe befanden, begegnete uns die Tibbie Dunbar abermal, d. h. sie kam wiederum hinter uns und überholte den Sperber. Dabei ereignete sich ein seltsamer Zwischenfall. Der Abstand zwischen beiden Barken, als sie wieder auf die gleiche Höhe kamen, war diesmal geringer und betrug kaum noch vier Kabellängen, da jedes Schiff nahe an der beiderseitigen Grenze ihrer Strömungen fuhr. In jenem Augenblicke nun, wo des Sperbers unheimlicher Begleiter wie ein Gespensterschiff vorüberschoß, zuckte drüben auf dem gebrochenen Maste von neuem das Elmsfeuer auf, ballte sich zu einer Lichtkugel, die grünliche Strahlen ausschoß und sprang zu unserm Entsetzen zwei-, dreimal hintereinander auf unsern Besanmast herüber und wieder zurück auf die Engländerbark. Als die Kugel zum dritten Male von uns absprang und mit der Tibbie Dunbar, zu der sie zurückkehrte, verschwand, hatten viele unter uns von neuem ein abergläubisches Gefühl, als ob der Erscheinung eine Bedeutung für unser Schicksal zukäme. Auch ich war diesmal im Augenblick nicht ganz

frei davon, ich muß es schon bekennen. Aber keine Zeit blieb uns zu Gedanken hierüber.

Weiter, weiter ging die wilde, rasende Fahrt, als würde das Schiff von der wachsenden, unwiderstehlichen Anziehung jenes sagenhaften Magnetberges gezogen. Wie die Stunden glasten, eine um die andere, da wußten wir, daß wir im dritten, im zweiten, im letzten Ringe vor dem Wirbel liefen ... dem letzten Sturme, der letzten Stille zu. Zwischen kreisenden Schaumgebirgen ging die Sturmfahrt bald in einer tiefen, schwarzen Hohlung dahin, die die Windswut vor uns aufriß. In diesem Wasserthale, weil es eingeengt zwischen den berghohen Wogen zweier Flutungen wanderte und so gewissermaßen einen Paß bildete, in dessen Schlüften die hereinfallenden Winde sich preßten und drängten, konnten die Wellen weniger aufkommen, so daß wir hier eine verhältnismäßige Ruhe vorfanden. Nur die unfaßbare Geschwindigkeit der es durchschießenden Strömung, einer tieferen Flutwelle, die nach unseren Logmessungen 800 Meter in der Sekunde*) erreichte (das ist anderthalbmal schneller als eine fliegende Kanonenkugel, aber fünfzigmal so schnell als ein dahinrasender Eisenbahnzug), gab Zeugnis von den ungeheuerlichen Gewalten, die unser Schifflein trugen. „Wenn etwas uns retten kann," sagte jetzt Tim Raster, so ist es diese Geschwindigkeit!"

„Bestimmen Sie, Raster, was wir tun sollen," antwortete der Kapitän. „Ich für meine Person

*) Die wissenschaftlich festgestellte Schnelligkeit der Flutwelle.

habe die Hoffnung aufgegeben, und so brauche ich mir keinen Vorwurf zu machen, wenn ich in dieser schweren Stunde die Führung des Schiffes der Hand überlasse, die noch die einzige ist, eine Rettungsmöglichkeit zu ergreifen. Ich leider glaube nicht daran."

„Mein bißchen Wissenschaft, Kapitän," antwortete Rafter, „'s ist auch bloß Menschenwitz: ein Würfelspiel auf Leben und Tod. Allein, es bleibt uns keine Wahl, und so muß es versucht sein. Mein Rat und Vorschlag geht dahin. Wir haben noch eine halbe Stunde Frist, nützen wir sie. Die höchste Geschwindigkeit des Orkans dreht, wie wir leider nun aus Erfahrung wissen, hier im letzten Ringe vor dem Wirbelzentrum, dem wir jetzt uns nähern. Achthundert Sekundenmeter, wie soeben gemessen wurde. Vielleicht wäre es nun möglich, diese nahezu kosmische Schnelle, die sich jetzt auch bereits unserm Schiffe mitgeteilt hat, ihm für seine Rettung dienstbar zu machen. Ich schlage folgendes vor. Statt wie bisher dieser Bewegung nutzlosen Widerstand zu leisten, werden wir sie vielmehr noch beschleunigen, mit äußerster Kraft vorwärts gehen und die Sturmringe, einen nach dem andern, zu durchbrechen suchen. Es ist ja gewiß, darüber kann kein Zweifel bestehen, ein gewagtes Unternehmen, allein da es möglich erscheint, muß es versucht werden. Für das Gelingen die Hauptsache dabei wird sein, daß das Ruder hält! Und daß es glückt, in einem äußerst flachen Winkel durchzubrechen, damit wir keine Querseen in die linke Breitseite

erhalten, und die volle Stromkraft jedes einzelnen Ringes von achtern her*) wieder mit uns nehmen. Auf diese Weise könnte vielleicht der Durchbruch möglich werden. Auf etliche „Wasserdurchgänge" müssen wir uns freilich gefaßt halten! Ich rate daher, alle Mann, die nicht unbedingt gebraucht werden, unter Deck zu schicken und die anderen mit uns zusammen hier anzuseilen."

Dieser Vorschlag fand den einmütigen Beifall aller. Tim Rafter mit zwölf Mann bezog seinen Posten im Ruderhause. Die besten und bewährtesten Männer suchte er sich aus, alles Handfeste, darunter die beiden Steuermänner und den Hochbootsmann des Sperbers, die drei Steuerleute der Kleopatra und auch seinen eigenen (zweiten) Steuermann von der Tibbie Dunbar, der ihm treu geblieben war. Auf seinem Stande mittschiffs wurde der Kapitän festgebunden. Desgleichen je vier Matrosen am Besan und Mittelmast, um sie erforderlichenfalls zur Hand zu haben. Ich selber ließ mich vorn an den Fockmast binden und mir gegenüber an die Tür zur Backskajüte Sylvester, der durchaus in meiner Nähe bleiben wollte. Die ganze Schiffslänge, vom Stern zum Bug hinauf, wurden zwei kräftige Trossen gespannt, als eine ziemlich sichere Leitbahn für die Matrosen. Nachdem alle beweglichen Gegenstände unter Deck gebracht und die Schiffskanone im Gatt gekettet worden war (durchaus keine unnötige Vorsicht, denn es ist verbürgt und bekannt, daß schon die schwersten Kaliber von

*) Achter: hinten.

Wirbelstürmen in die Lüfte entführt worden sind), nachdem dies alles geschehen, wurden Kabelgatt und Kajüten geschlossen, alle Türen, Fallklappen und Luken mit Persenningen verdeckt und dann das Ruder in die entscheidende Lage gebracht. Ein Zoll zu viel, einer zu wenig, und wir wären im Augenblick verloren gewesen! Das war nachmittags zwei Minuten vor drei Uhr, nach Chronometerzeit.

Das Schiff begann sich eben zu drehen und kam um einen kleinen, spitzen Winkel nach Backbord ab, als vor unseren Augen plötzlich wieder, zum vierten Male, die Tibbie Dunbar erschien. V o r uns diesmal, also am Ende der Spirale! Jetzt völlig eine Hilflose, mit zerbrochenem Ruder sogar, tauchte sie vor unseren entsetzten Augen auf, ganz in Schaum und Wasserstaub gehüllt. Vom Wind gerissen, kreiste sie zugleich um sich selber, als wüßte sie noch gar nicht, wohin sie solle! Kein Elmsfeuer mehr zeigte sich funkelnd auf ihren Stumpfen. Dafür sahen wir sie von einem Schwarme jener furchtbaren Sturmvögel umflattert, die, des Schiffers Grauen, sein Verderben bringen und begleiten. Ein düsterdunkler Schicksalsschwarm jener rauchbraunen Sankt Petersvögel — „Mutter Careys Hühnchen" nennt sie der Matrose — die immer sind, wo der Tod ist, auf dem untergehenden Schiffe.

Nur zwei Kabellängen trennten uns noch voneinander, als das Entsetzliche eintrat. Eine turmhohe Wasserwand, die, keine Schiffsbreite mehr von der Tibbie Dunbar ab, in rasender Drehung um

das Zentrum schoß, öffnete sich und tat sich plötzlich auf, wie von einer unsichtbaren Gewalt auseinandergerissen, und wir sahen, in einem Augenblicke, als das wilde Geäder der phosphorisch flammenden und unaufhörlich krachenden Blitze die Spalte erhellte, in einen ungeheueren, schwarzen, kreißenden Kessel hinein, der sich trichternd und in die Tiefe quirlend verlor. In diesen kochenden Höllenschlund stürzte sich die Flutwelle, die auch uns trug, mit dem tausendfachen Donner des Untergangs durch die Kluft hinunter und wirbelte, riß mit sich die unglückliche Tibbie Dunbar auf Niemehrwiedersehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dies alles war das Werk kaum einer Sekunde. Hätten wir auch nur einen einzigen Pulsschlag noch gezögert, unser Ruder umzulegen, so wäre unser Schicksal das der Tibbie Dunbar gewesen. Wie es gekommen ist, daß das schreckliche Tor des Wirbels an uns vorüberging, ich weiß es nicht. Ich sah nichts mehr, ich hörte nichts mehr, ich fühlte nur noch, wie es plötzlich um mich Wassernacht wurde, und ein furchtbarer Schwall, der alles unter sich zu begraben schien, über das Schiff hinwegflutete. Von den Wassern erst niedergedrückt und dann emporgehoben, wurde ich nur noch durch meine Fesseln gehalten und so vor dem Hinabgleiten zur Tiefe bewahrt. Ich hielt lange den Atem an, und es war mir schon, als wollte mir die Brust zerspringen, als ich unter meinen Füßen den Druck des Schiffes verspürte und mich wie auf einem

Luftkasten in die atmende Welt zurückgehoben fühlte. Als ich die Augen aufschlug, fand ich uns wieder zwischen zwei flutenden Gewässerketten, deren Wellenberge nicht ganz so hoch mehr gingen wie die im Ringe vor dem Mittelwirbel. Noch dreimal wiederholte sich dieser schreckliche Vorgang und erst nach Durchbrechen der vierten Wassermauer gelangten wir im fünften Ringe in ein Fahrwasser zurück, das uns einigermaßen gestattete, die Wellenberge abzureiten. Zu unserm Glücke gingen jetzt auch die Wolken auf und ließen einen heftigen Platzregen fallen, der Wind und Wellen etwas niederhielt. Als es abends nahe an 8 Uhr war, die Zeit, wo sonst die erste Nachtwache begann, kam Tim Rafter aus dem Ruderhause und rief über das Schiff hin: „Herr Kapitän, ich melde: Wir sind aus dem Zyklon heraus!" In wenigen Augenblicken waren unsere Fesseln abgestreift, Türen und Luken aufgetan, und wir lagen einander in den Armen.

Nach einer immerhin noch recht stürmischen Nachtfahrt, während deren das Barometer, besseres Wetter kündend, langsam wieder hinaufkletterte, ging uns am andern Morgen zum erstenmal wieder die Sonne auf, und der Wind bedarte*). In manchem Auge, das schon das Weinen glaubte verlernt zu haben, wollten Thränen blitzen, und Hände, harte Hände fanden sich dankend zu dem allerhaltenden Schöpfer.

Von diesem Tage an hatten wir glückliche Fahrt.

*) bedaren: ruhiger werden.

Mein kleines schwimmendes Königreich von 1200 Registertonnen, wie hatte es die große Sturmprobe bestanden! So ein Schiff, das ist wie eine gute, treue Ehefrau. Gefügt die Wohlgestalt, gefügig die Seele: beides ihres Herrn und Meisters fester Hand vertrauend.

Nun vom frischen in seine weiße Takelage schimmernder Segel gekleidet, nahm das Schiff westwärts seinen Kurs wieder auf. Der Orkan, der wie alle diese Drehstürme eine doppelte Bewegung verfolgte und in der ganzen gewaltigen Ausdehnung seines Bereichs von Nordost nach Südwesten weiterschritt, hatte uns binnen 24 Stunden um nahezu 1000 Schiffsmeilen heruntergeführt! Unter dem Wendekreise des Steinbocks erst, in der Nähe der Chamissoinsel Salas y Gomez, die wir aber leider nicht in Sicht bekamen, fanden wir uns wieder. Dafür konnten wir schon anderen Tages die Osterinsel passieren, mit ihren steinernen, rätselhaften Bildsäulen aus alter Phönizierzeit.

Leuchtende Tage kamen und wechselten ihren Schimmer mit den Nächten. Dieses furchtbare Meer, das uns eben noch seine schreckliche Größe und Gewalt gezeigt hatte in einer Offenbarung ohne Gleichen: nun lag es wie ein liebliches Kind schlafend und lächelnd zu unsern Füßen, und kaum ein gelinder Wiegewind bändigte seinen Frieden. Das war der stille Ozean!

Tagelang, wochenlang lagen wir jetzt unter dem Sonnensegel und durchzogen das leuchtende Glanz-

gewässer wie die Schiffer zu den Inseln der Seligen. Sannen und spannen in einem köstlichen Genügen kristallene Träume und verwoben das erfüllende Lichtgefühl unserer Seele den blau- und goldenen Strahlen des Äthers, der wie ein Gral aus Goldazur das blaue Meer der Glänze überfließen ließ.

Zwölf Wochen lang furchten wir über die Goldflut dahin, weiße Schäume ziehend, und träumten von seligen Inseln. Inseln der Wirklichkeit gingen leuchtend vorüber an uns wie ruhende grüne Oasen der ewig bewegten Bläue.

Pitcairn, „die Insel im äußersten Meere", und die Felsen Mangarewas, die niedrigen und geselligen Inseln mit der lieblichen Tahiti, die Schiffer- und Freundschaftsinseln über der großen Tiefe, sie alle zogen unserm Auge vorüber, schöne Erdenträume, sanfte Gestade der Einsamkeit. Bis wir endlich am 6. April in der Osterwoche, morgens in der Frühe, das diamantene Eiland unserer Sehnsucht aus den schimmernden Stillen des Meeres hochtauchen sahen wie eine junge Göttin der Anmut.

Hinter den Riffen, in der grünumrauschten freundlichen Innenbucht zu Füßen bewaldeter Berge, die mir noch von früher her gar wohl vertraut waren, warfen wir unseren Anker aus. Ein frischer Morgenwind blies, und unter der aufgehenden Sonne flatterten die Farben des fernen Vater-Mutterlandes. So betraten wir, mit freudefeuchten Augen, die Erde unsrer neuen Heimat.

Zweites Buch

Rusthafen

Sechstes Kapitel.

Die Diamantinsel.

Rusts Eiland ist eine jener entlegenen Inseln der innersten Südsee, die bis vor kurzem noch auf keiner Karte zu finden waren. Ihr eigentlicher Name Siniam oder wie sie auch heißt, Simsinien, war noch um das Jahr der Niederschrift dieser Geschichte so gut wie unbekannt. Auch Rusts Tagebuch berichtet uns verhältnismäßig nicht viel darüber. Da es mit der Stunde der Landung auf der Insel abbricht und nur hin und wieder noch einmal, bei besonderen Anlässen, den gefallenen Faden wieder aufnimmt, so sind wir jetzt wieder auf die Glaubwürdigkeit unsers Gewährsmanns und Erzählers angewiesen. Teils auf Grund eigener Anschauung, teils nach mündlichen Überlieferungen, die die Aufzeichnungen des Tagebuchs ergänzen, hat er uns Rusts und seiner Insel merkwürdige Geschichte aufbewahrt.

Siniam gehört zu einer Elfinselgruppe, von der die vier größeren bergerfüllte hohe Vulkaninseln sind, während die anderen sieben als ein Kranz umgelagerter flacher Koralleneilande sich kaum über das Meer erheben. Die bis in die höchsten Gipfel und Kuppen hinauf von reichen Wäldern übergrünten Berginseln, „die vier Brüder", wie sie heißen, ragen inmitten einer blauen, leuchtenden Lagune auf. Ferne, gegen das Meer hinaus, sind sie rundherum von einem unterseeischen Wallriff umgürtet, auf dessen wasserschaumbedecktem Rücken

sich die schlanken, jüngeren „Siebenschwesterinseln" die Hände reichen. Nach Nord und Ost und West gelagert, als wollten sie ihre grünbeschatteten weißsandenen Schimmerglieder in sehnsüchtiger Dehnung um die vier dunkleren Brüder in der Lagune schlingen. Der vom Riff umspannte leuchtende Wasserring zwischen den Innen- und Außeninseln beträgt in seiner gleichmäßigen Breite nach allen Seiten hin ungefähr fünfviertel Seemeilen und liegt für gewöhnlich, im Gegensatze zu dem anstürmenden Ozean, von dem ihn jenes runde weiße Schaumband scheidet, im ewigen Lächeln einer sanft bewegten Bläue da. In seiner geschützten Lage und Tiefe, die zwischen den Inseln bis zum äußersten Wall am Meere überall etwa 12 Faden beträgt, bietet er dem Schiffer einen vortrefflichen Ankergrund und Hafen.

Zu dieser mittenozeanischen Meeresburg des Friedens, dieser ummauerten und umbrandeten, wasserumblauten und von den lebendigen Pallisaden rauschender Wälder geschützten Festung der Einsamkeit, liegt der einzige Zugang und Schlüssel nach Osten. Dort, an einer Stelle der Ringklippe zu finden, wo die beiden Morgeninseln schwesterlich zusammentreten, wo die ewige Brandung von außen heran, die Süßwasserströmung der Berggewässer von innen her, in den Korallenwall zwischen Meer und Lagune eine willkommene Bresche gerissen haben. Genügend tief und breit gerade, um einem vollgetakelten Schiffe zur Hochwasserzeit einen gefahrlosen Durchgang zu gewähren.

Ein Tor der Sicherheit, das regelmäßig zu seiner Schließestunde, d. h. mit dem Eintritt der Ebbe, von dem zurückweichenden Meere abgeriegelt wird. So hat es die Natur selber eingerichtet, diese glücklichen Inseln aller sechs Stunden einmal, um die Zeit des Niedrigwasserstandes, von der stürmevollen Außenwelt vollkommen abzuschließen.

Wie durch Lotungen festgestellt ist, stehen alle diese elf Eilande auf einem und demselben vulkanischen Sockel. Einem basaltischen Felsenplateau, dessen Mächtigkeit bis zum Riff- und Inselring der Lagune anfänglich nur wenig absinkt, dann aber, kaum eine Schiffsmeile weiter hinaus in die See, plötzlich schroff nach allen Seiten in unfaßbare Meerestiefen hinunterfällt. 9400 Meter gen Osten, wie im Jahre 1876 die Tuscarora maß! So ward ein Reich des Lichtes hier vom unterirdischen Feuer gebaut, dem alten Urfeuer der Erde! Unten am Meeresgrunde hatte sie einmal in unvordenklichen Zeiten ihren Mund geöffnet, eine kleine Welt aus ihrem Leib zu stoßen, die einst bestimmt sein sollte, das Echo des Menschenlautes zu tragen und von Weinen und Lachen fühlender Geschöpfe zu klingen. —

Die Osterwoche, in der in der Frühe des Gründonnerstages Rust gelandet war, fällt in Ozeanien in die Zeit des südlichen Herbstes. In den Kokoswäldern, welche den Fuß der Inseln umrauschen, bogen sich schon die schlanken Stämme unter der Fruchtlast ihrer lichtgrünen gefiederten Wipfel; die rötlichen Kätzchen des Brotfruchtbaums schimmerten in den ernteschweren, reichen Laubkronen; die

Kerzen der Sagopalme brannten unter den Wedeln; Zitronen leuchteten; und die Goldfrucht des Orangenbaumes glühte im Laub. So fand Rust seine eingeborenen Freunde, Jung und Alt, bei der Ernte wieder. Der immer festgefeierten großen Haupternte, denn eigentlich ist es beinahe das ganze Jahr, das den Bewohnern dieser gesegneten Lande das Füllhorn seiner Gaben ununterbrochen hinschüttet.

Da der Sperber mit der Flutstunde des frühen Morgens eintraf, so war die Ankunft des Schiffes von vielen Langschläfern nicht bemerkt worden. Immerhin verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer über die Inseln, und aus allen Thälern strömten die Menschen herbei und besetzten in kurzem alle Kanus am Strande, dem Schiff entgegenzufahren. Die Frauen, die Mädchen, Blütenkränze und Blumen im Haar, während Männer, Jünglinge, ja, kleine Knaben selbst, als ein Geschenk ihrer Freude grüne Zweige und Früchte trugen. Denn Rust war nicht vergessen bei ihnen. So sah sich die Hamburger Bark, die die Eingeborenen als das Schiff ihres Freundes sofort wiedererkannten, bald von einer kleinen Flotte von allerhand menschengefüllten Fahrzeugen umschwärmt, deren jedes das erste sein wollte, die deutschen Kauffahrer zu begrüßen.

Am innersten Gestade der gleich einem Herzen eingeschnittenen Ostbucht der Mittelinsel, die die beherrschende ist auch als die größte und höchste der Gruppe, betraten Rust und seine Gefährten das

Land. Empfangen von den Tayorufen des Volkes und dem Willkomm der am Ufer versammelten zwölf Vornehmsten des Landes. Einer unter diesen, die alle Zwölf mit dem Kopfschmuck der Häuptlinge, der Tuinga, ausgezeichnet waren, ein Mann in den mittleren Jahren von gebieterischer Haltung und Ansehen, trat sofort auf Rust zu und umarmte ihn wie einen alten, vertrauten Freund. Tutuma, der König von Siniam, dessen Gast Rust vor vier Sommern gewesen, hatte die hohe, kräftige Gestalt wie die Südseeinsulaner des polynesischen Stammes fast alle, und der stolze Ausdruck seines wohlgebildeten, italisch braunen Gesichtes, dem die wie ein Adlerschnabel vorspringende Nase einen kühnen, entschlossenen Charakter gab, ließ auf den ersten Blick den Herrscher erkennen. Außer der Lavalava, einer aus Pflanzenbast gearbeiteten orangefarbenen Lendenumhüllung, die ein goldgewirkter Gürtel hielt, war er nur mit Sandalen noch bekleidet und einem malerisch über die Schulter geschlagenen kostbaren Mantel aus Papageienfedern. Dieser, wie der Prachtfederschmuck des Hauptes, das königliche Zeichen seiner Würde, wurde nur bei festlichen Gelegenheiten angetan oder wenn es die besondere Ehrung eines Gastes galt.

Im ersten Augenblick schien sich Rust etwas befrembet zu fühlen, daß in dem umdrängenden Volke nicht ein einziger Landsmann zu finden war; die Erklärung für diesen auffälligen Umstand war aber sehr natürlich, da die deutsche Ansiedlung auf der

Südseite liegt, von der aus das Schiff nicht gesehen werden konnte.

Während nun die gesamte Mannschaft einer Einladung der Unterhäuptlinge in das Dorf folgte, schlossen sich Rust, der Kapitän und Erste Steuermann, der Schiffsarzt, der Proviantmeister, Tim Rafter und Sylvester vorerst Tutuma an und gingen mit ihm nach seinem Hofe.

Tutumas Haus lag an einem Flüßchen im Hintergrunde des anmutigen Thales, das sich nach der Bucht hinaus am Dorfe Siniam öffnet. Unweit der Landungsstelle, wo jenes Gewässer aus seinem grünen Gewölbe von verschlungenen Palmen- und Farrenwedeln heraustritt, um seine Klarheit in die flimmernde Lagune zu ergießen, biegt der Weg ab und führt nun zwischen mehr und mehr herantretenden Berghängen und Felsenwänden im Grunde an dem Waldwasser hin. Zuletzt erweitert sich das Thal wieder und öffnet sich einer frischen Graswiese, an deren Ende damals, unter den kühlenden Fächern wehender Kokospalmen, dem Frieden schattenbreitender Pandanen, die hellen Mattendächer des Hofes zur Rast luden. Nach Abend und Mitternacht von hohen, moosüberkletterten Felsen, nach Süden vom Silberband des Flusses und bergaufsteigenden Waldketten beschützt, lag die Siedlung nur nach Osten auf die Wiese offen, hier wieder durch einen Graben gesichert und eine hochgeschossene, undurchdringliche Hecke des Dornenbambus.

Eine Königsburg, die freilich näher besehen, nur

aus einer Anzahl versteckter Hütten bestand. Immerhin verdiente die größte unter ihnen, im Vergleich zu den anderen und landesüblichen, schon ganz stattlich genannt zu werden. Von einem stillen, schattenreichen Garten umrahmt, worin schöne, seltsame Blumen ihre scharlachroten und goldopalenen Feuerkelche schaukelten und den herrlichsten Duft der Erde verbreiteten, erhob sich das bescheidene Häuschen auf einer Steinlage von weißen Korallblöcken. Zu dem offenen, nur des Nachts über verhangenen Eingang führten zwei Basaltstufen in das Hauptgemach, wohinter, von durchgespannten Matten abgeteilt, vier Kammern lagen. In der letzten Kammer schlief des Königs Tochter, in der voraufliegenden die kleinen Söhne des Königs und in der mittleren Tutuma selber; an dieser die Vorkammer nahm des Nachts über die Wache auf, während die erste und größte Abteilung als der eigentliche Wohnraum diente. Boden und Wände waren ganz und gar mit jungem, feinem Bambusrohr verkleidet und der Rohrboden mit geflochtenen Kokosmatten sauber ausgelegt. Licht und Luft kamen unterhalb des Daches durch ein einziges langlaufendes, die Wände umspringendes Fenster herein. Es war, wenn es nicht Matten verschlossen, ganz offen und nur durch die schmalen Holzpfeiler geteilt, die das überhängende bastgeflochtene Dach stützten. Die übrigen Räume waren inmitten einer grünen Bananenwildnis in den umliegenden Rindenhütten verborgen.

Als Tutuma seinen Gästen alles gezeigt hatte,

führte er sie in das blumengeschmückte Wohngemach und lud sie ein, auf den ausgerollten Sitzmatten in der landgebräuchlichen Weise niederzuhocken. Das auf dem flachen, mit frischen Pisangblättern gedeckten Bambustische angerichtete Mahl war vortrefflich und konnte auch einem verwöhnteren Europäergaumen genügen. Was Land und Meer an Fischen und Geflügel bot, Krebsen, eßbaren Muscheln und Schildkröten, besonders aber an den köstlichen Beeren und Früchten, das wurde zu dem tagsüblichen Yamsbrot oder gerösteten Brotfruchtschnitten in einer schmackhaften und auch dem Auge wohlgefälligen Zurichtung von den schönsten Töchtern des Landes aufgetragen. Nur Maya, des Königs Tochter selber, blieb unsichtbar.

Nach dem Mahle, als der süße, feurige Palmwein Tutumas Zunge etwas gelockert hatte, schaffte er seinem Herzen Luft. Erzählte dem Freunde von den großen Mißhelligkeiten, die gleich nach Rusts Abreise vor drei Jahren zwischen Weißen und Eingeborenen ausgebrochen waren und allmählich Zustände heraufgeführt hatten, die immer unerträglicher wurden. Rust, durch gefärbte Berichte seines Stellvertreters in den Glauben gesetzt, daß alles auf der Insel im besten Einklange sei, mußte nun das Gegenteil erfahren. Dieser noch ziemlich junge Herr, des Hauses Vertreter, der heute auf Siniam schaltete und waltete, beinahe wie ein Großmogul, schien sich schon ganz als Gebieter der Inseln zu fühlen. Wahrscheinlich weniger von seiner hohen Verantwortung durchdrungen, als

vielmehr vom Dünkel seiner Machtvollkommenheit geschwellt, wie das in der Geschichte der Kulturgewinnung fremder Völker eine leider wiederholt beobachtete Erscheinung ist. Rust war außer sich über das, was er hörte. Fehler, unbegreifliche, waren geschehen. Daß man eingeborene Leute gegen ihren Willen genötigt und zu schwerer Bergarbeit unten in der Diamantgrube herangezogen hatte, mochte noch ein nicht so sehr empfundener Mißgriff sein, weil das Gefühl der Vergewaltigung in diesen einfachen Menschen durch eine immerhin angemessene Entschädigung ihrer Arbeit (in der landesüblichen Muschelmünze oder in allerhand europäischem Tand und Werkgeräten) auch wieder beruhigt wurde. Viel schlimmer aber war ein anderes Unrecht, das so leicht nicht wieder gut zu machen war. Dessen Torheit und Folgenschwere früher oder später, einmal aber gewiß, auf die Urheber zurückfallen mußte. Dieser junge Herr, sein Name war Selbecker, hatte geglaubt nach Maßgabe der persönlichen Verdienste um die Insel (vermutlich an den seinen gemessen) eine „gerechtere Verteilung" ihres Grund und Bodens herbeiführen zu müssen, wobei er denn auch selber und nach ihm seine Freunde und Gesinnungsvettern am besten wegkam. Leider nur auf Kosten des Schwächeren, der in nicht wenigen Fällen von der Scholle seiner Väter vertrieben wurde. Rust erkannte, wie schwer es halten würde, den vorigen Zustand wiederherzustellen oder gar einen besseren Ausgleich herbeizuführen, der bereits in seiner Absicht lag.

In einem begreiflichen Gefühle jedoch, das ihn bewog sich erst der Zustimmung des alten Wullenweber zu versichern, mußte er sichs leider zunächst versagen, in dieser Beziehung schon längst gefaßte und herangereifte Pläne zur Ausführung zu bringen. So beschloß er denn heute, zunächst erst wieder einen Schritt zurückzutun, um Boden für den Anlauf der Zukunft zu gewinnen.

Nach dem Frühtisch verabschiedeten sich die Herren von Tutuma und brachen nach Rusthafen auf, der von den Bewohnern so getauften deutschen Niederlassung an der Südküste. Von einem Mann des Königs auf einem Pfad geleitet, der mitten durch den Wald führte, erreichten sie ihr Ziel noch vor Mittag. Da die Ankunft des Sperbers infolge der erwähnten Spaltungen nach Rusthafen nicht gemeldet worden war, so rief hier das unvermutete Erscheinen Rusts und seiner Begleiter eine unbeschreibliche Überraschung hervor. Mit Ausnahme derer, die Rust zu fürchten hatten, empfing ihn ein Jubel, der fast noch größer war als in Siniam, und nur guter Freunde Tür und Riegel konnte zuletzt verhüten, daß man ihm nicht vor Freuden die Sachen vom Leibe riß. Dieser Mann, dessen Leben auf zwei Räder gestellt war: das nächste zu tun und das weitere zu wirken, er zögerte nicht, die erste Stunde seiner Ankunft mit Tätigkeit zu erfüllen. Eine seiner ersten Handlungen aber war, Selbecker, den seinerzeit die Not der Stunde auf den verantwortungsvollen Posten vorgeschoben hatte, jetzt auf einen Platz zu stellen, wo er sich nützlich machen

konnte, ohne zugleich Schaden anzurichten. Eine Maßnahme, die mit Rusts Rückkehr sowieso erfolgen mußte und der durch diese Notwendigkeit die Schärfe genommen wurde. So war in die Freude des ersten Tages kein Mißklang gefallen.

Erst in den späten Nachmittagsstunden gelangten Rust und seine Freunde, die sich inzwischen noch um viele vermehrt hatten, wieder zurück zum Schiffe, wo ihnen ein ungeheueres Freudengeschrei entgegenbrauste und ganz Siniams ausgelassenes Völklein den Getreuen vom Sperber ein rauschendes Fest gab. Auf dem Dorfplatze hatte sich um eine Gruppe tanzender Mädchen ein Kreis der Jugend geschlungen, der zum Takte eines großen Trommelbaums den Rhythmus des Tanzes mit einem wohlklingenden Gesang begleitete. Die Mädchen, unter denen man ganz entzückende Geschöpfe sah, überraschten dabei durch die angeborene Anmut ihrer Haltung, die im edelsten Reize der Bewegung auch die Schönheit einer Seele ahnen ließ. Eine unter ihnen, die Lieblichste von allen, lenkte aller Blicke auf sich. Sie machte den Eindruck von vierzehn bis fünfzehn Jahren, war aber erst zwölf Jahre alt. Erst vor wenigen Tagen hatte sie mit der Unschuld der Landessitte, die die Knaben und Mädchen wachsen läßt, wie es dem lieben Gott gefällt, aufgehört und zum ersten Male das Zeichen der Jungfräulichkeit, die weiße Lavalava, angelegt. Von einem meerblauen Gürtel gehalten, lag sie wie ein Schneestreif auf dem Mädchen und ließ den matten, zarten Schimmer der herrlichen Bräunung ihrer Haut-

farbe zur besten Wirkung gelangen. Drei weiße Bengalrosen, in die weichgelockte Seide ihres reichen, schwarzen Haupthaares geordnet, leuchteten darin und schwebten über ihr, wie ein schönes sanftes Gestirn unberührter Reinheit. Es war Maya. Das Königskind, Tutumas Tochter. Und sie lachte ... lachte ... daß es kochte in manchem jungem Herzen.

Und die Jugend lachte mit ihr und wußte keines warum, die Alten aber klatschten und sprangen und waren wie närrisch vor eitel Lust und Übermut.

„Glückliches Volk," dachte Rust bei sich, „wie bist du jung noch, wie bist du Kind noch!" ...

Am andern Morgen, in der Charfreitagsfrühe, stieg aus dem Schlot des abgetakelten Sperbers ein leichtes Rauchwölkchen auf. Bald darauf setzte sich das Schiff in Bewegung und warf nach einer einstündigen Lagunenfahrt auf der Südseite der Insel vor Rusthafen Anker aus. Während die Mannschaft sich in die Häuser und Gärten verteilte, um in Fortsetzung des gestrigen Festes seine Verbrüderung mit den deutschen Landsleuten zu feiern, begab sich Rust mit seinen Freunden und einigen Männern aus dem Orte auf den Strandweg gen Siniamsdorf. Nach einer halbstündigen Wanderung kamen sie zu einer Stelle, wo der fast ununterbrochen die ganze Insel umziehende unterste Waldgürtel des Kokospalmenreiches an die Grenze der Berge und Pandanenwälder zurücktritt, einer von Gräsern schwellenden Ebene Raum zu geben, die für eine

menschliche Ansiedelung wie geschaffen erschien. Dieser Platz, dessen Umgrenzung im Westen und Osten vom Walde herab zwei Quellen bewässern, wurde von Rust für ein Zelt- und Barackenlager ausersehen. Bis genügend Häuser gebaut sein würden, sollte es einstweilen bestimmt sein, der Schiffsmannschaft eine bequemere Landunterkunft und zugleich Arbeitsgelegenheit in mehreren Werkstätten zu geben. Rust hatte diesmal die Vorsicht beobachtet, nur solche Matrosen anzuheuern, die noch irgendein Handwerk erlernt und sich ihm außerdem auf drei Jahre verpflichtet hatten. Nach Ablauf dieser Frist, in der sie doppelte Löhnung erhielten, stand es einem jeden frei, auf Kosten des Hauses Wullenweber nach Hamburg zurückbefördert zu werden. Wem es jedoch auf der Insel gefiel, der sollte nach Ablauf dieser Zeit ein gutes Stück Land zu eigen erhalten, damit er in der neuen Heimat Wurzel schlagen könne. Auch war Rust die Verpflichtung eingegangen, die Familien dieser Leute, sobald sie es wünschen sollten, bei freier Fahrt und Verpflegung nachzuholen. Das alles bedeutete ja zunächst eine nicht unbeträchtliche Ausgabe für das Haus, allein Rust sagte sich ganz richtig, daß die alte, banale Wahrheit: „ohne Saat keine Ernte“ auch für die Erschließung eines neuen Kulturlandes ihre Geltung behalte. Eine naturgesetzliche Selbstverständlichkeit, die bekanntlich gerade von vielen der sogenannten Pioniere der Kultur zugunsten eines unsinnigen Raubbaues verkannt worden ist.

Durch die Ankunft des Sperbers erhielt die weiße

Bevölkerung Rusthafens, die bereits 105 Seelen zählte, darunter 34 Frauen und 26 Kinder, nun gleich einen Zuwachs um 102 männliche Personen. Wovon 44 auf die ursprüngliche Besatzung der Hamburger Bark, 49 auf die untergegangene Kleopatra, 1 auf das holländische Kriegsschiff und 8 auf die im Taifun verlorene Tibbie Dunbar entfielen. So hatte sich also die Zahl der Deutschen auf Siniam in dieser Osterwoche nahezu verdoppelt, und es kamen auch noch acht Engländer dazu und ein junger Franzose.

Am Sonnabend, noch ehe sich der Tag erhob, hallte schon der Schlag der Axt auf der großen Waldwiese zwischen dem Dorfe Siniam und Rusthafen.

Drei Stunden früher noch, als auf dem Sperber die Mitternachtswache ging und die Schiffsuhr Zwölfeinhalb glaste, war von der Bark eine Jolle abgestoßen, in der zwei Männer saßen. Da der Mond erst später aufging, entschwanden sie bald im Dämmer der gestirnten Nacht dem Auge des wachthabenden Matrosen, und nur der taktmäßig in die Stille der Lagune einfallende Ruderschlag verriet noch eine Zeitlang die Richtung ihrer Fahrt. Am Ufer angelangt, wickelten sie die Kette ihres Bootes um den Fuß einer Palme herum und wendeten sich mit rüstigen Schritten in die Wälder und Berge hinein.

„Wenn ich mir das einmal hätte träumen lassen!" sagte in einem fremdklingenden Tonfall und mit einem Lächeln, worin sich ein geheimer Schmerz

mit kindlicher Freude mischte, der Jüngere zu seinem Begleiter. Dabei sah er bald auf diesen, bald auf sich herab, als glaube er noch gar nicht, daß ers sein könne. So ungewohnt schien er sich in seiner Tracht zu fühlen, einem keineswegs auffälligen, gewöhnlichen Bergmannskittel, wie des anderen auch war.

„Ja, mein Sohn," antwortete Rust, „es war notwendig, daß wir es so machten, denn nur die Überraschung wird uns von den Zuständen in der Grube unten ein wahrheitsgetreues Bild geben."

Ein sacht aufsteigender Pfad, der Rust noch von früher her bekannt war, führte sie bald in die schweigende Irrnis des Urwaldes hinein. Allmählich fing der Weg an steiler zu werden und bog über Hügel und Berge hinauf. So waren sie zwei Stunden etwa geschritten und es mochte bald an drei Uhr morgens sein, als über den Hochdomen der Farnenwälder unter ihnen die volle Scheibe des Mondes langsam heraufkam. Silbergüsse flossen in Thäler und Tiefen herab und scheuchten aus ihren Verstecken das schwärmende Gesindel der Tagschläfer. Zwischen den Seilgehängen der Luftwurzeln von schmarotzenden Kletterpflanzen und labyrinthisch verschlungenen Lianen huschten Dämmerungsfalter, und der Kalong, die unheimliche Hundsfledermaus, zog in Reihen seine Geisterkette durch das Mondrevier.

„Kommt, kommt, Sylvester," mahnte Rust, „wir müssen eilen, daß wir die Sonne erreichen!"

Noch ließ der Nachtschattenvogel in Dickichtsschauern seinen leisen Lockruf Ha—it ... Ha—it

vernehmen, die schreckhafte Stimme eines unbekannten Tieres ächzte von ferne, und nur der Gurruf friedlicher Waldtauben kündete sanft erst das Herannahen des Tages.

Nachdem sie wieder eine Zeit gewandert und durch die oberste Region des Waldes emporgedrungen waren, standen sie plötzlich vor einem gewaltig steilen, wild zerklüfteten Basaltkegel, dessen Wandungen jählings herabfielen. Die letzte und höchste Zinne der Insel.

„Hier müssen wir hinauf," sagte Rust.

„Ist das der Berg der Meere?" fragte Sylvester.

„Die Eingeborenen sagen so," antwortete Rust, „weil er wie ein Herrscher über die Meere heraufsteigt. Wir aber haben ihn anders genannt, wir heißen ihn die „Bismarcksbraue", weil er wie ein getreuer Eckart hinausschauend seine Insel hütet und bisweilen, dräuenden Brauen gleich, Wetterwolken um seine Felsenstirne sammelt, die im fruchtbaren Regen den Blitz verbergen.

Nach einer nochmaligen, gefahrvollen Kletterung über Zacken und Abgründe hinweg erreichten sie den Kamm und gelangten auf eine weite Felsenterrasse, von der herab ein unvergleichlicher Ausblick ihre Mühe belohnte. Eine ganze kleine Welt war es, die im Schimmer der ersten Morgenröte hier zu ihren Füßen schwamm. Die Bruderinseln in der Lagune noch schlafbefangen und dampfend aus allen Thälern. Draußen im Reigen die sieben Schwestern aber, die erfrischten Gestade in den Umbrandungen schon des aufglühenden Meeres.

Eine immer schöner wie die andere und jede unter ihnen wie eine Braut geschmückt, die des Geliebten harret, hoben sie ihren Fuß aus den weißen Dünsten der entwallenden Nacht. Siebenmal lächelnd der Sonne bereit, daß sie die letzten ihrer sinkenden Schleier zu lösen käme.

„Siehe, Sylvester, diese beiden, die ihre Berg- und Waldkulissen dort vor uns herausschieben, das ist die Insel der klingenden Wasser, jene die Regenbogeninsel. Dazwischen, dahinter die zwei tieferen aber, die sich fast wie Zwillinge zusammenschließen, weit hinaus durch die graue Wasserbrücke mit uns verbunden, — erkennst du sie? Die Insel der letzten Rätsel! Die Insel der singenden Winde!"

Sie traten zurück.

Der erste Strahl der Sonne, ein Bündel feuriger Pfeile, schoß wie von einem noch unsichtbaren Schützen entflammt, aus dem Ostmeere hervor, bis sie selber nun, eine goldene Insel, auf den Purpurwassern schwimmend, heraufstauchte.

Funken sprühend, stieg sie höher und höher, über Terrassen und Wälder heran, und ließ nun schon ihre Glanzstreifen in einen Thalkessel gleiten, der an der Abendwand jenes Felsens auf dem Grunde eines alten, verschütteten Kraters lag. Wie man nicht anders wußte, war der aber schon vor langen Zeiten erloschen. Mitten in der Tiefe dieses Kessels, auf dessen höchstem Rande Rust und Sylvester standen, sah man von Holz ein seltsam turmartiges Gebäude errichtet, um das noch ein paar kleinere Häuschen und etwa ein Dutzend Hütten zwanglos

im Kreise herumlagen — die Zeche Kaiser-Wilhelm-Weißbart.

Sylvester, noch ganz im Anblick der leuchtenden Meereswelt versunken, wurde plötzlich durch einen unvermuteten Heimatklang aus seinen Träumen geweckt: es war die Silberstimme eines Glöckchens, das die braunen Leute in jenen Hütten unten zur Arbeit rief. Unter der Führung ihrer weißen Aufseher zu jener schweren, lichtlosen Maulwurfsarbeit in den alten Kratergängen und Eingeweiden der Erde.

Der großen Entfernung wegen bis unten zu den Dörfern bestand eine Einrichtung, die Rust von allem Anfang an getroffen hatte. Aller Sonnabende wurden die drei Tag- und Nachtschichten zu Thal entlassen und gegen eine neue Belegschaft für sieben Tage ausgewechselt.

„Unsre Schicht ruft, Sylvester, so wollen wir dem Glöckner folgen!" Mit diesen Worten wendete sich Rust dem Abstieg nach dem Zechengrunde zu.

Schon sah er unten die Hüttengänger wallen, fast alle, die wenigen Steiger ausgenommen, braune Söhne dieser Insel, und schon längst waren die letzten von ihnen in der schwarzen Torbreite des Förderhauses verschwunden, als auch Rust und sein Begleiter den Eingang in die Unterwelt betraten. —

Es war Mittag geworden, als das Glöckchen abermals klang und das gähnende Maul des Schachthauses zurückgab, was es vor sechs Stunden verschlungen hatte. Unter ihnen Rust und Sylvester auch.

„Geht, liebe Leute," sagte Rust in ihrer Sprache zu ihnen: „drei Tage, von heute gerechnet, sind Freudentage, unser Oster-, euer Erntefest! Wer dann wiederkommen will, hier anzufahren, der ist mir willkommen und soll um ein Dritteil besseren Lohn erhalten; wer das aber nicht will, dem bin ich kein Feind darum. Nun laßt uns gehen, meine Freunde!"

Ein Stück Weges begleitete er sie noch, zusammen mit den Steigern, dann trennte er sich von ihnen und wendete sich mit Sylvester durch den Urwald östlicher hinab.

Dort, in einer Gegend, wo die Insel hohe Steilküsten zeigt und nahezu senkrecht in die Lagune herabfällt, erinnerte er sich vor drei Jahren einen Platz gesehen zu haben, den er seiner schönen Lage wegen für den Bau seines einstigen Hauses schon damals ins Auge gefaßt hatte. Seinem guten Ortssinn vertrauend, wollte er die Stunde wahrnehmen, um auf dem kürzesten Wege hinüberzudringen. Zur Vorsorge gegen die hindernden Schlingpflanzen hatte er sich aus dem Zechenhause, ebenso wie Sylvester, eine scharfe, langgestielte Axt mitgeben lassen, die ihnen jetzt vortreffliche Dienste leistete.

Zwischen den Baumriesen üppiger Waldgeschlechter wie ein gefährlich lüsternes Netzwerk ausgespannt, hielten diese Lianengehänge in ihren grünen Irrgewinden und Verschlingungen die brennenden Farben, die berauschenden Wohlgerüche, die tödlichen Säfte rätselhafter Blumen gefangen. Rust

und Sylvester mußten achtgeben, daß ihnen unterm Blitz ihres Beiles die verblutende Milch der Pflanze, die wie ein ätzendes Gift war, nicht auf die Glieder träufelte. Trotzdem durch das wuchernde Schattendach dieses Labyrinthes kein Sonnenpfeil drang und alles Licht des Tages in einem grünkristallenen Dunkel verschlungen ward, strahlte doch von der brütenden Erde, die von tausenden Gräsern, Moosen und Farnen zu ersticken schien, ein Brodem feuchter, unerträglicher Wärme auf.

Schon drei Stunden hatten sie sich auf diese Weise durch den dichtesten Urwald hindurchgearbeitet, immerzu von wütendem Papageiengeschrei verfolgt und umgaukelt von den schwebenden Edelsteinen farbenfunkelnder Schmetterlinge, als sie endlich in eine lichtere Bergregion gelangten, die ihnen die Nähe ihres Zieles zu verheißen schien. Wie groß nach dieser Anstrengung war nun ihre Überraschung, als sie hinter einer kleinen, sonnendurchglühten Grasblöße, auf die sie jetzt hinaus traten, aus dem jenseitigen Walde einen blauen Rauch steigen sahen. Unterm Laubgewölbe streichend, suchten sich die zarten, langsam verflatternden Wölkchen einen Ausweg nach der Lichtung heraus, wo sie oben der Ost empfing und zerteilend über die Wälder weiter trieb. Nach der Höhe ihres Abzuges zu urteilen, schien die Feuerstelle etwa vierzig Schritte vom Waldrand zurückzuliegen.

„Sollten wir von der Richtung abgekommen sein, wieder nach dem Dorfe zu?“ flüsterte Sylvester zu

seinem schweigenden Begleiter. Rust schüttelte mit dem Kopfe: „Sonderbar ... sonderbar!“ ...

Ohne Besinnen gingen sie hinein in den Wald und ruhigen Schrittes dem Rauche nach. Da sahen sie zwischen Felsen hinter einem rankenden Gebüsche wilder Kletterfeigen plötzlich in den Schwaden Funken springen. Im nächsten Augenblicke geschah etwas, das ihnen das Blut stocken machte. Ein Schrei zerriß auf Meilen im Kreise die brütende Stille. Ein Schrei, so furchtbar und markerschütternd, daß sein von Bergen zu Bergen rollendes Echo alle Wälder und ihre Kreatur erschauern ließ. Teuflisch, tierisch, wie der Urlaut eines bösen Geistes, oder eines Wesens aber, das von allen Dämonen der Vernichtung besessen war. Gleichzeitig näherte sich etwas, dessen Gestalt der Nebel des Feuers noch schrecklicher erscheinen ließ, in wilden Sätzen und Sprüngen. Ein Zischen ging durch die Luft. Ein brennender Gegenstand, der wie eine Keule sah, schwang ein flammendes Rad um einen nackten, braunen, menschlichen Arm herum, sauste dicht an Rusts Kopfe vorbei und fiel krachend hinter ihm, ein junges Gummibäumchen zerschmetternd.

„Orangbrani!“ hallte das Echo ... „Orangbrani!“ ...

Erst jetzt, auf seinem Rücklauf durch die Schallhöhlen der Berge hindurch, nahm Rusts Ohr den erschreckenden Klang des geheimnisvollen Wortes, das er sich nicht entsinnen konnte jemals unter den Menschen dieser Inseln gehört zu haben, deutlich

wahr. „Orangbrani“? fragte er sich, „was mag das bedeuten!“ Sein immer in die Tiefe gehender Ergründungsdrang war dermaßen seines Geistes mächtig, daß er sich unter der Einwirkung dieses bloßen unverständlichen Wortes eine Sekunde lang fast mehr beunruhigt fühlte, als von der Gefahr selber.

Diese, kam die aus dem Rauche gesprungen oder aus der Erde? Kaum ein Dutzend Schritte noch entfernt, hielt sie plötzlich vor ihm, unschlüssig, unbeweglich, in einer Menschengestalt, wie sie Rust sein Lebtag noch nicht geschaut hatte, noch weniger aber Sylvester. Ein riesenhafter Körper von einer schmutzig gelben Farbe, aber dem herrlichsten Wuchse und Spiel der Muskeln, hatte einen Kopf auf dem Nacken sitzen, den ihm die Hölle gegeben. Alle Laster und Leidenschaften schienen sich darin vereinigt zu haben, seinem Angesichte den Stempel des Entsetzens aufzudrücken. Zu ungeheuerlich, um einem Menschen, zu schrecklich, um einem Tiere anzugehören, sah es fast wie eine Zwitterlaune der Natur aus. Ein satanischer Haß, gepaart mit Grausamkeit, Tücke mit teuflischem Hohn gemischt, Sinnengier, tierische Wut: all das Zerstörende, was hinter diesen Zügen lüstete, es genügte doch nicht, den ganzen Eindruck der Furchtbarkeit des Gesichtes zu erklären. Das ganz Schreckliche, ja das Dämonische war, daß alle Brände dieser Eigenschaften in einer einzigen, unheimlichen Flamme gesammelt erschienen, daß sie glühten in dem tödlichen Blicke eines Einäugigen!

Gänzlich nackend, trug der Geblendete nur um die Hüfte einen kostbar gestickten, rotseidenen Schal geschlungen, worin in einer Scheide von erlesenster Arbeit indischer Goldschmiedekunst ein mit Edelgestein ausgelegtes Dolchmesser hing, das ziemlich lang war und nach türkischer Art gebogen. Ließ die Pracht der Waffe auf einen ehemals weit besseren Stand seines Lebens schließen, so deutete das in wirren, schwarzen Strähnen bis zu den Schultern herabfallende Haar auf vollständige Verwilderung hin. Ein Eindruck, der durch die Schwarzfärbung seiner vorstehenden Zähne noch verstärkt wurde. Zwischen aufgeworfene rote Lippen gestellt, wirkten sie unter den breiten Backenknochen wie ein grimmiger Kohlenstrich.

Das war Orangbrani, um ihn bei dem Namen seines mörderischen Rufes zu nennen. So stand er im Augenblick vor den beiden, das Einauge wie ein glühendes Brennglas auf Rust geheftet.

Die gesenkte Axt in der Hand, war dieser stehen geblieben und erwartete den zweiten Angriff. Sylvester jedoch, mehr um den Freund als für sich selbst besorgt, hielt schon das Beil zum Wurfe bereit, als Rust ihm zuredete: „Ruhig bei, Sylvester. Zum Wurf des Messers kommt es nicht mehr. Behalt ihn im Auge!“ Er selbst wendete während dieser Worte keinen Blick von dem gelben Teufel.

Orangbrani mußte es einsehen, daß er diesen beiden Wurfeisen gegenüber mit dem Dolche im Nachteil war. So ließ er nur in seinem schiefen Kakerlakenauge die rote Wut rollen und begnügte

sich, die drohende Faust gegen Sylvester zu recken, wobei er abermals jenes brüllende Wort hervorstieß — Orangbrani! . . .

Im nächsten Augenblick war er mit drei, vier Sätzen, so wie er gekommen war, im Urwald verschwunden. —

Dieser Zwischenfall hatte sich in einer solchen Geschwindigkeit abgespielt, daß die Überfallenen noch nicht die Zeit gewonnen hatten, ihres Erstaunens Herr zu werden, und die ganze Gefahr ihrer Lage erst jetzt ihnen zum vollen Bewußtsein kam. Rust war der erste, der das Schweigen brach. „Weißt du auch, Sylvester, wen du gesehen hast? Der Malaye war es!"

Jetzt erst erinnerte sich der Jüngling, daß man gestern in Rusthafen von einer malayischen Prau erzählt hatte, einem Seeräuberschiffe, das vor etwa drei Wochen vor Siniam gescheitert war. Eingeborne wollten damals beobachtet haben, daß ein Einziger der Besatzung, nachdem er zuvor alle seine Kleider vom Leibe gerissen, durch Schwimmen auf eine der nördlichen Riffinseln sich gerettet hatte. Allein die Durchsuchung der Insel am folgenden Morgen war vergeblich gewesen, so daß man vermutete, der Malaye müsse in der Nacht auch noch die Lagune durchschwommen und sich in die Urwälder der großen Hauptinsel verborgen haben. Eine Annahme, die durch das soeben erlebte Abenteuer ihre Bestätigung zu finden schien.

„Ach, wollen wir nicht lieber umkehren?" wendete sich jetzt Sylvester bittend zu seinem väterlichen

Freunde, „dieser Entsetzliche, den ich nicht Mensch nennen möchte, er wird uns noch aus einem Hinterhalte heimtückisch überfallen, ist es mir doch fast wie eine Ahnung, die ich habe! Und dann fürchte ich auch, daß wir ganz von unsrer Richtung abgekommen sind!" Er zitterte bei diesen Worten, als ob sich seiner Seele der Schrecken jetzt erst bemächtige, denn im Augenblick der Gefahr selber hatte er eine Geistesgegenwart und Fassung gezeigt, daß es seinem Beschützer nicht entgangen war und er sich im stillen über den wackern Jungen freute.

„Du hast recht, mein Sohn," beruhigte ihn Rust, „wir haben uns in der Tat verirrt: ich glaube, wir sind zu weit nördlich gegangen. Lasse uns nur noch der Ursache des Feuers nachsehen und versuche, nicht mehr an ihn zu denken. Der Blick des Gelben ist es, der dich so erschüttert hat!"

Nach diesen Worten wendete sich Rust, mit erhobener Axt voranschreitend, der Felsenkluft und dem wilden Feigenbusche zu, wohinter die Funken gesprungen waren. Sie hatten noch keine zehn Schritte getan, als Sylvester stehen blieb und zu ihren Ohren ein leises Rauschen drang. Es kam von einem fließenden Wasser, das hinten die Schlucht durchzog. Und da, am Rande des Baches, hatte auch schon Sylvester den Brandherd entdeckt! Einen vom Blitz gestürzten wilden Brotbaum, den der Malaye, um ein Boot daraus zu fertigen, mit Feuer gehöhlt hatte. Ein zugespitzter und gerundeter Spahn, der, wie ein eingeschnittenes Ge-

winde am verkohlten Ende zeigte, als Feuerbohrer gedient hatte, lag noch daneben.

„Da haben wir des Rätsels Lösung!" bückte sich Rust nieder und versuchte den Stamm zu heben. „Ein Einbaum, der ihm wahrscheinlich zur Flucht verhelfen soll! Diese Malayen, sagt man, sind nicht nur gefürchtete Seeräuber, sie sollen auch als Seefahrende, ohne jenes Raubgewerb, eine hervorragende Kühnheit entwickeln und mit Nußschalen, wie diese, wenn es sein muß, den Ozean durchqueren. Sollen wir ihm den Baum durch den Bach entführen lassen? Nein, Sylvester, gönnen wir seinem Elend und Schicksal diesen Trost, es ist ohnehin sein letzter und wird die Insel, ohne daß ein Blut vergossen wird, von ihm befreien. Nun komm, mein Sohn. Ich denke, wenn wir uns immer abwärts mit dem Bächlein halten, so werden wir wohl bald die unteren Wälder erreichen, wo leichter hindurchzufinden ist."

So waren sie eine gute Weile weiter gewandert, und ihre Taschenuhren zeigten schon auf Sechs, als sich der Bach vor einer Klippe in zwei Arme teilte, die nach verschiedenen Thälern flossen. Beide noch wasserreich genug, um ein Kanu wie des Malayen auf ihren Wellen zu tragen.

„Noch gar nicht müde, Sylvester?" fragte jetzt Rust. „Hier, unter diesem schönen Lichtnußbaume, könnten wir ein wenig rasten und unser Abendbrot verzehren." Sie teilten genügsam eine Handvoll gerösteter Yamswurzeln und Bananen, die ihnen nach dem heißen Marsche wie die köstlichsten Lecker-

bissen Europas mundeten. Nahmen danach aus einer nahen Quelle einen frischenden Trank ein und setzten bald ihre Tagesreise fort. Zuvor aber mußten sie erst die beiden Wasserläufe durchwaten, was sie noch mehr erlabte.

Nachdem sie nun wiederum eine Zeit fürbaß geschritten waren, fing die Gegend an romantischer zu werden, und sie gelangten zuletzt in eine enge, hohe Felsengasse hinein, auf deren Grund das Wasser rauschte. Als sie den schmalen Saumpfad, der gerade noch zum Gehen blieb, eine Viertelstunde verfolgt hatten, machte die Klamm einen Winkel herum, und sie sahen sich plötzlich am Rande eines Thalkessels stehen, in dessen Tiefe wie ein Smaragd im Abendscheine ein kleiner See gebettet lag. Vom tropischen Wald umschlossen und stillen Felsenwänden, empfing er seine Nahrung durch mehrere Wasserfälle, deren mächtigster, jener Bergbach, sich tönend über den Abgrund stürzte.

Wenige Schritte vor dem Falle öffneten sich nach linkshin die Felsen in eine Schlucht hinunter, die, obwohl sie ziemlich abschüssig ist, durch eingehauene Stufen dem Wanderer zugänglich gemacht war. Wie das üppig wuchernde Moos und Farnenkraut zeigte, vor vielen Jahren schon. Die Treppe leitete zu einer Quelle hinab, köstlichen klaren Wassers voll, und ganz versteckt dabei in Blumen und Laubgebüsch. Auch die Stelle etwas weiterhin, wo das Wässerlein in den See abfließt, war jedem Auge verborgen.

Als jetzt Rust und Sylvester diesen gewundenen

Felsenweg herunterkamen, klang ihnen schon von weitem eine Musik feiner Stimmchen entgegen. Ein Gezwitscher und Jubilieren ohne Ende, unverkennbar von kleinen Menschenwesen herrührend, die noch nicht flügge waren. Neugierig geworden, teilten sie, beide nähertretend, die Büsche auseinander, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Ein liebliches Wunder bot sich ihrem Auge dar! Drei winzige Bürschchen strampelten und schrieen vor Vergnügen, wenn das Wasser über sie lief. Splitternackt waren die Kerlchen, braun und sonnenhaft, als kämen sie eben frisch aus dem Backofen heraus, ein wenig zur Abendkühlung. Mayo, Rayo und Sayo! Ein Dreiklang lebendiger Orgelpfeifchen, der sich freilich im Augenblicke nicht gerade überirdisch machte. Das lachende schöne Mädchen aber, das neben ihnen mit den Füßen im Wasser stand und Eimer um Eimer schöpfte, die Brüderchen zu übergießen, hatte eine Herrlichkeit an sich wie das Königskind im Märchen. Die liebliche Maya hatte zuvor gebadet und war schon wieder mit der weißen Matte der Mädchen angetan. Nur der Gürtel, der sie umschlang, war ein anderer als gestern. Ein schmaler zarter Saum, aus mattem Gold gesponnen, stand er zur weißen Milch ihres fließenden Gewandes nicht weniger im Einklang, als zu der bauschenden Seide ihres schwarzen Haupthaares, das heute nur ein einziger weißer Stern einer Eugenienblume schmückte.

Sie hatte sich eben wieder zum Schöpfen gebückt, als Rust und Sylvester herantraten. Erschrocken

fuhr sie auf, allein wie sie die Freunde ihres Vaters erblickte, kam ihr schon das Lachen zurück und zeigte den weißen Schimmer zwischen ihren Lippen, süß wie Schnee des Zuckerrohrs.

„Ist das nicht ... Vir—gi—ni—e von gestern im Thale?" stammelte Sylvester, betroffen von ihrer Schönheit, die ihm hier so fühlbar nahe war. Und man merkte es seinem Stocken an, wie er, da er ihren Namen nicht kannte, nun beklommen nach irgendeinem Namen, einem Schall, einem Klange tastete, der schon einen Wert für ihn hatte und der sie seiner Empfindung näher brächte. In diesem Augenblicke erkannte Rust, daß dem jungen Freunde das Mädchen nicht gleichgültig war, und er fand seine Vermutung bestätigt durch das plötzliche Verstummen Sylvesters.

Auch Rust hatte mit Wohlgefallen die liebliche Gestalt betrachtet. „Du bist groß und stattlich geworden, meine Tochter!" redete er jetzt in der Sprache ihres Landes das Mädchen an, „kennst du mich noch?"

Eine dunkle Glut brach durch den zarten Samt ihrer Wange hervor. „Ja, ich kenne dich gut noch, bist du nicht meines Vaters Freund?" Dabei blickte sie ihn mit ihren großen strahlenden Augen an und reichte ihm die Hand, wie es auch in diesen fernen Gegenden die Sitte ist.

„Du siehst hier", fuhr Rust fort, „meinen jungen Freund Sylvester, der mit mir das Schicksal hat, sich verirrt zu haben."

„Ach", sagte Maya und lachte wieder, „wir sind

ja gar nicht weit hier von meines Vaters Hause. Willst du mir folgen mit deinem Freunde?"

Nachdem sie ein paar Schritte oberhalb der Badestelle einen bereitstehenden Krug flinker Hand mit frischem Quellwasser gespült und aufgefüllt hatte, nahm sie das Gefäß auf die Schulter hoch und ging mit ihren kleinen Brüdern voran. Zwischen Mayo, Rayo und Sayo, die inzwischen die Sonne getrocknet hatte, mußte der leere Eimer wandern, immer um eine Zeit aus dem einen in das andre Händchen. Das kleinste und jüngste aber hatte sie an der Linken.

Ihr Weg führte sie am Seeufer bis zu einer kleinen Bucht entlang, die sich einwärts im Walde immer mehr verengte und schließlich als der Abfluß des Weihers offenbar ward. Sie gelangten zu einem zweiten Wasserfalle, der aber nur aus mäßiger Höhe von einer nicht viel tieferen Bergterrasse empfangen wird, um dann nochmals in einem Sturze von nahezu hundert Klaftern in eine brausende Schlucht zu fallen. Aus dieser untersten Thalkluft sah man das grünklare geruhigte Wasser als jenes Flüßchen, das wir kennen, auf Tutumas Wiese heraustreten.

„Hier möchte ich bauen!" rief ergriffen Rust, als sein Blick von der letzten Terrasse herab in den waldumflüsterten Frieden dieses Thales zu seinen Füßen sank und sich dann wieder aufhob über die leisbewegten Wipfelmeere hinaus, bis zu der äußersten Thule des dunkelwogenden Ozeans. Schon begann die Dämmerung ihre abendlich

grauen Schatten auf das Meer zu senken und mahnte zum Aufbruch. Fast mit einem schmerzlichen Entschlusse trennte er sich von dem erhabenschönen Anblick und folgte schnell den mit Sylvester vorausgeeilten Kindern. Er hatte sie eben wieder eingeholt, als sie auf dem halben Wege zum Thale in einem entgegenkommenden Manne Tutuma erkannten, der ausgegangen war, seine Kinder zu suchen. Rust erzählte dem König von seiner Wanderung mit Sylvester, und sie nahmen nun beide erfreut Tutumas Einladung an, seine Gäste zu sein und für die Nacht in einer leeren Schlafhütte im Garten mit einfachen Mattenlagern vorlieb zu nehmen.

Am andern Morgen beim Aufgang der Ostersonne waren sie schon auf dem Wege nach Rusthafen. Wie erstaunten sie aber, als sie an jener Stelle, wo sie gestern in der Frühe noch einen leeren Wiesengrund gesehen hatten, jetzt, wie von Heinzelmännchen aufgebaut, ein schmuckes Dörfchen fanden! Wie war dies Wunder geschehen? Nun, ganz Siniam hatte geholfen, Jung und Alt, was nur überhaupt Bein und Arme hatte! Das war der Dank dieses gutmütigen Völkchens für Rusts Eingreifen, so unter wie über der Grube. Für die Befreiung der Mißvergnügten, für die Aufbesserung der Willigen, für die Verheißung geordneter Zustände und die Wiedereinsetzung der Verkürzten, Entrechteten, Vertriebenen auf die Scholle der Väter! Der Dank der Undankbaren, wie man sie Rust verschrieen hatte!

„Siehst du, Sylvester," brach er in tiefer Bewegung aus: „Der Charakter eines Menschen, einer Klasse, einer Rasse, ja eines ganzen Volkes, wird so verschiedenfach beurteilt, wie die Charaktere ihrer Beurteiler verschieden sind. Was hat man mir nicht gestern alles vom Undank dieses freundwilligen Völkchens einreden wollen. Undankbarkeit! Man spricht soviel davon in der Welt, kaum ein Mensch, der ihr nicht sein Klagelied seufzte. Allein, was will das sagen! Ich glaube, es giebt eine doppelte Dankbarkeit. Eine des Anstandes und Gewissens und eine andere des Herzens und der Freude. Die Dankbarkeit des Gewissens hat ein jeder vornehme und anständige Mensch; die Dankbarkeit des Herzens aber, die läßt sich nicht erzwingen, ebensowenig wie die Liebe. Sie ist ein freier Trieb der Seele und nur denen zugewendet, die nicht tasten nach ihr und drängen. Und so ist wahre Dankbarkeit nur darum so selten in der Welt, weil so selten die Wohltäter sind, die auf Dank nicht rechnen."

Ordentlich warm hatte sich Rust gesprochen, und tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe, wie er es verwirklichen möchte, an dem Glücke dieser guten Menschen beizutragen. Nicht etwa, daß er sie zufrieden mit sich selber machen wollte, ihnen zur satten Behaglichkeit eines erbärmlichen Genügens verhelfen — nein, im Gegenteil: rütteln wollte er sie, stacheln und spornen, nicht zu rasten, nicht zu ruhen, und ihre Ziele immer weiter, immer höher zu stecken! In den Stürmen seines bewegten Lebens hatte Rust sich eines

bewahrt, das nicht wenig, vielleicht sogar alles ist: die warme Empfänglichkeit für das Gute und Große. So kam es, daß er sich an allem Vortrefflichen wie ein Kind noch freuen konnte. Und daß er wie der Riese Antäus durch Berührung mit der Erde, an dieser Freude seine eigene sittliche Kraft entzündete zu immer neuem Tun und Schaffen.

Nach den Ostertagen ging nun Rust daran, vor allem einen Leuchtturm zu errichten. Der Untergang des Malayenschiffes vor drei Wochen, der natürlich, weil es eine Räuberprau gewesen, den Insulanern sehr gelegen kam, hatte doch aber die Notwendigkeit dargetan, die Laguneneinfahrt draußen auf dem Riffe nächtlich kenntlich zu machen. So wurde denn eines Morgens am Ostkap des simsinischen Reiches, d. i. auf der äußersten Spitze der Insel der singenden Winde, zu einem Feuerturme der Grundstein gelegt.

Die nächste Sorge war dann der Hausbau. Tutuma hatte ihm als Baugrund hierzu die Felsenflucht über seinem Hofe geschenkt, die ganze Terrassenbreite unter dem zweiten Wasserfalle, von wo herab das Auge jenen entzückenden Blick auf Tutumas Thal genießt, bis hinüber zu dem fernbrausenden Meere. Mit der Wahl dieses Platzes war die zuerst ausersehene Stelle, auf der Kliffküste weiter nördlich hinauf, natürlich fallen gelassen. Bei den Ausschachtungsarbeiten für die Fundamente zeigte es sich, daß der basaltische Tuffgrund über sechs Schuh hinab zu jener schwarzen

Wacke verwittert war, auf welcher nicht zum wenigsten mit die außerordentliche Fruchtbarkeit der vier simsinischen Hochinseln beruht. So war also auch für den künftigen Garten des Hauses der Boden schon von der Natur bereitet. Als Bausteine nahm man fürs Haus sowohl wie für den Turm am Meere aus den Bergen gebrochene Basaltblöcke, die dann mit Riffkalk gebunden wurden.

Herbst und Südwinter vergingen unter diesen Arbeiten, und der windstille Frühling brachte schon das Ende der Trockenzeit, als zunächst der Hausbau mit der Aufdeckung eines schmucken Mattendaches aus Pandanenblättern seinen Abschluß fand. Kurz zuvor war auch schon aus Hamburg die vollständige Einrichtung für das Haus eingetroffen. Der Aldebaran hatte sie mitgebracht, der den Sperber ablösen sollte. Das Beste aber, was das Schiff für Rust an Bord hatte, war ein Brief aus der Heimat. Und wenn er auch leider eine Enttäuschung enthielt, so kam er doch von Rasmus und Martha! Rust hatte gehofft, und es war auch schon so bestimmt gewesen, daß der Aldebaran die so sehnsüchtig Erwarteten bereits diesmal mitbringen würde. Statt dessen schrieben sie nun, daß der Vater krank geworden war, der alte Rasmus, und wenn er überhaupt wieder genesen sollte, so sei er doch nach Aussage des Doktors auf lange hin nicht reisefähig. Unter diesen Verhältnissen aber allein zu fahren und den alten Mann unter Fremden hilflos zurückzulassen, das würden sie

natürlich nicht tun, und so müßten sie erst den Ausgang der Krankheit abwarten.

So blieb denn Rust nichts weiter übrig, als sich mit Freund Tim zusammen, der jetzt in allem sein Stellvertreter war, in dem geräumigen steinernen Gehäuse oben auf dem Berge einen Junggesellenbau einzurichten und sichs innen so bequem als möglich zu machen. Sie bezogen, jeder für sich, eine hübsche Kajüte im Erdgeschoß, und die Küche hatten sie gemeinsam. Das ganze obere Stockwerk aber, Martha und Rasmus vorbehalten, blieb unbewohnt. Ein reizendes Gartenhäuschen daneben wurde für ein einheimisches altes Ehepaar eingerichtet, dem die Sorge für die Wirtschaft oblag. Gern hätte es Rust gesehen, auch Sylvester bei sich zu haben. Der jedoch hatte es vorgezogen, in Rusthafen zu wohnen, weil er dort durch Erteilen von Unterricht in allerhand Wissenschaften und Musik Gelegenheit fand, sich nützlich zu machen und seine Zeit auszufüllen.

So war der Dezember herangekommen, und mit ihm die südsommerliche Regenzeit. An einem der letzten Tage im Jahre, da der anbrechende Morgen Rust bereits auf dem Wege nach der Zeche fand, zog mit Blitz und Donner ein furchtbares Gewitter herauf und entlud sich in einem jener tropischen Platzregen, wie sie um diese Zeit in jenen Breiten nicht selten sind. Rust, der sich aus Wind und Wetter nicht viel machte, wartete das Schlimmste unter einer großen, schützenden Staude ab und zog dann

unbekümmert seine Waldstraße weiter. Er weilte gerade in Gedanken in der deutschen Heimat bei seinen Lieben, als plötzlich in seiner unmittelbaren Nähe ein zackender Schlag herabfuhr und einen riesenhaften wilden Brotbaum krachend über den Weg warf, so daß er um ein Haar beinahe wäre erschlagen worden. Aber das war es noch nicht allein, was ihm dabei ins Mark fuhr! Im Augenblicke der Lichterscheinung hatte Rust eine merkwürdige Vision gehabt. Es war ihm dabei gewesen, als sähe er hinter dem fahlblauen Blitzscheine einen roten Punkt glühen, der wie das Auge des Malayen sah, und es zeigte sich dann bei näherer Betrachtung, daß der Baum genau an jener Stelle gefallen war, wo der Weg abbog, der seinerzeit ihn und Sylvester zu der verhängnisvollen Begegnung mit dem Einäugigen geführt hatte. Scheinbar war jenes Vorkommnis in seinem Gedächtnisse schon ganz zurückgedrängt gewesen, und er hatte in der langen Zeit auch nichts wieder gehört, was aus dem Malayen geworden war. Sein Abenteuer mit ihm hatte sich damals schnell herumgesprochen, und es war kurz darauf eine Rotte eingeborener Männer aufgebrochen, um die Wälder nach Orangbrani abzustreifen. Aber gefunden hatten sie ihn nicht. Das einzige, was ihnen geglückt war — leider, wie Rust sagte! — war die Auffindung der Feuer- und Wasserstelle, wo der Einbaum lag. Rust bedauerte dies, weil sie ihm das Boot, sein einziges Fluchtmittel, zerstört und ihn auf diese Weise gezwungen hatten, seine unheilvolle Gegenwart auf der Insel zu verlängern.

Erst am Abend traf Rust zu Hause wieder ein. Tim Rafter war nicht zu finden. Das alte Paar, seine braunen Pfleger im Gartenhäuschen, ebensowenig. In der Annahme, er möchte sie vielleicht auf dem Wege nach Tutumas Hofe treffen, machte er sich auf dahin. Mittlerweile war es dunkel geworden, kein Stern am Himmel leuchtete, nur der Wind heulte durch die Schlucht. Bald zu Thale, hörte er ein Hundsgebell. Ein Trupp Menschen begegnete ihm mit Fackeln in der Hand.

„Wo wollt ihr hin, Leute?"

„Es soll oben ein Erschlagener liegen."

„Wer ist es denn?" fragte Rust erschrocken. Keiner konnte es sagen. Aber man sah es den Leuten an, daß auf ihnen eine Furcht lag, der sie sich scheuten den Atem der Sprache zu geben.

„Ich komme nach," sagte Rust, „sofort komme ich," und ließ sich die Stelle beschreiben. Ungefähr nur, denn Genaueres wußte man noch nicht.

In wenigen Augenblicken hatte er schon unten den Graben übersprungen und stand nun hinter Tutumas Garten, vor der undurchdringlichen Hecke. Da war ein schmales Bambustürchen, fast versteckt zwischen Verhauen. Durch das Rohrwerk sehend, bemerkte er einen steinalten Mann, der just vorüberhinkte.

„Ist einer meiner Freunde hier?"

„Nein, Herr," hüstelte der Alte, „ich bin allein auf dem Hofe, niemand ist sonst hier."

„War Guam nicht da oder seine Frau?"

„Nein, Herr. Sie beide sind gegangen, deinem

Freunde Sylvester den Weg zu zeigen. Das war aber vor langer Zeit schon!"

„Wann ist er hier gewesen? In welcher Richtung ging er? Was wollte er?"

„Seit der Mittagsschwüle sucht er Maya, die Tochter meines Herrn."

„Seit der Mittagsschwüle —? ... Und wo ist Tutuma? Wo sind die Knaben?" fragte nochmals Rust, mit einer Stimme, die vor Erregung heißer glühte.

„Tutuma ging mit seiner Tochter am Morgen und ist seitdem nicht mehr gesehen worden. — Die Knaben, ja Herr, die sind da, sie schlafen in ihrer Kammer."

Rust stürzte davon. Schon nach einer Viertelstunde sah er oben auf dem Wege, der nach der Nordküste führt, die Fackeln leuchten, und bald hatte er den Schwarm erreicht, Männer und Frauen. Schon auf einige Entfernung hin hörte er aus dem Stimmengewirr die erregte Sprache seiner Freunde heraus, die inzwischen, noch mit anderen, hinzugestoßen waren. „Gott seis gedankt, Tim und Sylvester sind es nicht!" Ein schwerer Stein fiel ihm vom Herzen. „Aber wer nun?!" Das fragte er sich bange.

Plötzlich schlug ein Hund an. Die Fackeln senkten sich und fielen auf einen Toten. Die linke Hälfte des Gesichtes hatte eine menschenfreundliche Hand mit einem Tuche verhüllt, jedenfalls um eine entstellende Verletzung zu verbergen. Aber was das Tuch offenbar ließ, war so schrecklich noch zu sehen,

daß einer nach dem andern, die herantraten, zurückprallten. In das rechte Auge des Getöteten war ein Dorn getrieben, so groß wie ein Dolchmesser, und es sah, als starrte damit die Leiche weit nach ihrem Mörder aus... „Deckt zu! deckt zu!" schauderte Rust zurück und brachte weiter kein Wort hervor. Tim Rafter aber beugte sich nieder zu dem Erschlagenen und sagte dann: „Ich glaube, es ist — Tutuma!" ...

Armer König, das mußte **dir** geschehen! —

Einige der Männer nahmen ihren toten Häuptling schweigend auf die Schulter und trugen ihn zu Thale. Die meisten aber blieben noch und teilten sich jetzt in verschiedene Haufen ein, um nach Tutumas Tochter zu suchen. Mit ihnen gingen Rust, Tim und auch Sylvester. Der arme Junge, feucht und blaß wie ein bebendes Stück Leinwand von der Bleichwiese.

Die halbe Nacht war unter Suchen und Rufen vergangen, als abermals der Hund laut wurde und vor einem wilden Dickicht mit freudigem Wedeln Halt machte. Sylvester und Rust waren die ersten, die in den Busch hineindrangen. Siehe — da lag sie... scheinbar schlafend!

„Maya! Was ist mit dir?" sprach sie Rust an, mit seiner freundlichen Stimme, die fast zitterte. Er erhielt keine Antwort. Ihre Hand war kalt, ihr Körper aber schien noch Wärme zu haben.

„Fackeln her! Fackeln her!" schrie Sylvester. Rust leuchtete in ihr Gesicht und behorchte ihren Atem. Jetzt sah er, ihre Brust hob sich ruhig, wie die einer Schlafenden.

Er nahm sie behutsam auf seine Arme hoch und trug sie aus dem Gebüsch ins Lichtere hinaus, wo er sie sanft niederlegte. „Sie hat eine Ohnmacht, wir müssen für sie schnell eine Tragbahre bereiten!" In wenigen Augenblicken waren zwei junge Bäumchen durch ein biegsames Gezweig verbunden und mit einem weichen Pfühle von Blättern, Gräsern und zartem Moose hinreichend bedeckt. Rust und Sylvester betteten sie, wobei sie jetzt erst bemerkten, daß die Füße des Mädchens von Wurzeln und Dornen zerrissen waren. Sie wuschen ihre Wunden an einer Quelle und tupften sie mit Moos aus, dann banden sie ihr mit Bast kühlende Blätter einer heilkräftigen Staude darum.

Noch unterwegs schlug Maya die Augen auf.

„Wo bin ich?"

„Bei Menschen, deinen Freunden, mein Kind!"

„Ist das Tier nicht mehr da? Das brüllende Tier mit dem schrecklichen Auge?! Ach — es hat meinen Vater getötet!" Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme.

„Hat es dir ein Leids getan, Maya?"

„Es hat mich fangen wollen. Aber, ach, ich war schneller als das Tier, und ich habe mich versteckt vor ihm, wo es mich nicht gefunden hat." — Mit leis weinender Stimme hatte sie das gesagt, und nun sank sie wieder still zurück.

Als sich der betrübte Zug Rusts Garten näherte, trieb ihnen der Nachtwind einen beizenden Brandgeruch entgegen. Was hatte das zu bedeuten?!...

„Vorwärts, vorwärts!" drängten die Männer und

peitschten gegenseitig ihre Spannkraft. Immer dicker wurde der Rauch, hier und da stoben brennende Flocken, die verlöschend niedergingen. Zwischen den Pfeilern und Stämmen des feierlich schweigenden Waldes war ein großer rötlicher Schein zu sehen, und als sie vor das Haus kamen, ihre schmerzensschöne junge Last niederzulassen, bot sich ihnen ein Anblick dar, schauervoll.

Das ganze Thal zu ihren Füßen war von einem einzigen Flammenmeere erfüllt, das lodernd zum Himmel schlug. Tutumas Hof, dessen friedliche Dächer vor wenigen Stunden noch die letzten Strahlen der Abendsonne freundlich verlassen hatten, mußte schon ein Raub des Elements sein, denn er war nicht mehr zu sehen. Kaum, daß noch ein rennender Feuerstreifen den Ring erkennen ließ, wo sonst die Hecke gelaufen war. Nur was reichen Lebenssaft in sich hatte, kämpfte noch den Verzweiflungskampf, ein glühender Säulenwald von sterbenden Palmen allein, und dazwischen vereinzelte, wie Garben brennende Grasbäume. Krachende, gleichsam mit Wehgeschrei zerreißende Bambusen.

„Orangbranis Werk!" dachte schaudernd Rust bei sich. Dachte im Augenblick Sylvester auch und starrte wie ein Verlorener in die Waberlohe.

Maya, die von neuem eine wohltätige Ohnmacht umfing, wurde jetzt schnell hinauf in Marthas schon bereitete Schlafkammer gebracht und dort der treuen Obhut der alten Guam übergeben.

„Uns bleibt noch ein Schweres zu tun", sagte Rust bewegten Herzens. „Ihr wißt, Tutumas

kleine Söhne waren der Aufsicht eines Greises anvertraut. Vielleicht ist es seiner Wachsamkeit geglückt, sie und sich aus den Flammen zu retten. Wir dürfen es von einem Himmel hoffen, der die Kinder lieb hat. Aber wie leicht könnten sie noch auf der Flucht von der gefräßigen Rache des Malayen erfaßt werden! Wie leicht die schönen Wälder eurer Heimat auch! Kommt, meine Freunde, laßt uns den Kampf aufnehmen!"

Darauf zogen sie hinunter in das feurige Thal. Keiner blieb zurück.

Siebentes Kapitel.

Maya.

Über dem Morgen nach jener furchtbaren Nacht ging eine Sonne auf, so lachend wie Maya lachte, als sie noch glücklich war. Das schöne Thal von gestern, in das ihre Strahlen verwundert herabfielen, war nicht mehr wiederzuerkennen: eine hier und da noch glimmende, glisternde Hölle, lag es in einem großen Bogen ausgebrannt und halb verglüht. Wunderbarerweise aber hatte der Brand nicht auch die umliegenden Berge und Wälder ergriffen: ihre Rettung war das Werk des Passates gewesen. Dieser treue Freund und Erhalter Siniams wie der ganzen ozeanischen Inselwelt überhaupt, er hatte die Flammen immerzu gerade vor sich hingetrieben, bis sie schließlich an den Felsen ihre Macht zerschellen mußten. So war

das Flammenfeld auf der einen Seite vom Wind und Wassergraben, auf der andern vom Flusse, und auf den beiden letzten von hohen, unübersteigbaren Wänden gesperrt worden, und nur der weite Kreis dazwischen, mit dem Hofgelände und den Gärten Tutumas, war der völligen Vernichtung überlassen geblieben.

Rust und seine eingeborenen Helfer hatten diese günstigen Umstände so gut als möglich zu nützen gewußt. Sie umgingen das Feuer, bis sie den Wind im Rücken und die ganze Flammenflucht vor sich voraus hatten. Um einem Weitergreifen des Feuers nach den Küstenwäldern vorzubeugen, warfen sie sich dann in der Richtung der Flammengrenze, die hinter dem Graben lief, auf einen langen Wiesenstreifen und rodeten ihn mit ihren Buschmessern. Manche, die kein Messer bei sich hatten, nahmen die Gabeln ihrer Hände oder Muschelschalen dazu, bis alles Gras herunter war, worauf sie dann den Rand des Stehenden nach dem Brande zu anzündeten. So schickten sie mit Hilfe des Windes dem Feuer ein zweites Feuer in die Flanke und gewannen auf diese Weise einen breiten Streifen ausgeglühten Landes, der dann der Hauptmacht des Elementes, wie sie am höchsten heranwogte und schon den Graben zu überspringen drohte, keine Wegzehrung mehr bot. So wurde der Siniamswald gerettet und mit ihm die Ostwälder der ganzen bedrohten Küste.

Von den armen Kindern aber und ihrem greisen Hüter hatte man nicht die kleinste Spur gefunden.

Den ganzen Tag und die Nacht dazu und wiederum Tag und Nacht hatte man alle Wälder der Runde nach ihnen abgesucht. Und auf der Brandstätte, die, jedem Fuße unnahbar, noch tagelang glühenden Atem entsandte, konnte man nicht einmal hoffen, auch nur ein Stäubchen noch von ihren Resten zu finden. Wer weiß von den Thränen, die damals geflossen sind.

Erst am dritten Tage gelang es Rust infolge eines günstigen Umstandes, mit Tim und Sylvester an den Herd des Unheils vorzudringen. Zufälligerweise hatte der Aldebaran einen Posten Amiant zurückgelassen, eine gute Asbestsorte, die auch unter dem Namen Bergflachs bekannt ist. Aus diesem unverbrennbaren Erdstoffe ließen sich Rust und seine Freunde jeder ein Paar derbe Schuhe fertigen, die ihnen gestatteten, ungefährdet über das Glühende dahinzuschreiten. Aber nach allen Richtungen schon hatten sie das Aschenfeld mit ihren Stangen und Stöcken umgekehrt und nach einer Reliquie der Liebe durchforscht, die sie Mayas Kummer bringen könnten, ohne daß sich ihr Erwarten erfüllte. So wollten sie schon aller Hoffnung absagen und kleinmütig werden, als plötzlich ein halblauter Schrei Sylvesters Rust und Tim bis in ihr innerstes Herz betroffen machte. Sie waren mitten im alten Gartenland vor das einzig überbliebene, letzte Wahrzeichen der Stätte gelangt, eine Zisterne, die zum Schutz gegen Sonne und Licht von einem Brunnenhäuschen aus festem Riffsteingewölbe übermauert war. Aus der Tiefe

dieses Brunnens herauf glaubte Sylvester ein leises Stöhnen vernommen zu haben. Die steinerne Öffnung war noch heiß und glühend wie ein angefeuerter Backofen: drinnen aber wehte von unten herauf den drei Männern ein kühlender Hauch entgegen. Behutsam stiegen sie geradezu mehrere Stufen hinunter, immer mit den Händen dabei an der feuchten Mauer tastend und fühlend mit den Füßen, ob sie noch nicht an das Wasser kämen. Da hörten sie alle dreie ein leises Wimmern zu ihnen heraufklingen. Ihr Auge, das sich nun schon ganz an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, durchdrang das letzte Dunkel und gewahrte auf der untersten Stufe einen alten Mann sitzen, der, ganz in sich zusammengesunken, an der Mauer lehnte. An seine Seite aber geschmiegt, lagen schlafend ihm zu Füßen drei kleine gute Gesellen. Sie waren — weniger vor Angst wohl als vor Hunger — so müde und schwach geworden, daß sie nicht einmal erwachten, als ihre Retter sie aufnahmen.

Die Bürschlein auf den Armen, näherten sich die Männer dem aus tiefem Sommergrün wie eine weiße Schneewand schimmernden Hause auf der Felsenhöhe, als ihnen schon von weitem ein klagender Mädchenruf entgegenkam: „Tama! Tama! (d. h. Vater! Vater!) Warum bist du von mir gegangen?! Usoï! Usoï! (Brüderchen! Brüderchen!) Warum habt ihr mich verlassen?!"

Wohl niemand, der es nicht mit angesehen und gehört hat, wäre imstande den Ausbruch der Freude

sich auszumalen, der wenige Augenblicke später das Mädchen ergriff. Es war, als wenn in ihr Weinen und Lachen miteinander rängen und sich verschlingen wollten in einem einzigen Krampfe. Sie ergriff die Kleinen, bedeckte die schwarzen Buschköpfchen mit Küssen ohne Ende und zerdrückte sie fast an ihrer Brust vor Glück und Liebe. Und als sie sich endlich einigermaßen wiedergefunden hatte und die Knaben an ihrem bebenden Körper niedergleiten ließ, schien sie alle Kraft ihres Herzens in diesem einzigen Gefühle ausgegeben zu haben. Erglühend stand sie vor den Rettern ihrer Lieblinge fast wie beschämt da und hatte nichts mehr für sie bereit als einen stummen Blick und Händedruck, der freilich mehr sprach, als tausend Worte hätten sagen können.

Rust gab seinen Freunden ein Zeichen, daß sie vorausgehen möchten, dann legte er seine Rechte auf Mayas Haupt und mit der Linken umfaßte er die Brüderchen und sprach zu ihr: „Ich war deines Vaters Freund, meine Tochter. Willst du nun mit deinen kleinen Brüdern bei mir bleiben und wollt ihr mich ansehen, als wär ich euer zweiter Vater?"

Maya senkte den Kopf ein wenig, dann sagte sie mit leiser aber fester Stimme: „Ja, wir wollen bei dir bleiben!"

Sie gingen mit ihm in das Haus hinein, wo ihnen Rust im Obergeschoß zwei Kammern aufschloß, eine für das Mädchen und eine für die Knaben. Beide Gelasse waren in der landesüblichen Weise

mit Schlafmatten eingerichtet und hatten Luft und Licht die Fülle. Eine vorgebaute Laube führte in den Garten hinaus.

Rust hatte es nicht zu bereuen, der Kinder sich angenommen zu haben. Maya namentlich machte ihm bald eine Freude, daß sie ihm immer mehr ans Herz wuchs wie ein wirkliches Kind. Nicht allein, daß sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit an ihren verwaisten kleinen Brüdern die Mutterstelle vertrat wie eine gute und richtige Mutter: auch in Garten und Haus wußte die traurige kleine Prinzeß, die sonst so Glut und Feuer blicken konnte, mit Anmut und Geschick ihres selbsterwählten Amtes zu walten, so daß ihr Rust nach wenigen Wochen schon die Leitung und Schlüsselgewalt über Haus und Hof vertrauen konnte.

Dabei, wie sich immer mehr die Schönheit ihrer Seele entfaltete, wurde auch ihr Irdisches schöner und schöner noch alle Tage. Langsam aber nur und selten wollte ihrem jungen Munde das strahlende Lachen zurückkommen; dann freilich, inzwischen durch den Schmerz gewandert und fast noch wärmer als sonst, war es wie aus dem Zauber des Herzens geboren.

So ging abermals ein Sommer und Winter herum, und es nahte zum zweiten Male der Jahrestag von Rusts Ankunft auf Siniam.

Vieles in diesen zwei Jahren war geschehen, manche seiner Absichten zum Wohle der Inseln

inzwischen ausgeführt: allein das meiste harrte noch ungetan der gestaltenden Hand. Rusts vornehmste Sorge hatte natürlich dem Ausbau des Hafens gegolten. Trotz der sicheren Zufahrt durch das Riff herein und des guten Ankergrundes, wenigstens in der inneren Siniamsbucht, die durch die vorgelagerten Hochinseln noch besonders geschützt lag, ließ doch der ganze breite Wassergürtel, der gleichmäßig die „vier Brüder“ umschlingt, diese unbedingte Zuverlässigkeit vermissen. Sturmfluten, wie sie regelmäßig um die Zeit der Gleichen sich einstellen, hatten mehr wie einmal den unterseeischen Riffwall klipp und klar übersprungen und die ganze Innenlagune in ein kochendes Meer verwandelt. Hier nun hatte Rust mit Hilfe der Insulaner, deren braungebrannte Trägheit aufzufeuern ein Geheimnis seines Wesens blieb, in der erstaunlich kurzen Zeit von achtzehn Monaten ein Werk geschaffen, aller Achtung wert. Wo früher die Brandungsflut über die Bänke der Koralle gebraust war, erhoben sich jetzt angepflanzte mächtige Deiche und schoben seitlich von den Riffinseln aus Basaltblöcken gefügte, stahlgeklammerte Arme als Wellenbrecher in das Meer hinaus. Auch der Leuchtturm, nach dem berühmten Vorbild von Eddystone errichtet, ging immer mehr seiner Vollendung entgegen.

Eines aber fehlte noch dem Hafen — ein Schwimm- oder Trockendock. Am Sperber sowohl wie am Aldebaran hatte sich die Notwendigkeit gezeigt, die Schiffe vor ihrer Rückreise nach Europa in Sidney,

dem nächsten Hafen hierzu, docken und säubern zu lassen. Beide waren sie bis an die Wasserlinie herauf mit Muscheln und Algen dermaßen bewachsen und belastet gewesen, daß es die Schiffe sogar am Fahren behinderte. Nun verhehlte sich Rust freilich nicht, daß die für eine kostspielige Dockanlage erforderliche Ausgabe durch die Bedürfnisse seiner eigenen Reederei nicht gedeckt werden würde. Allein er sagte sich: die simsinischen Inseln liegen an der künftigen Weltfahrtstraße zwischen Europa und Ostasien. Die Umschaltung der großen Schlagader des atlantisch-pazifischen Hochverkehrs, die heute noch sparsam durch die Gasse Magellans oder um das Sturmkap des Feuerlandes pulst, in die schon bereiteten Bahnen jener neuen Seefahrtstraße hinüber, sie konnte nur noch eine Frage der herannahenden Zeit sein. Eines Tages über Nacht würde sie die Vollendung des Panamakanals beantwortet haben. Wenn es nun gelänge, sagte er sich weiter, auf seiner Insel einen guten Hafen zu schaffen, einen Hafen ersten Ranges, wie er in der ganzen inneren Südsee noch nicht vorhanden ist, so würde er seinem deutschen Vater-Mutterlande in dem großen Wettbewerb der Völker einen neuen bedeutsamen Stützpunkt und Platz an der Sonne sichern. Eine Zuflucht und Raststelle, eine mittenozeanische Bühne des Weltverkehrs, wo sich die Kontinente, östlich und westlich des Meeres, die Hände reichen und die Kauffahrer aller Länder ein immer gern gesuchtes Stelldichein sich geben könnten. Seiner Meinung nach waren es aber

nur zwei Plätze in der ganzen Südsee, die von Natur aus durch ihre Lage und Beschaffenheit für eine so bevorzugte Unternehmung in Betracht kommen konnten. Die Rustinsel war die eine, die andere aber Samoa. Indessen, auf die Unterstützung eines weitgreifenden Planes für Samoa, das deutsche Stief- und Schmerzenskind noch immer, war von dem braven deutschen Michel so bald wohl nicht zu rechnen, und so beschloß denn Rust, auf eigene Hand das Werk in Angriff zu nehmen. Aber das Herz tat ihm weh, wenn er es ansah, was dieser allzu bedachtsame brave Michel unwiederbringlich schon für Deutschland versäumt und verschlafen hatte.

Sein größter Schmerz, der ihm damals widerfuhr, war der Fall des deutschen Handelshauses Johann Cesar Goddefroy und Söhne in Hamburg. Wahrhaftig — das darf man Rust schon glauben! — nicht wegen der lumpigen Hunderttausend, die er dabei selber verlor und die das Haus Wullenweber, wie es damals wieder dastand, schon verschmerzen konnte: nein, weil er den Niedergang des Goddefroyschen Sternes als ein nationales Unglück empfand. Ein Standpunkt freilich, den der Krämergeist nie wird begreifen können. Dieses Haus Goddefroy, muß man wissen, hatte als der erste Pionier einer wahrhaft großzügigen deutschen Kolonialwirtschaft seine Unternehmungen lange schon vor Rust über die ganze Südsee hinaus, nach Osten bis Tahiti und nach dem Westen bis zu den Schifferinseln, ausgebreitet. In Samoa

aber, als dem wichtigsten Zwischenplatze seiner Niederlassungen von Südamerika bis nach Australien und den beiden Indien hinüber, hatte es sich gewissermaßen den ozeanischen Brennpunkt seines erdumspannenden Betriebes geschaffen und einen Hauptstapelplatz der Welt angelegt. Dieses gewaltige Haus, dessen Tragik es war, seinem stürmischen Genius und dem Neid der Götter zum Opfer zu fallen, es mußte sein Tantalusgeschick erfüllen. Es mußte, angesichts seiner blühenden Schöpfung niederbrechend, den Boden seinen Erben bereiten, weil die damalige deutsche Volksvertretung in Bismarcks Hause in einer unbegreiflichen Verblendung seiner Vorpostenstellung in dem äußersten Meere den Rückhalt des Reiches versagte. So wars gekommen, daß „die Perle der Südsee" Jahre später erst und dann nur unter den größten Opfern an Deutschland fallen konnte. „O hätt ich einen Jungen," rief damals Rust aus: „ihn wollt ich mir wohl erziehen, daß er, herangewachsen einst, die Kraft seines Wortes nur Männern gäbe, die ein lebendiges Gefühl für Deutschlands Aufgaben und Deutschlands Ehre haben!"

Während sich dergestalt Rusts Augenmerk vor allem also den Aufgaben zuwendete, die seiner in der neuen Hafenanlage bei Siniam warteten, deren allmählicher Anschluß an Rusthafen hinüber geplant war, so vernachlässigte er doch darüber auch seine anderen Geschäfte nicht. Nur seine außergewöhnliche Arbeitskraft und eine gute Zeiteinteilung ermöglichten es ihm, allen Forderungen

des Tages gerecht zu werden. Arbeit gab es auf allen Seiten. Da wollte Land und Garten bestellt sein; in den Bergen oben war es die Diamantgrube, die seines bis in die letzten Tiefen dringenden Auges nicht mehr entraten konnte; und auch das Hamburger Stammhaus brachte mit jedem ankommenden Schiffe Arbeit in Fülle. Man könnte denken, ein solches Übermaß von Beschäftigung habe ihm keine Zeit mehr gelassen, den Bedürfnissen auch seines immer wohlwollenden und menschenfreundlichen Herzens nachzugehen. Das war aber nicht der Fall bei Rust. Und seine deutschen Landsleute, ebenso wie die braunen Kinder der Insel, sie hatten alle zu ihm, jung und alt, ein Zutrauen, das auch niemals enttäuscht wurde. Alle Bitternisse, die sein Leben an den Menschen durchgekostet: sie hatten es nicht fertig bringen können, ihn zu einem Menschenfeinde zu machen, so unverwüstlich blieb sein Glaube an das Gute und Göttliche im Menschen. Freilich, der durchdringende Blick des Seelenkenners, der bisweilen aus seinem klaren Auge blitzte: manchmal auch versagte er ihm. So bisweilen, wenn eine lebhafte Sympathie von vornherein sein Herz und Auge heimlich bestochen hatte, oder wenn ein Gefühl der Verpflichtung, der Dankbarkeit (wie z. B. in der Guten Hoffnungshütte gegenüber dem Ofenmeister) seine Wachsamkeit eingeschläfert hatte. Davon abgesehen jedoch, war er frei von Vorurteilen, guten sowohl wie schlimmen, und an einen jeden trat er mit einer unbeeinflußbaren Unbefangenheit freundlich heran.

So ward ihm nicht nur Achtung und Vertrauen, auch die Liebe aller zuteil. Am meisten aber in seinem eigenen Hause, wo der Wohlstand blühte und das Glück. Das Glück aus Kinderaugen, die zu ihm aufschauten wie zu einem Vater.

Mayo, Rayo und Sayo wuchsen unter der zärtlichen Sorge ihrer Schwester wie drei junge Bäumchen heran in der Morgensonne, und ihr helles Kinderlachen erfüllte den Tag gleich einem immerquellenden Born der Freude. Oh, wie war ihr schönes Schwesterchen am schönsten doch, wenn sie die Ärmchen um ihren Nacken schlingen konnten, und der weiße Blitz aus ihrem thaufrischen Munde ihnen entgegenlachte. Maya war nun schon ein großes Mädchen geworden und vierzehn Jahre alt: die Zeit der Jungfrau, wo sie unter der frühreifenden Sonne des Südens des Geliebten harret, der sie hinausführe in das Leben. Wie waren sie alle hinter ihr her, die hübschen, braungebrannten Jungen, aber an keinem von ihnen, aus Bergen und Thälern, fand ihr Auge Gefallen. Mit warmem Mitgefühl hatte Rust eine scheue, zarte Annäherung Sylvesters an das Mädchen wahrgenommen, ohne aber, daß er mehr Glück bei ihr hatte als alle die anderen.

Gerührt vom Kummer des armen Jungen, der sichtbar an ihm nagte, sann Rust darüber nach, wie er ihm vielleicht helfen möchte. So bat er ihn des öfteren, in seinem Hause die Abende zu verbringen

und mit der Kunst seines Geigenspiels die Herzen zu erfreuen. Maya, auch hierin eine echte Tochter ihres Volkes, besaß für die Musik eine glühende Neigung und eigene Begabung sogar, und so konnte man vielleicht hoffen, daß sich auf der Brücke ihrer Wundermacht beider Herzen finden möchten. Eines Abends nun, als Sylvester wieder einmal über alle Maßen herrlich und schön gespielt hatte und Rust eine tiefe Ergriffenheit wie bisher noch nie an dem Mädchen zu bemerken glaubte, nahm er die Stunde wahr und sprach mit ihr, nachdem sich Sylvester entfernt hatte. Er sagte zu ihr: „Meine liebe Tochter. Du bist ein wohlgefälliges Mädchen und in dem Alter nun, wo manche deiner Schwestern und Gefährtinnen schon glückliche Frauen sind, und die es noch nicht sind, doch die weiße Matte der Mädchen abzulegen trachten für eine schönere. Noch sah ich nicht, daß du wirkest an deiner Hochzeitsmatte. Hat in deiner Brust, mein Kind, noch niemals ein Klang, eine Stimme gesprochen und wüßtest du nicht ganz heimlich einen Guten, Tüchtigen, der dir teuer wäre und den du beglücken könntest mit der Neigung deines Herzens —? Den du auch glücklich machen möchtest —?"

Eine jähe Glut schoß in ihre Wangen. Ihre großen, feuchten, schwarzen Augensterne unverwandt auf Rust geheftet, sah ihn das Mädchen an, solange er sprach. Dann sank ihr Blick. Ein Zittern durchlief ihren Körper, und Scham und Angst — schweratmende Angst vor etwas, das sich Rust nicht deuten konnte — schien in ihr zu kämpfen.

Plötzlich aber — ihrer Seele nicht mehr mächtig — warf sie sich leidenschaftlich an seine Brust und brach in einen Strom von Thränen aus.

Rust, im ersten Augenblick betroffen, ja erschrocken, stand, mit sehenden Augen, hilflos vor diesem Schmerze. Dann faßte er sich, legte die Hand auf das junge Haupt und löste sich sanft aus ihren Armen: „Es ist gut, meine Tochter — es ist gut ... nun gehe, liebes Kind, geh, geh hinauf in deine Kammer ..."

Sie warf noch einen scheuen, thränenverschleierten Blick auf ihren Wohltäter, dann ging sie langsam hinaus.

Rusts Auge folgte ihr, bis sie verschwunden war. An der Schamhaftigkeit ihres jungen Schmerzes, der in dem lieblichen Angesicht stand, war ihm zum ersten Male heute ein Zug aufgefallen, das leise Strichlein einer holdverborgenen Seele, das ihn an ein liebes Mädchen einst in der deutschen Heimat erinnerte. An eine junge Menschenknospe, die gewachsen war an seinem eigenen Stamm — Martha. Und als er dann den Schlaf nicht finden konnte und noch stundenlang wanderte in der Nacht, da war und wanderte mit ihm — Marthas Schatten, Marthas Widerklang. —

In den nächsten Tagen vermied es Rust nach Möglichkeit, Maya zu begegnen. Aber auch das Mädchen war wie unsichtbar geworden. Einmal, eines Morgens, folgte ihr Rust von ferne, um zu sehen, wo sie bliebe. Da sah er denn, wie sie unten in der Wasserschlucht, dort wo der Fluß auf

die Waldwiese hinaustritt, ein kleines Boot vom Ufer löste, das einzige Andenken, das ihr aus dem großen Brande vor einem Jahre von ihres Vaters Gut und Erbe geblieben war. Längst wieder hatte sich inzwischen der Thalgrund mit frischem Grün ausgekleidet und selbst aus den Felsenwänden sproßten wie verjüngt die vorwitzigen Stämmchen junger Palmen auf. Langsam ruderte Maya den Fluß hinab. Erst durch die Wiese, dann durch den Wald und endlich über die Lagune hinüber. Rust, der im Thale ging, konnte auf dem verwurzelten Waldwege mit dem gleitenden Kanu nicht Schritt halten, und als er an den Strand gelangte, befand sich Maya schon jenseits des Gewässers. Sie fuhr drüben am Riffe das Ufer jenes niederen Eilandes entlang, das, nördlich der singenden Winde, über der Einfahrt liegt und die Insel der letzten Rätsel heißt. Dieser verlassene Streifen Erde, die Toteninsel der Simsinier, barg die Hügelstätte mit den irdischen Resten des erschlagenen Königs. Und seit Tutumas Tode war wohl keine Sonne mehr und kein Mond siebenmal auf- und untergegangen, ohne daß sie nicht einmal wenigstens die weite Fahrt gewagt und den Hügel des Vaters mit ihren Thränen bethaut hätte. Seit der Stunde jedoch der schmerzlichen Mahnung des geliebten Beschützers, da war kein Tag mehr gewesen, wo sie nicht dem Zuge ihrer Seele folgen mußte.

Unweit jener schwermütigen Insel ragt draußen im offenen Meere ein einsamer Fels aus der Flut, zu dem Maya, wenn es Wind und Wellen zu-

ließen, manchmal ihr Kanu zu rudern pflegte. Was sie dort suchte, wußte man nicht. Eine Blume, sagte man, die sich auf allen Inseln des Landes sonst nicht wiederfinde, wüchse auf dem Felsen oben, und diese Blume, die eine besondere Schönheit an sich habe, pflücke sie ab, um sie dem Vater auf das Grab zu legen. So zog auch heute wieder die rätselhafte Macht jener Blume Maya auf das Meer hinaus.

Rust hatte inzwischen die Anlegestelle erreicht und hier sein eigenes Boot bestiegen, eine flitzende kleine Dingy mit Naphthadampf, die kaum in zwei Minuten klar war und ihm fast täglich auf seinen Hafenfahrten diente. Als der Dampf in den Kessel zu strömen begann und langsam die Schraube anhob, gemahnend, das Steuer zu stellen, war es ihm zumute, als würde er sich erst in diesem Augenblicke einer unerklärlichen Unruhe bewußt, die doch schon in ihm war. Er schwankte, wohin er halten sollte. Dann entschloß er sich, nicht weiter dem Mädchen zu folgen und richtete seinen Kurs auf den Feuerturm. Da er schon einige Tage nicht mehr nachgesehen hatte, war es ganz gut, sich wieder einmal von dem Fortgang der Arbeit zu überzeugen.

Unterdessen hatte Maya schon die Durchfahrt zwischen den Inseln gewonnen und verschwand bald hinter den Buhnen. Wie immer bisher gedachte sie auch heute, die Fahrt nach dem Felsen zu einem Bade wahrzunehmen, das ihr, ganz köstlich hier und vor jedem Auge verborgen, mitten in der Brandung des Ozeans bereitet war. Zwischen

herabgestürzte Felstrümmer und Klippen genistet, lag die Stelle, die ihr erst kürzlich ein glücklicher Zufall entdeckt hatte, wie ein abgesteckter Lustplatz der Wellen. Es war eine vom Südsturm gewaschene Brandungshöhle, die ein östliches Joch des Felsens durchbrochen hatte, so daß das Meerwasser ungehinderten Durchzug fand. Ein Umstand, der auch sehr zur Sicherheit beitrug, weil die Badende durch kein zurückfließendes Wasser ein Herausspülen zu befürchten brauchte. Nach dem hinteren, westlichen Ausgange aber lag ruhiger Grund im Windschatten. Wenn in diese Felsenbadekammer tropfenvergoldend die Sonne schien und die flimmernden Wände den Azur des Ozeans und die Amethyste des Himmels magisch widerspielten, dann war es köstlich darin, wie in einem Märchengelaß der schönen Melusine. Heute aber, wo die Sonne hinter den Wolken zögerte und das wogende graue Wasserfeld nicht glitzerte und glühte, schien keine Meerfee zum Bade einzuladen. Maya, um sich zu vergewissern, ob sie auch von keinem Fischerkahn, keinem Perlentaucher beobachtet sei, ruderte, wie sie es immer zu tun pflegte, einmal erst um den ganzen Felsen herum. Wer malt sich ihr Erstaunen aus, als sie, um die Westecke biegend, fast versteckt in den Klippen ein Boot gewahrte, von einer Bauweise und Beschaffenheit, wie es ihr in ihrem ganzen Leben noch niemals vorgekommen war. Ganz aus dem Rohen eines einzigen riesenhaften Stammes gehöhlt und mit einem Mast versehen, der aussah wie aus der Wildnis

gerissen, führte es ein Mattensegel an Bord, das augenblicklich heruntergelassen über die Ducht lag und von einer ersichtlich unbeholfenen Hand aus frischgeflochtenen Pandanenblättern und wilder grüner Rinde grob zusammengestückt war. Die Seile, die es regierten, schienen Luftwurzeln zu sein und schlingende Lianen des Urwaldes.

Noch war Maya ihrer Verwunderung nicht Herr geworden, als ein gräßlicher Schrei, wie sie ihn schon einmal in ihrem Leben gehört und nie mehr vergessen hatte, die Luft erschütterte und ihr junges Herz mit der Angst des Todes erfüllte.

Dieser Schrei, dessen Hall wie Wetterdonner über das Meer rollte, erreichte Rusts Ohr in dem Augenblicke, als er die Leuchtturmstreppe herabstieg und schon im Begriffe stand, mit den beiden Bau- und Hafenwächtern zu Mayas Rettung die Dingy zu besteigen. Das war so gekommen. Der Hafenmeister (ein Deutscher namens Schmidt aus Ellerbeck) und der Turmwächter Pulu (ein eingeborener Simsine), hatten beide übereinstimmend um die dritte Morgenstunde eine Wahrnehmung gemacht, deren Meldung soeben Rust in einen Zustand der höchsten Erregung versetzte. Was sie gesehen, war folgendes. Aus der nördlichen Lagune hatte sich bald nach Untergang des Mondes der Riffpassage ein sonderbares Fahrzeug genähert, dessen buchtiges Riesensegel wie die gespenstische Fledermausschwinge eines ungeheuerlichen Kalongs durch die Nacht glitt. Sowie es die offene See

gewonnen hatte, hielt es auf den einsamen Felsen hin, hinter dessen Klippen es verschwand.

„Das ist der Malaye!“ hatte Rust gesagt. „Er will dort draußen den Sonnenuntergang abwarten und die Landbrise, die ihn auf immer von hier forttragen soll. Laßt uns ihm nachsetzen, ehe ein Unglück geschieht — Maya ist draußen!“

Die Wächter langten nach ihren Flinten, die in einer Mauerecke an der Treppe lehnten, und dann ging die Fahrt vorwärts.

Maya war vor Schrecken außerstande gewesen, weder zu fliehen, noch auch nur den leisesten Laut hervorzubringen. Das gelbe Tier, als das ihr damals, an dem Tage des Entsetzens, der Einäugige erschienen war, da stand es in satanischer Gestalt wieder vor ihr, wie die leibgewordene Vernichtung. Sie schloß die Augen, sie sah nicht, sie hörte kaum mehr, wie ein Opfer, das in sein Schicksal zitternd ergeben ist. Ach, im nächsten Augenblicke schon fühlte sie sich von dem Ungeheuer ergriffen, von seinen wie Zangen packenden Armen aus ihrem Kanu gerissen und in wilden Sätzen über drei, vier Klippen hinüber in den Einbaum getragen, wo sie das Scheusal auf die Ruderbank legte und mit Wurzeln festzubinden suchte. Schon wollten ihr, dem Erliegen nahe, die Sinne schwinden, als ein nahendes Geräusch auf dem Wasser den Malayen veranlaßte, von dem Mädchen abzulassen und sein Fahrzeug eilend aus den Klippen hinaus in die offene See zu stoßen. Maya, die sich mit ihrer letzten Kraft des Bedrängers erwehrt hatte, be-

nutzte diesen Augenblick, ihre Arme aus den Fesseln zu ziehen. Sie versuchte sich in das Meer zu stürzen. Der Gelbe jedoch erfaßte sie am Gürtel und band sie an den Mast an. Dann zog er das Segel auf.

Inzwischen hatte auch die Dingy ein Segel gesetzt und war auf eine Viertelmeile herangekommen. Schon erkannten deutlich die drei Männer die in Schlingen liegende Mädchengestalt, wie sie aufrecht in Schmerzen stand und ihr das reiche, schwarze Haar wie Seide im Winde flog. Gern hätten die Wächter dem frechen Räuber einen guten Gruß aus ihren Flinten zugeschickt, aber sie wagten es nicht, um das Mädchen nicht zu treffen.

Wie ein Vampyr strich das klafternde Fledermaussegel des Malayen lautlos über die Meeresfläche. Allein die besser genährte Dingy hatte einen heißeren Atem, und so verringerte sich der Abstand zwischen dem Entführer und seinen Verfolgern bald mehr. Kaum zwei Bootslängen noch trennten sie voneinander, als Orangbrani, der sich hinter dem Mädchen in vorsichtiger Deckung hielt, blitzgeschwind nach einem Gegenstand auf dem Boden des Kanus langte und ihn wütend in der Luft schwang. Im nächsten Augenblick kam ein Baumstück geflogen. Rusts wachsamem Auge indessen war die verdächtige Bewegung des Halunken nicht entgangen, und so hatte er durch einen scharfen Ruck des Steuers das Boot noch rechtzeitig vor dem fallenden Klotze herumgeworfen. Gleichzeitig aber krachten auch die Feuerrohre der beiden Wächter

los, freilich, infolge der heftigen Wendung, ebenfalls ohne zu treffen. Immerhin mochte jetzt Orangbrani von der Wehrhaftigkeit seiner Gegner eine Vorstellung bekommen und sich angesichts der eigenen Entblößung von Waffen von der Aussichtslosigkeit seiner Lage überzeugt haben. Genug, um die Verfolger von sich abzulenken, griff er zu einem Mittel, das noch teuflischer als verzweifelt war. Mit einem schnellen Schnitt seines Messers trennte er Mayas Fesseln entzwei, erfaßte die zarte Gestalt mit seinen ungeschlachten Händen an der Hüfte und schleuderte sie in das Meer.

Maya, sonst eine behende Schwimmerin, wäre unfehlbar untergegangen, wenn sich nicht Rust ihr nachgestürzt und sie im letzten Augenblicke, da sie eben noch einmal auftauchte, zu fassen bekommen hätte. Er legte ihr Haupt auf seine Brust und versuchte auf dem Rücken schwimmend das ihm von der Dingy zugeworfene Tau zu erhaschen, an dem er sich dann auch glücklich mit ihr heranzog. An Bord erst wurde er von den beiden Gefährten darauf aufmerksam gemacht, daß er aus einer Wunde im Rücken blutete. Der tückische Mordgeselle hatte ihm, als er dem Einbaum zu nahe gekommen war, einen Stich versetzt, dessen Gewalt glücklicherweise keinen edleren Teil verletzt zu haben schien, doch immerhin jetzt anfing, sich schmerzhaft bemerkbar zu machen. Nur den Bemühungen der Wächter um das besinnungslose Mädchen und dann um Rust, den sie verbinden mußten, hatte es der enteilende Schuft zu verdanken, daß man ihm nicht

noch zum Abschied einen Denkzettel auf den Pelz brannte.

In der Wasserschlucht unterhalb Rusts Hause hatte die Dingy angelegt. Maya, die inzwischen zu sich gekommen war, und auch Rust, obwohl er sich durch den reichlichen Blutverlust etwas ermattet fühlte, konnten beide ohne Unterstützung ihrer Begleiter den steilen Felsenweg zurücklegen. Noch am Abend kam dann der Schiffsarzt eines im Hafen liegenden fremden Dreimasters herauf und stellte bei Rust eine oberflächliche Verletzung des linken hinteren Brustfelles fest. Es war also immerhin eine Wunde von ziemlicher Tiefe. Der anfänglich nicht besonders Leidende hatte gemeint, seine Tätigkeit nicht unterbrechen zu müssen, und kaum das Gefühl seines Zustandes am anderen Morgen konnte ihn von der Unausführbarkeit dieses Wunsches überzeugen.

Am Abend des dritten Tages jedoch stellte sich Wundfieber ein. Maya pflegte ihren Retter mit der rührenden Hingebung einer zärtlichen Tochter. Sie ließ ihm in ihrem Lächeln nicht die Sorge ansehen, die hinter der scheinbaren Heiterkeit ihrer reinen Stirn um den geliebten Beschützer trauerte. Täglich brachte sie ihm schöne Blumen des Waldes. In der Morgenfrühe schon, wenn der Thau noch lag, und des Abends, ehe die Sonne ging, wiederum. Weiße und rote Blüten, seiner Seele wohlzutun, und alle prangenden Früchte des Sommers, ihm Lippen und Gaumen zu erquicken, wenn er verschmachten wollte im Fieberdurst.

Eines Mittags, als man den Kranken auf seinen Wunsch hin in den Garten unter den Schatten des Felsens getragen hatte, wo vom Waldsee herab das rauschevolle Wasser fällt, überkam ihn eine Müdigkeit und versenkte ihn in einen tiefen, wohltuenden Schlaf. Viele Stunden mochte er ruhig schlummernd und traumlos so gelegen haben, als sich eine schwere Schwelle von seiner Seele schob und aus der geheimnisvollen Tiefe des Unbewußten ein tönender Schatten schwebte — Marthas Schatten ... Marthas Widerklang .... Aber merkwürdig! Martha war Maya, und Maya war nicht Martha, die geliebte Tochter mehr, sondern Martha, die Frühgeliebte seiner Jugend, seines teuren Kindes Mutter! O schmerzliche Verwirrung!

Und nun war es ihm, als neige das schöne Bild sein dunkelumrahmtes Antlitz über ihn tief, als streife sein süßer Atem, wie wenn es ihn küssen wolle, die kaum gekühlte Glut seiner Wange, und wagte doch nicht zu tun, wozu es die Zärtlichkeit ihres Herzens trieb. Und dann fühlte ers deutlich, wie eine weiche, warme Hand die seine nahm und lindernd über sie hin heiße Thränen fließen ließ.

Er träumte und wußte, daß er träumte! Er wagte nicht, den letzten Riegel vor der Wirklichkeit zu sprengen und das zarte Spinngeweb der Einbildung von der noch traumestrunkenen Seele zu reißen. Und als er endlich doch die Augen aufschlug, da war der holde Zauber verflossen. Aber ein vergessen Thränlein auf der Hand noch zeugte von einem Schmerze, der wirklich und wahrhaftig

war... O Bild des Kummers, in den Traum gemischt, lieblich war deine Täuschung, qualvoll das Erwachen!...

Alles wußte er nun. Die ganze Innigkeit einer jungen Seele lag vor ihm ausgebreitet wie der reine Spiegel eines Wassers. Wie das Antlitz dieser Thräne. Aber, wenn es ihn auch beglückte — durfte er das Wunder glauben? Lange hatte ihr Herz verwaist gestanden. Und nun sie wieder einen Schirmer und Schützer, ja mehr als das, einen väterlichen Freund gefunden, was war natürlicher, als daß das unerfahrene Kind, dessen Herz sich noch nicht erkannt hatte, die Zärtlichkeit einer dankbaren Seele in ihrem Mädchengemüt mit der erwachenden Liebe des jungen Weibes verwechselte? Was war verständlicher, als daß sie den verwaisten Schatz ihres Herzens auf den übertrug, der heute die Stelle des geliebten Vaters einnahm?

Ja, er war noch jung. Sein Leben war wie in einem Brunnen gestählt, der ewige Jugend zu verheißen schien. Aber in diesem unverwüstlichen Jünglingskörper, der, kaum genesend, schon den Göttern wieder trotzte, wohnte keine junge Seele mehr. Eine Seele, die schwer geworden war von ungeweinten Thränen. Konnte diese noch die Brücke finden? Die Brücke zu dem Lachen eines holden Sonnenstrahles? Zu den Flügeln dieses jungen, frohen Menschenkindes?...

Der Brand war von seiner Stirn genommen, nun war ein anderer Brand dafür in sein Innerstes getan. —

Am andern Morgen kam der arme Sylvester. Schon mehrere Tage hatte er sich nicht mehr sehen lassen, und er wäre wohl auch heute fern geblieben, hätte ihn nicht die Sorge um Rust geführt. Vor einer Stunde erst waren ihm die Ereignisse der vergangenen Woche zu Ohren gekommen. Rein zufällig, denn seit einiger Zeit schon hatte er angefangen, den Menschen aus dem Wege zu gehen. So fand ihn auch Rust heute in einem Zustande der tiefsten Niedergeschlagenheit. Nur die aufrichtige Freude, daß er seinen Wohltäter auf dem Wege der Besserung sah, lenkte ihn für Augenblicke von den eigenen Schmerzen und erhellte seine Züge mit einem Lächeln.

„Guter Junge," drückte ihm Rust die Hand, „was betrübt dich einmal wieder?"

Ein stummer Blick, in dem sich feucht erglänzend hilfloses Leid ausdrückte, war die ganze Antwort.

„Ich bitte dich, was hast du, mein Sohn? Komm, setz dich zu mir!"

„Ach, mein teuerster Beschützer, mein bester, mein einziger Freund, wenn ich Sie nicht besäße, diese gütige Hand nicht, die mich immer und immer wieder hält und richtet, ich wüßte nicht! Wo mein Fuß auch wandelt in der Welt — ich bin verflucht, ich bin geächtet, ein Verfehmter bin ich, ein Verlorener!" so stammelte der Jüngling fassungslos.

Ruhig und mild fiel der Blick des Freundes auf den Unglücklichen. „Was ist es, Sylvester?"

„Ich muß fort von hier — weit, weit von hier,

wo mich gar niemand kennt — ich weiß nicht, wohin!..."

Lange dauerte es, bis ihn Rusts liebevoller Zuspruch soweit beruhigt hatte, daß er erzählen konnte, was vorgefallen war. Das ganze Unglück war daher gekommen, daß der ehemalige Schiffskoch der Kleopatra, der jetzt eine Matrosenwirtschaft in Rusthafen betrieb, sein Rust gegebenes Versprechen, über das Geheimnis von Sylvester Schweigen zu bewahren, gebrochen hatte. Als in jener Hafenschenke unlängst die Rede einmal auf den fremden Jüngling gekommen war, hatte der geschwätzige Wirt, der sich gern ein bißchen tat vor seinen Gästen, den Aufhorchenden zum besten gegeben, was es eigentlich sei mit dem Franzosen. Er selber, er mit eigenen Augen, habe es gesehen, wie dieser wälsche Hahn, ein halbes Nestputt noch, wie ein schwerer Galeerensträfling auf dem holländischen Kriegsschiff nach der Freiheit geschmachtet habe. Ohne mit diesen Reden gerade eine niederträchtige Absicht verfolgt zu haben, hatte die gedankenlose Unvorsichtigkeit des Wirtes doch die allerübelsten Folgen für den armen Menschen heraufgeführt und die wohlwollenden Gefühle, die man bis dahin Sylvester entgegengebracht, nun in Mißtrauen und Abneigung verwandelt. Und da niemand wußte, was sein Verbrechen gewesen, so witterte man schon alles mögliche und es gab bald kaum noch eine Todsünde, die man argwöhnend ihm nicht zugetraut hätte. Nur die Kinder allein, die Tiere und die braunen Menschen, mit denen allen Sylvester

immer gut Freund gewesen, bewahrten ihm ihre Liebe.

„So kämpfe ich mit Schattengebilden," hatte Sylvester seine Leidensklage geschlossen, „mit wesenlosen Schatten, die man nicht fassen kann! Einen Meuchler hab ich umgebracht, dessen Giftwaffe die Zunge war, und konnte doch nicht diese Zunge mit ihm töten! O diese verruchte Zunge, die mit heimlichem Geifer mein Leben zerstörte, die, aus dem Grab sich noch erhebend, ihren mörderischen Hauch mir nachschickt. Javelin hat meine Seele getötet, ich nur seinen Leib, ich weiß nicht, wer schlechter war."

Erschöpft sank Sylvester auf die Felsenbank zurück, die sich neben Rusts Lager unter dem Wasserfalle befand. Der Freund ergriff seine Hand und hielt sie fest. „Oh, ich kenne das Mißtrauen," sagte er nach langem Schweigen nachdenklich, mit leiser und bewegter Stimme, „wer hätte es nicht erfahren in seinem Leben! Selbst kein Eichbaum hat Wurzeln, die so stark wären wie dieses Kraut Unausrottbar des Mißtrauens. Das Auge eines mißtrauenden Menschen ist wie mit einer trüben Glashaut überzogen, die nun immer den Gegenstand ihrer Betrachtung in ihrer Färbung sieht, jede Handlung, jede Äußerung eines Menschen, und sei sie noch so edel und erhaben sogar, immer in die trübe Milch ihres Lichtes taucht und umdeutet. Kein Mittel giebt es gegen das Mißtrauen, wenn es erst eingewurzelt ist."

„Und darum muß ich fort von hier!“ seufzte Sylvester aus tiefster Brust herauf.

„Nein, mein Sohn, darum mußt du nicht fort, hast du nicht auch väterliches Verstehen und Liebe hier gefunden? Was aber deine weniger guten Erfahrungen mit den Menschen anbelangt, so laß es dich nicht weiter anfechten. Gegen die Lästerzungen besonders giebt es eine gute und vornehme Rache, und das ist die, ihre geheime Achtung zu erzwingen.“

Mit der zähen Beharrung, die dem Trotze der Leidenschaft eigentümlich ist und die nach tausend guten Gründen und Einwänden der Vernunft doch immer und immer wieder auf den einen Punkt zurückkommt, wiederholte Sylvester mit einer durch nichts zu erschütternden Festigkeit seinen einmal gefaßten Entschluß. „Und doch — und doch,“ sagte er, „meines Bleibens hier ist nicht mehr ... es liegt auch tiefer noch —“

Er hatte bei diesen Worten einen flammend roten Kopf bekommen und brach mitten im Satze seine Rede ab.

Rust sah ihn aufmerksam an. Dann sagte er: „Ich sehe, Sylvester, daß ich dich nicht halten kann, so will ich auch keinen unnützen Versuch weiter machen, dich umzustimmen. Wohin gedenkst du nun dein Lebensschifflein zu lenken und was willst du beginnen in der Welt?“

„Das ‚Wohin‘, das weiß ich noch nicht,“ antwortete Sylvester, „das ‚Was‘ macht mir wenig Kummer. Mit meiner Kunst schlag ich mich schließ-

lich durch das bißchen Ende Welt, was mir noch freigegeben ist, schon durch."

„Daran zweifle ich nicht", entgegnete Rust. „Allein ich erinnere mich, du sagtest mir einmal, wie sehr du es bedauertest, so wenig von der Kunst des Tonsatzes zu verstehen, und daß dem musikalischen Schöpferdrange in dir infolge dieses Mangels die rechte Flugkraft unterbunden sei. Was meinest du nun, Sylvester, wenn wir dich erst einmal auf ein, zwei Jahre auf die hohe Schule der Musik nach Brüssel schickten, dort den Kontrapunkt und Generalbaß zu studieren? Ich denke, dann müßte doch ein ‚Kerl' aus dir werden, an dem man seine Freude doppelt haben könnte!"

Mit aufgetanen glänzenden Augen wie ein erstaunendes Kind sah Sylvester auf Rust und wußte keinen Ton zu sagen. Und als er schließlich ein paar einfache dankbare Worte erglühend fand, wehrte ihm Rust lächelnd: „Siehst du, mein Lieber, wenn einer einen Diamantberg gefunden hat, da begreift es ein jeder und findet es selbstverständlich, daß man nach dem Schatze erst schürfen muß. Warum nicht auch, wenn mal einer die demantene Ader im Kopfe hat? Du wirst, dessen bin ich gewiß, noch vielen Freude bringen und dir selber den Frieden!"

Bald nach diesem Gespräche verabschiedete sich Sylvester mit einem so glücklichen Gesicht, wie sich Rust kaum erinnerte, schon einmal an ihm bemerkt zu haben. Auch in sein eigenes, qualergriffenes Herz hatte das Bewußtsein, einem guten Menschen

wohlgetan zu haben, ein Tröpflein Balsam fallen lassen.

Dagegen hatte sich Mayas eine noch tiefere Traurigkeit bemächtigt. Sie war an diesem entscheidungsvollen Morgen aus der Ferne unfreiwilliger Zeuge der Begegnung zwischen Rust und Sylvester geworden und sie hatte, ohne auch nur ein einzig Wort von dem, was gesprochen wurde, verstehen zu können, doch an den verzweifelten Gebärden Sylvesters einen Kummer abgelesen, der entsetzlich sein mußte. Ihr ja schon im bloßen Anblick so unerträglich, daß sie es nicht erleiden mochte und sich abwendete. Weichgeschaffen, wie ihr gutes Herz war, fühlte sie innigstes Mitleid mit dem Unglücklichen und sie konnte eine Thräne ihres Mitgefühls ihm nicht versagen. Als sie dann am Abend wie immer ihrem geliebten Kranken einen duftenden Strauß weißer Blüten brachte, sah ihr Auge, das geweint hatte, hernieder. Doch sie fragte nicht und verbarg ihre Bewegung im Herzen.

Wenige Wochen hierauf nahte der Tag heran, da es für Sylvester von allen, die ihn lieb hatten, Lebewohl zu nehmen galt. Schon wiegte sich der wiedergekehrte Sperber, der in unserem alten Tim Rafter einen neuen Kapitän erhalten hatte, auf den blauen Wassern der Lagune, klar zur Abfahrt. Rust, der inzwischen völlig genesen war, hatte zur Feier des Abschiedes von den beiden lieben Freunden, dem alten und dem jungen, am Abend zuvor im Berghause ein kleines Fest veranstaltet, zu dem auch noch ein paar vertrautere Bekannte aus Rusthafen

mit ihren Frauen und Töchtern geladen waren und von Mayas Freundinnen zwei der angenehmsten und vornehmsten Mädchen aus Siniam.

Dieser Abend, manchem unvergessen geblieben, war übrigens nicht nur einem wehmütigen Abschied geweiht: er hatte zugleich auch den heiteren Glanz eines Freudenfestes erhalten und galt einer Glücksbotschaft, die diesmal, ganz unerwartet, der Sperber mitgebracht hatte. Die Nachricht nämlich von der bevorstehenden Ankunft von Rusts Kindern Rasmus und Martha! Die Erfüllung einer jahrelangen Sehnsucht, leider erkauft freilich mit einem Tröpflein Wermut auch, da Rasmussens alter Vater das Glück seiner Kinder im fernen Meere nicht mehr teilen konnte, er hatte schon sein Ziel gefunden. Das Schiff, das sie alle, die Geliebten, bringen sollte, die schnellsegelnde Miranda, war nur drei Wochen später als der Sperber von Hamburg abgefahren, so daß schon mit dem nächsten Vollmonde, frühestens aber Ende April, seine Ankunft zu erwarten stand.

Die farbigen Lichter der Papierlampen, die die Dämmerungen des Gartens mit mildem Schimmer füllten, begannen schon tiefer zu brennen, als aus dem Hause Maya trat, mit Sylvesters Geige in der Hand. Sie war von den Gästen gebeten worden, zu tanzen, allein vergebens. Jetzt überreichte sie mit einem bittenden Blicke das tönende Kästlein mit dem Wunderbogen dem Scheidenden. Sylvester nahm beides aus ihrer Hand entgegen und antwortete leise: „Tanze, Maya, ich werde spielen."

Maya sah fragend ihre Gefährtinnen an. Zu-

stimmend legten diese die Hand auf die Brust, worauf sie alle drei eine weiße Matte aufrollten und vor dem errichteten Zelte mit Anmut ausbreiteten. Auf diesem Teppich stellten sie sich auf. Maya, schlank wie eine Arekapalme, in die Mitte. Ihre Arme und Handgelenke gürteten heute kostbare Spangen von Schildpatt, während ein breites Irisband aus edler Perlmutter, das wechselnd gefeldert war mit dem matteren Glanze echter Perlensätze (die schimmernde Geburtstagsgabe ihres gütigen Schützers) mit opalisierendem Farbenspiele um die schneeige Lavalava verlief. Ihr Haupt schmückte wie immer eine einzige weiße Blume.

Aller Augen, wie im Bann, waren auf sie gerichtet, und es hatte Sylvester einen Augenblick lang das Gefühl, als wären alle diese Blicke verzaubert und schauten sie von jenem Tage schon an, da er sie, tanzend, zum ersten Male sah.

Auch ihre beiden Gefährtinnen, Amray und Mabe, waren artige Erscheinungen, die schönsten Mädchen des Dorfes, allein neben Mayas schmerzlicher Lieblichkeit konnten sie nicht bestehen. Gerade das Nebeneinander dieser drei sonnengesunden herrlichen Geschöpfe zeigte es deutlich, wie die siegende Schönheit doch immer erst dann erscheint, wenn sie durch das innere Feuer einer Seele ging, die sie erglühte. Schon die natürliche edle Haltung, die Mayas Haupt bewahrte, nicht weniger wie ihr Körper und Gang, gab ihr den Vorzug vor allen anderen Töchtern des Landes. Und dann war es wohl der Reiz des nicht Bewußten an ihr, des edelsten

Mädchenstolzes und Schmerzes, der verklärt von der Anmut der Jugend, wie ein feiner Hauch auf den schönen Zügen lag.

Sylvester, der sie, wie so manchmal, immerzu nur hatte ansehen müssen, seufzte und griff in die Saiten. Im Osten draußen, auf einer Silbersee, schwamm die südliche Mondsichel. Kam, mit den beiden Hörnern nach oben gehoben, wie ein offener Nachen herauf und streute ihre Lichtkörnerfracht über Welt und Menschen herab. Ein leiser Ton erzitterte und vermischte sich mit den Wohlgerüchen unsichtbarer Blumen dem lauen Westwind, der von den Wäldern herab nach dem Meere strich.

Der Tanz begann.

Der sogenannte Mondentanz.

Anfangs nur ein gehaltenes Neigen und Beugen, schmachtendes Wiegen und Biegen, bald des Hauptes, bald der gelenken Gliedmaßen und des ganzen Körpers, ward allmählich die Bewegung lebhafter. Es schien sich darin eine sanfte Leidenschaft auszudrücken, die zwischen Hoffnung und Enttäuschung, Sehnsucht und Entsagen, gleichsam mit sich selber rang. So war es ein schwankender Kampf, dessen sehnsüchtig Andringen, Stürmen und wieder Zurückweichen beständig zu- und abnahm wie die wechselnde Lichtgestalt des Gestirns der Liebe, die sein Symbol ist. In diesem Kampfe schien Maya mehr die leidende Entsagung und Mäßigung auszudrücken, während ihre Gegenspielerinnen — sei es, weil es das Spiel so wollte, sei es aus wirklicher Leidenschaft heraus oder auch

gar vielleicht, weil sich in ihrem Feuerblut die Wirkung des genossenen Palmweins bemerkbar machte — zuletzt, im Zeichen der Vollmondflut, am Taumel einer rasenden Erregung anlangten. Die die Erschöpften bald zwang, mit einem Schreie den Tanz zu beenden. Selbst diese übertriebene Steigerung des Spieles gegen den Schluß hin hatte aber nichts Beleidigendes für den guten Geschmack, weil die Empfindung echt war und der Anstand immer gewahrt blieb.

Die Lampen waren schon niedergebrannt und die Gäste gegangen, als noch einmal Sylvester zu seiner Geige griff.

Das Mondlicht floß auf ihren Saiten.

„Beethoven!“ hatte Rust gesagt.

„Beethoven!“ Sylvester geantwortet.

Und er spielte Beethoven! Spielte ihn wie in seinem ganzen Leben niemals noch, denn der Einsatz, um den er spielte, war die heimlich Geliebte! Mit dem Nachtgesang des Windes, mit dem Brandungsdonner des Meeres, als der Sehnsucht Unterstimmen, sang die Geigenseele — Maya! ...

Tief erschüttert stand Rust.

„Ein Mensch,“ sagte er, als Sylvester geendet hatte, „ein Mensch, dessen Seele so Unsterbliches geboren, wie dieser Töne Macht, ein Mensch, der diese Klang gewordene Unendlichkeit durch seine Seele wandern ließ und wieder auferstehen — der selber könnte endlich sein? Niemals! Niemals! Er ist der Künder der Unsterblichkeit der ganzen Gattung der Lebendigen!“

So fand Rust in einer einfachen, aber gottgeborenen Melodie die Gewähr unserer Unsterblichkeit. So klingt im Schmerze die Erlösung schon! So trägt mancher Mensch in der Tiefe seiner Brust schwer an Steinen, die vielleicht kaum für schlechte, schwarze Kohlen angesehen werden und doch Diamanten sind. Kristallene Thränen seiner Seele.

Aus der Tiefe mußt dus holen! —

Und Maya?...

An Sylvesters Wange hatte ein Duft geweht von dunklem Mädchengelock. Sie war hinter ihn getreten und hatte die Töne mit ihrem Herzen aufgetrunken. Der tiefe Zwiespalt in ihr drohte ihre Brust zu sprengen. Sehnsucht füllte ihren Busen, Thränen ihre Augen — ach, sie wußte nicht, wie ihr geschehen war ... in dieser Stunde war ihre Seele erwacht!

Und dann ging Sylvester.

Wer es wüßte, auf wie lange hin! Oh, wer es wüßte, ob auf immerdar!

Als er zu ihr kam und herantrat zu ihr, Lebewohl zu sagen, zitterte sie. Ihre ergriffene Stimme bebte und sie konnte weiter nichts hervorbringen als das eine gestammelte Wort: Aloha oe! Das heißt, ich denke dein!...

In der Morgenfrühe, ehe noch die Sonne ihr gläsernes Haus verließ, hatte der Sperber den Anker hochgezogen. Bis zum Leuchtturm gab ihm Rust das Geleit noch. Lange vorher schon aber war Maya hinausgerudert zu dem einsamen Felsen im

Meere. Unter der Palme auf seiner Höhe stehend, wartete sie, bis das Schiff vorübergeglitten und die letzte Mastspitze von ihm hinter dem großen Wasserberge versunken war. Lange noch sah sie den Geliebten winken und gab ihm mit ihrem Tüchlein das gleiche Zeichen, bis nichts mehr übrig war von ihm als die letzte Spur des Schiffes auf der grauen Meeresfläche. Dann fuhr sie heimwärts. —

Mayas Wandlung, von Rust vorausgesehen, war ihm nicht entgangen. Er freute sich dieser Wendung aufrichtig. Wohl gab es Herzblut dabei, und es hat gerissen! Drei Tage und drei Nächte lang rang er mit seinem Schmerze, bis er ihn gefesselt hatte. In der dritten Nacht danach brach ein furchtbarer Sturm los, der ihn mit Sorge erfüllte um das Schicksal seiner Kinder auf dem Meere und seiner Freunde draußen. In jener Nacht — keine Seele wachte mehr, es brannte kein Augenlicht — wanderte er lange noch in den Wäldern und Bergen herum. Und mit ihm wiederum ging — Mayas Schatten, Marthas Widerklang! ...

Sein Weg führte ihn nach Norden hinauf, nach Süden herab, bis er endlich in die Nähe des Weihers kam. Dort, oberhalb der Terrasse hinter seinem Hause, erhebt sich über dem Wasserfalle eine Felsenhöhe, deren Rücken und Fortsetzung am Flüßchen entlang an die Kesselwände anschließt, die den Waldsee umgeben. Auf dieser mit schönen Mangobäumen und Palmen bestandenen Höhe, von der herab das Auge des Beschauers eine fast

unbegrenzte Fernsicht über das Meer genießt, hatte Rust an manchen schönen Abenden mit den Kindern gesessen, die Kühlung der Nacht zu erwarten und den Schimmer der Gestirne. Heute suchte er den Weg, um auszuschauen, ob in der monderhellten Wasserwildnis draußen kein Schiff zu sehen wäre. Bis auf hundert Schritte etwa hatte er sich dem Gipfel genähert, da kam ihm eine weibliche Gestalt entgegen, die, wie er bald erkannte, Maya war. Als sie ihn wahrnahm, wollte sie sich verbergen, denn sie schämte sich der Stunde. Doch er rief sie bei ihrem Namen an. „Komm, meine liebe Tochter, und fürchte dich nicht. Du gehst nach deines Vaters Hause, wo bist du besser geborgen, als bei mir?"

Schluchzend nahm das Mädchen seine Hand und ließ sich von ihm führen bis an ihre Türe. Das war das einzige Mal, daß sich ihre Schmerzen begegneten. Schweigend. Noch in mancher Nacht aber, wenn die Dunkelheit kam und die Menschen stille wurden, ging durch die Thäler der Sehnsucht ein klagender Mädchenruf ... Sylvester ... Sylvester! ....

Achtes Kapitel.

Rasmus und Martha.

Der Mai, der die Miranda bringen sollte, war gekommen. Das Ende der Regenzeit, das mit dem südlichen Herbstende nahe zusammenfällt, kündete durch wochenlang anhaltende Weststürme den be-

ginnenden Winter an. Es ist dies zwischen den Wendekreisen jene gefährliche Zeit des Jahres, wo der wiederkehrende Passat sein altes, verlassenes Windbett vom vergangenen Frühling und Winter her von neuem aufsucht und es nun eingenommen findet von nördlichen und westlichen Winden. Wenngleich der Zusammenprall der feindlichen Luftmassen stets mit dem Siege des Passatwindes endet, so geschieht es doch nicht ohne vorangegangenen Kampf unter oft schweren Stürmen und Orkanen. Auch in diesem Jahre, nur um einige Wochen verspätet gegen sonst, schien sich ein Gewaltausgleich der Elemente in dem Wind- und Wetterwinkel vorzubereiten.

Es war am 4. Mai, kurze Zeit vor Sonnenaufgang, als Rust eine Morgenröte wahrnahm, deren ungewöhnlich tiefes Karmin trotz der beginnenden Trockenzeit Regen und Sturm kündete. Die morgenstündliche Windstille wich später als sonst einer lebhaften Brise vom Meere her, die von Stunde zu Stunde immer mehr auffrischte. Es war ein steifer Nordost, der bald über Norden und Westen herumging. Am spätern Nachmittage dann machte sich nordnordöstlich eine verdächtige fahle Klärung bemerkbar, während gleichzeitig eine beklemmende Schwüle sich verbreitete. Alles unverkennbare Vorzeichen der herannahenden Wetterwende. Es dauerte denn auch gar nicht lange mehr, bis der Sturm losbrach. Schon warf das verfinsterte Meer die ersten Orkanseen gegen den Turm der Windinsel. Um das umwogte Gemäuer schossen

und flatterten erschreckte Schwärme geisterhaft weißer Tropikvögel, und die beschwingten „Fürsten des Sturms“, braune, klafternde Fregatten, erfüllten mit ihrem Geschrei die Lüfte.

Die Furcht der Tiere vor etwas Drohendem, das die entfesselten Elemente zu brauen schienen, teilte sich auch den Menschen mit. Selbst Rust, dessen jahrealte Sehnsucht die Zeit nicht mehr hatte erwarten können, wo er seine Kinder in die Arme schließen würde, fühlte sich plötzlich von der Angst befallen, daß sie, draußen auf dem tobenden Meere, jetzt ihm nahe sein könnten. Er hatte oben, in der Glaskammer des Turmes, gerade mit eigener Hand zum ersten Male das neue Leuchtfeuer angezündet, als ein dumpfer Kanonenschuß von der See her ein Schiff in Not verkündete. Ehe noch ein zweiter und dritter Schuß gefolgt war, flammte auf dem Meere ein Feuerzeichen auf und zeigte den segelentblätterten stolzen Rahenbau einer in den Wellen kämpfenden Brigg. Nach der Lage des Schiffes und seiner Lastigkeit nach achtern zu urteilen, mußte es entweder mit dem Vorderschott auf eine in den Karten nicht verzeichnete neugebildete Bank aufgefahren oder im hinteren Laderaum aus sonst einer Ursache leck gesprungen sein.

Der Minutenzeiger war nur wenig erst weiter gerückt, als man schon das schwere große Rettungsboot in der Brandung arbeiten sah. Mit Rust am Steuer und zwölf ehemaligen Matrosen der Kleopatra, seiner ständigen Besatzung, an den Riemen, ging es gegen die schäumenden Seen auf, die sich

mit brüllender Wut am Winde brachen und stürzend überwarfen. Aus dem Getöse des Meeres hallte schon von weitem das Geschrei der Schiffbrüchigen herüber, Frauen- und Kinderstimmen.

Es waren die nachgeholten Schwestern und Bräute, Gattinnen und Kinder vieler nun eingewohnten Rusthafener. Wie ein Rudel verängsteter Rehe hatten sich diese Armen auf dem hochgeschobenen Vorderdecke zusammengedrängt und erwarteten das Ende. Frauen, die ihre Männer bei sich hatten, umschlangen diese und sahen ihrem letzten Stündlein anscheinend gefaßter entgegen. Eine besonders unter ihnen — sie hatte ein weißes, leichtes Musselinkleid an —, ein blankes, hübsches Weib von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren etwa, lenkte durch ihr rührendes Beispiel mütterlicher Liebe und Standhaftigkeit manches Auge auf sich, das schon die Nacht suchen wollte, und ließ auch harte Seemannsherzen nicht unbewegt. Auf einem Taugewinde sitzend, hatte sie ein Knäblein an der Brust, und selbst die eigene Todesnot konnte sie ihres verlangenden Lieblings nicht vergessen machen. Das Leben forderte sein Recht bis zum letzten Atemzuge.

Von der Kapitänsbrücke über das Kajütendeck her trat zu der Stillenden — einen kleinen Knaben an der Hand — ein jüngerer Mann heran, dessen männlich gebräuntes Gesicht durch einen angenehmen Ausdruck der Offenheit darin von vornherein für sich einnahm. „Martha," sagte er zu der jungen Mutter, „ich habe mit dem Kapitän gesprochen. Die

Gefahr ist nicht so groß, als es den Anschein hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir auf das Wrack eines untergegangenen Schiffes geraten, ohne jedoch einen ernstlichen Schaden dabei genommen zu haben. Nur das vorderste Schott hat ein kleines Leck erhalten und ist vollgelaufen, sonst aber ist das Schiff unversehrt. Mit der Flut, die in anderthalb Stunden einsetzt und um 1 Uhr nachts ihren Höhestand erreicht, hofft der Kapitän, wenn das Schiff bis dahin aushält, wieder abzukommen und den schützenden Hafen zu gewinnen."

Diese beruhigenden Worte verfehlten nicht, auf die zagenden Gemüter der Herandrängenden ihren Eindruck zu machen und sie mit neuer Hoffnung zu beleben. Wie ein Sonnenhusch ging es über das Angesicht der jugendlichen Mutter und ihr glückliches Lächeln fiel auf den kleinen Nimmersatt herab, der nun besänftigt an der Mutterbrust eingeschlafen war.

Indessen jedoch wurde das Rasen der Brandung um das Schiff herum immer schlimmer. Über das in das tiefere Fahrwasser abhängende Achterdeck gingen unausgesetzt die Sturzseen hinweg, und das Knarren und Krachen der Masten erfüllte von neuem die Herzen mit Schrecken. Alles drängte nach der Back hinauf, und einige gar, die klettern konnten, banden sich oben in den Wanten und Webeleinen fest.

Da trat der Hochbootsmann heran: „Der Kapitän hat befohlen: Alle Frauen und Kinder, die Männer, soweit in den Booten der Platz reicht, sollen das Schiff verlassen!"

Schon sah man die Matrosen an den Davits dabei, die Boote auszuscheeren, während andere Ölfässer in das Meer entleerten, um die Wellen etwas niederzuhalten.

Die vier großen Boote waren schon alle mit Frauen und Kindern vollgefüllt und glücklich abgestoßen, als auch die Reihe an die jungen Ehegatten kam — Rasmus und Martha!

Ein Matrose stieg zuerst hinunter und nahm Rusts Tochter in Empfang. Dann folgte, ihr Jüngstes auf dem Arme, der Vater nach, während der ältere Knabe, der dreijährige kleine Ub, an der Hand des Bootsmannes oben noch an der Reeling mit den Nächsten harrte. Rasmus, nachdem er den kleinen Schläfer in die Arme der Mutter zurückgelegt hatte, wollte nun auch das ältere Söhnchen holen, als ihn der Matrose zurückhielt: „Dat lot mi man maken, min Fot is beter up as din!" Damit war er schon wieder an der Pforte oben und empfing den Jungen aus der entgegengestreckten Hand.

In diesem Augenblick geschah es, daß, an der Schiffswand entlang rollend, eine mächtige Welle kam, die das Boot glattweg von den Enden kappte und auf ihrem Rücken davontrug. Da Ebbe war und der ablandige Wind über Norden ging: in das dunkle, weite Meer hinaus. Noch sahen Rasmus und Martha, wie der Matrose mit ihrem andern Kinde auf der Fallreepstreppe aus den Wassern tauchte und an Bord des Schiffes zurückgezogen ward, dann nahm sie die Finsternis auf.

Sämtliche Boote mit allen Frauen und Kindern erreichten, von dem Leuchtfeuer geleitet, glücklich den rettenden Strand, während die übrige Mannschaft (mit Ausnahme des Kapitäns, des Steuermanns, des Maschinenmaates und zweier Heizer, die an Bord zurückblieben) wenige Minuten später vom Rettungsboote des Hafens geborgen wurde. Das Schiff selber hatte vier lange Stunden noch den Sturm der Wogen über sich ergehen zu lassen, aber seine Rippen hielten stand. Als dann nach Mitternacht die schwellende Neumondflut es langsam höher zu heben begann, gelang es auch ihm zuletzt, aus der Umklammerung des Wrackes loszukommen und den schützenden Hafen zu erreichen. So sollte das dort vor Jahr und Tag versunkene Seeräuberschiff (die Untersuchung des Wracks stellte tatsächlich fest, daß es die Reste der Malayenprau waren) das Unheil, das es selbst in der Vernichtung noch stiftete, wenigstens nicht vollenden.

Nur die beiden Menschen, die Rust die teuersten waren, blieben aus, kamen nicht. Nur sie mit ihrem Kindlein, da sie ihm nun so nahe waren, schien das Meer als Opfer behalten zu haben. Nach dem furchtbaren Sturme der Nacht ging am andern Morgen zum ersten Male wieder die Passatsonne auf, allein die unendliche Meeresfläche, die ihre Strahlen beleuchteten, offenbarte nichts als Wasser und Wellen, vom Winde befahren. Die Schiffs-, die Hafenboote, die sie nach allen Richtungen der Windrose tagelang absuchten, kehrten unverrichteter Dinge wieder.

Rasmus und Martha, in der ersten Nacht, die sie in ihrem schwanken Schifflein auf dem schrecklichen Meere verbrachten, hatten sehr unter der Nässe zu leiden und dem unaufhörlichen Auf und Nieder der Wellen, die wiederholt über ihnen zusammenschlugen. Nur dem Umstande, daß der Mann so vorsichtig gewesen war, sie auf ihren Sitzen festzubinden, mochten sie es zu danken haben, daß keine dieser Wogen sie mitnahm. Jedesmal jedoch, wenn das Wasser über sie kam, glaubten sie, nun wäre das Ende, und fast verwunderten sie sich dann, daß sie lebten. „Es ist mir völlig ein Rätsel," sagte Rasmus zu seinem jungen Weib, „wie es geschehen mag, daß wir unter dieser Wassermacht immer wieder aufkommen. Es muß ein Wunder dabei sein." Währenddessen schöpfte er unaufhörlich mit einem Segeltucheimer das hereingelaufene Wasser über Bord.

Gegen Morgen dann, als der Tag sich rötete und die Erregung des Meeres etwas nachzulassen begann, sahen sie erst die eingebauten Luftkästen in ihrem Boote, die es wie ein Stehaufchen immer wieder hochgebracht und wohl auch durch ihre Anordnung vor dem Kentern bewahrt hatten. „Ach, da haben wir auch süßes Wasser, meine Liebe, ein ganzes Tönnchen voll, und Schiffszwieback, sieh doch, ein ganzes Kistchen die Fülle," rief Rasmus freudig, als er hinter dem Heckverschlage das kleine Proviantkämmerchen entdeckte, wie es heute mit seinem „eisernen Bestand" an Nahrungsmitteln und Werkzeugen jedem Rettungsboote beigegeben ist.

Wäre nicht die Ungewißheit über das Schicksal des kleinen Ub gewesen, die ihre Gedanken mit Traurigkeit erfüllte, so hätten sie jetzt wieder frohgemut sein können. Auch das Hemdeläuterchen, an der warmen Mutterbrust geborgen, hatte die Nacht glücklich überstanden und lachte nun schon wieder aus seinen blanken, blauen Augen heraus.

Als es bald wärmer wurde und die Sonne, als wollte sie nun alles wieder gutmachen, goldene Küsse herabbrannte, entkleidete Martha den kleinen Liebling, spülte sein Hemdchen und Röcklein im klaren Meerwasser durch und breitete die Stücke zum Trocknen dann über ein Kabelgarn aus, das Rasmus zwischen ein Paar festgesteckte Spieren quer über das Boot gespannt hatte. Ein dahinschwimmendes süßes Bild des Friedens in der wogenden Unendlichkeit des furchtbaren Ozeans. In der unermeßlichen, unausdenklichen Meeresöde zwei flimmernd flatternde Fähnlein des Lebens.

Ein Gefühl der Sicherheit, eines ruhevollen Glückes beinah, überkam sie nun mehr und mehr, und das einzige wohl, was ihnen im Augenblick noch mangelte, war eigentlich nur ein Streifen Schatten vor der Sonne. Ein großer kleiner Übelstand, dem mit einem guten Stück Karreltuch aus dem Gatt bald abgeholfen war. Nach Art eines Sonnensegels über einige gegenüberstehende in den Dollen befestigte Spieren gezogen, gab es ein Gezelte ab, dessen Luftigkeit selbst in der hohen Tagesglut den Aufenthalt erträglich machte.

So war nach Rasmussens Uhr die zehnte Vormittagsstunde überschritten und die Zeit gekommen, wo, wie er wußte, die Flut wiederkehrte. Darauf hatten sie ihre Hoffnung gesetzt. Sie meinten nämlich, so gut wie sie die Ebbe auf das Meer hinausgetragen habe, so müsse nun die Flut auf demselben Wege sie auch wieder nach den Inseln zurückführen. Der Irrtum in dieser Berechnung war leider nur der gewesen, daß sie ganz dabei des Windes vergessen hatten. Jenes alten, Jahrtausende alten Südostpassates, der nach der Sturmwende der vergangenen Nacht nun volle sieben Monate wiederum unabänderlich wehte, und der sie immer mehr nach Nord und West hinauf entführen mußte. Nach den vergeblichen Ruderversuchen, die schon mehrere Male Rasmus unternommen hatte, glaubte er sich jetzt mit der Meeresströmung im Bunde zu wissen, und so versuchte er denn nochmals, gegen den Fußstock gestemmt, den Wellen beizukommen. Aber seine Kräfte erlahmten, ohne daß er den geringsten Erfolg seiner Anstrengung wahrnehmen konnte. Erschöpft zog er die Riemen ein, als ein merkwürdiger Laut in den Lüften seine Aufmerksamkeit nach oben lenkte. Ein Vogelschwarm wars, der, der Sonne nach, hoch über ihren Häupten dahinzog. Lauter kleine buntgefiederte Geschöpfchen, und das Wesen, das sie machten, klang beinahe wie ein heimatliches Waldgezwitscher.

„Ach, sieh doch," rief Martha voll Entzücken, „unsere lieben kleinen Sänger sind es!" Aber

sogleich fügte sie traurig hinzu: „Wird sie nicht der Kapitän, an seinem Schiffe verzweifelnd, freigegeben haben? Ach, dann lebt mein Kind nicht mehr!"

„Nein, Geliebte," suchte sie Rasmus zu beschwichtigen und nahm die Hand der Gattin in die seine: „Viel eher denke ich, daß beim Rettungswerke einer der Käfige zerbrochen ist. Denn wären die Tierchen freigegeben worden, dann würden alle beisammen sein, und diese sind doch nur ein kleiner Teil von ihnen. Sei gutes Mutes, mein Herz: die Braven, die sich der Kreatur erbarmten, die werden unseres Kindes nicht vergessen haben!"

Dies Wort flößte Martha von neuem Zuversicht ein und beruhigte sie wenigstens für ihr zurückgebliebenes Söhnlein. „Die armen Tiere aber," sagte sie, „nun haben sie ihre Hamburger Gefängnisse mit einer Freiheit vertauscht, in der sie umkommen müssen wie wir!"

Rasmus legte den Arm um sie. „Nein, Geliebte, sie werden das Land der Sehnsucht erreichen und den schönen Traum deines Vaters von einer neuen Freiheit, einer neuen Heimat erfüllen helfen!"

Indem sie so noch sprachen, bemerkten sie, daß die ermatteten Tierchen immer tiefer das Boot umkreisten, als wollten sie Anstalt machen, sich darauf niederzulassen. Wirklich dauerte es auch gar nicht lange mehr, bis zuerst ein Goldhähnchen zugeflogen kam und auf dem äußersten Rand des Buges sein Füßchen um ein Garnende krallte. Bald darauf folgten gleich zwei Vögelchen, eine graue

Waldammer und eine Blaumeise, und ließen sich neben das Safranköpfchen auf dasselbe Kabelgarn herab. Das nun schien das Zeichen für das ganze Völklein zu sein. Unter freudigem Spektakel kamen sie jetzt alle heran und pflanzten sich in dicht gedrängter Reihe auf dem Bordrande hin, mit ihrem lebhaften Gezwitscher vermutlich den Besuch erklärend und um Gastfreundschaft bittend. So saßen die Vögel eine ganze Zeitlang und rührten sich kaum. Einige sodann, die besonders zutraulich waren, kamen auf die Bootsdiele herabgeflogen und pickten die Bröslein auf, die ihnen Martha von dem Zwieback zuwarf. Andere und immer mehr noch folgten, bis schließlich alle zusammen wieder auf dem Bootrand niedersaßen. Plötzlich aber, wie auf ein heimliches Zeichen, erhob sich der ganze Schwarm in die Lüfte und flog davon. Ein dahinschießendes buntes Wölkchen, das bald im Sonnendunst verschwunden war.

Nur die zuerst gekommenen drei: das Goldhähnchen, die Blaumeise und die graue Ammer, weil sie wohl am meisten abgemattet waren, blinzelten mit den schwarzen Beerenäuglein, steckten ihren Kopf unter den Flügel und blieben, wo sie saßen. Als es dann Abend werden wollte und sie wieder aufwachten aus ihrem Schlummer, da hob das Goldhähnchen zu singen an: „Der Sonnenkönig sitzichhier, sitzichhier!" Und schlug mit den goldgebänderten Flügelchen, als wenn es fliegen wollte.

„Zürnmirnicht, zürnmirnicht, zerretetett!" ant-

wortete das blaue Meislein und bewegte sein Federröckchen, wie es das vom Goldhähnchen sah.

Die Grauammer aber, die die weiseste unter ihnen war, zog das eine Beinchen an und ließ ihren Lockton hören: „Slick, slick, flieg mit!"

Da flogen sie alle drei auf und davon.

Rasmus und Martha standen hinten im Schifflein und schickten den flüchtigen kleinen Freunden noch lange ihre sehnsuchtsvollen Blicke nach. Erst als diese, nur noch Flimmerpünktchen, in der Luft vergangen waren, wandten sie sich nach vorn, wo ihr Kind schlief. Wieder allein nun, wußten sie, daß ihnen nichts blieb, als Ergebung in ihr Schicksal. Mit inniger Liebe sah Rasmus sein junges, blondes Weib an. Still und ruhig, gleich einer schönen Schnitterin der großen Wasserernte, stand sie in der schlanken Fülle ihrer Gestalt, deren süßherber Kraft doch auch die zarte, frauenhafte Weiche gegeben war des hingebenden Weibes. Ihr schönes, volles Haar, das sich gelöst hatte, floß in der goldenen Abendluft wie reifer Weizen, der im Winde geht. Eine schwere, duftatmende Sommergarbe.

So schwammen sie auf ihrem schwanken Brettlein im grenzenlosen Ozean wie auf einer stillen Insel der Liebe dahin. Rasmus hatte den Arm um Martha gelegt. Ihm war es, als glitten sie der Heimat zu. Es war schon fast dunkel geworden, als er zu ihr sagte: „Laß uns schlafen, laß uns vergessen, Geliebte!"

Damit zog er die Gefährtin nach der Ruhestatt hin, eigentlich einem Kissen nur für ihre Häupter,

das er aus einem schlicht zusammengerollten Stück Segeltuch ihnen bereitet hatte. Sie betteten sich zueinander wie ein paar gute Kameraden, und ihr Kind nahmen sie an der Mutter Seite. Der Mond war aufgegangen, und ein warmer Nebelglanz, der über den Wassern stieg, zog um ihr schwimmendes Lager zarte Verhänge hin, die die Nachtbreiten über ihnen nur mattgestirnt hindurchschimmern ließen. Ein unendlicher Frieden senkte sich herab auf sie und erfüllte sie ganz einmal mit der innigen Empfindung eines Zustandes, wo aller Krampf des Lebens aufgelöst erscheint im glückseligen Augenblicke.

Indem sie so, still aneinander geschmiegt, ruhten, geschah es ihnen zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie ernsthafter nachdachten über sich. Angesichts ihres auf- und niederschwebenden Schicksals: daß sie die Gedanken zu den schwarzblauen Höhen erhoben, wo in den Furchen ewiger Gefilde eine Feuersaat glühte, die das letzte Geheimnis barg. So glaubten sie in dieser Nacht das Unerratbare zu deuten und die Runenlichter zu erkennen eines ewigen Gezeitewechsels zwischen Werden und Vergehen.

Rasmus löste seine Hand aus der Gattin Hand und wandte das Haupt zu ihr:

„Leidest du, mein Herz?"

„Nicht, daß ich wüßte, mein Teurer," gab ihm Martha zurück. „Bin ich dein Weib nicht, du nicht mein Wiedergeliebter? Ich habe dich und mein Kind — nun mag kommen, was will."

„Siehst du," sprach da ihr Mann zu ihr und küßte sie: „So muß der Tod sogar den Stachel seiner Bitternis hergeben — vor der Süßigkeit einer Seele, in der die Liebe ist."

„Ja," sagte leise die Gattin zu ihm. „Und ich kann es mir auch gar nicht einmal denken, daß mein Wesen, das so Liebe ist, vergehen könnte. Ich mags nicht glauben, daß die holde Kraft, die die Erhalterin, und die Erwärmerin, und die Licht- und Freudespenderin der ganzen Welt bedeutet, nur in mir selber so arm und sterblich sollte weggekommen sein! Giebt es denn überhaupt eine Zerstörung? Ein Ende dieses Meeres, hinter dem kein neues Ufer leuchtet?"

Gerührt von diesen Worten, die sie, in süßer Ergriffenheit, immer wärmer gesprochen hatte, zog Rasmus ihr junges Haupt an sich: „O ihr Sterne der ewigen Güte, daß ihr mir dieses, mein liebes Weib gegeben habt! Ja, ich fühl es, ewig sind wir, denn — wir lieben!"

So war ihre ganze Weisheit dieser Nacht ein einziges, unendliches Gefühl — über alles die Liebe! . . . Das aufgestiegene Rätsel einer Stunde aber blieb ihnen heute ungelöst . . . .

Am anderen Morgen, als sie in dem weißen, mit klarem Meerwasser aufgefüllten Ammeral ihre Gesichter gefrischt, sich getrocknet und ihr Haar geordnet hatten, badeten sie wie gestern ihr Kind in dem Gefäße und lüfteten sein Kleidchen. Dann überzählten sie zusammen den Bestand ihres Vorrates an Schiffszwiebacke. 580 Stück waren es noch.

Zwanzig hatten sie schon aufgegessen oder den Vögeln gegeben. Sie machten sich nun einen kleinen Überschlag und rechneten aus, daß sie noch 29 Tage zu leben haben würden, wenn sie es so weiter hielten und einen jeden Tag nicht mehr als höchstens 20 Stück von dem Vorrate entnähmen. Diesen Vorsatz hielten sie auch gewissenhaft inne, und nicht weniger sparsam gingen sie mit ihrem Wasservorrat um. Da das Tönnchen auf sieben Gallonen geaicht war, so durften sie sich zusammen jeden Tag gerade ein Quart (das ist etwa ein Liter) gönnen, um es noch 28 Tage auszuhalten. In dieser langen Zeit, wenn sie bis dahin das Meer nicht verschlang, konnten sie immerhin hoffen, einem Schiffe zu begegnen.

Aber Tag um Tag verging, Woche um Woche verstrich, und es war noch immer dasselbe. Wenn der Morgen schien und die Sonne aus den Fluten sich hob, wenn der Abend kam und das Gestirn des Tages sank im Meere — immer dasselbe Bild der grenzenlosen Öde. Die Wellen unter den Wolkenzügen, die Wolken über den Wellenhügeln — sie alle, ob sie wollten oder nicht, trieb der unabänderliche Wind. Heute wie gestern, morgen wie heute — immer dasselbe. Ein einziges Mal hatte es geschienen, als sollten ihre Leiden ein Ende haben. Eines Morgens einmal glaubten sie vor sich in der glutzitternden Ferne eine schöne, grüne Insel mit den herrlichsten Fruchtbäumen und Palmen zu sehen. Aber je näher sie dem lockenden Bilde kamen, je mehr zerfloß es vor ihren Blicken und er-

wies sich bald zu ihrer Betrübnis als eine irreführende Luftspiegelung. Da war es wieder das alte Lied ewigen Wellengesanges.

Zweiundzwanzig Tage zählten sie nun schon, daß sie so auf dem Meere herumirrten, und ihr kleiner Vorrat war bis auf 180 Zwiebäcke zusammengeschmolzen. Dabei hatte Rasmus den eigenen Anteil, ohne daß er es Martha sagte, schon seit einigen Tagen um mehrere Stück herabgesetzt. Nun faßte er den stillen Vorsatz, sich selber täglich nur mehr fünf Stück zu bewilligen, und hoffte so für die geliebte Frau und sein Kind noch ein paar Tage länger Frist zu gewinnen. Da er sich vor Marthas Augen immer die gleiche Anzahl nahm wie sie, um dann die Hälfte bei einer Gelegenheit heimlich wieder hinzulegen, so wurde sie sein Opfer aber nicht gewahr. Am sechsten Tage der fünften Woche — es war der 7. Juni — teilte er den letzten Rest, 15 Stück, gerecht aus, denn sie hatte es wegbekommen, daß es alle war damit. Und sie nahm um keinen Preis mehr für sich, als er auch hatte. Davon aber lebten sie noch drei Tage. Am 9. Juni, mittags, teilten sie in scheinbarer Heiterkeit, die jedes dem anderen vortäuschte, das letzte Stück miteinander, und am Abend desselben Tages ging auch ihr Wasservorrat zu Ende. Das war am sechsunddreißigsten Tage ihrer Irrfahrt.

Nun ging es unaufhaltsam abwärts.

Am 10. Juni empfingen sie den ersten ungebetenen Gast in ihrem Schifflein, das war der Hunger. Am 11. Juni stellte sich der Durst ein. Sie sahen sich

gegenseitig an in ihrer Not, sagten aber nichts; doch in beider Augen stand um den anderen hilfloses Mitleid zu lesen. Und noch sollte das Maß ihrer Leiden nicht voll sein. Am Donnerstag, dem Zwölften, wurden sie von drei Übeln zugleich heimgesucht: dem Hunger, dem Durste und dem Fieber. Das letzte dieser Leiden hatte es jedoch nur auf den Mann abgesehen. Es faßte ihn, nachdem es ihm schon in den Morgenstunden als seinen Vorboten einen Schüttelfrost geschickt hatte, unter allen Erscheinungen eines plötzlichen Verfalles. Martha hatte das Haupt des Geliebten auf ihren Schoß gebettet und wachte in unendlicher Sorge über ihn. Obgleich Rasmus mit keinem Worte klagte, so konnten doch dem Blick der Liebe die Qualen nicht entgehen, die er auszustehen hatte. Sein Auge glühte von dem innern Feuer, das ihn verzehrte, und, in ihrer Hand, seine Finger zuckten. Hin und wieder tränkte Martha ihr Busentuch im kühlen Meerwasser, um es über seine Stirn zu breiten, während ihr Mund mit bangen Küssen seine Lippen feuchtete, wenn sie sah, wie die Fieberhitze sie versengte. „Gott, Gott, laß ihn mir nicht sterben!" betete sie inbrünstig.

Gegen Abend, als die Glut etwas nachzulassen begann, stellte sich ein unruhiger Schlaf ein, aus dem er erst Nachts um die zweite Stunde erwachte. Ohne doch eigentlich wach zu sein, denn sein Bewußtsein irrte. Ein Brand war wieder in ihm und würgte ihn, daß er schon ganz benommen war. Er verlangte nach Wasser. „Mich dürstet . . .

mich dürstet ..." rief er, matt und schwach, mit ersterbender Stimme und ließ das Haupt sinken.

... Da nahm die treue Gefährtin den Kopf ihres Herzensfreundes hoch und — legte ihn mütterlich ....

Erst am anderen Tage, dem vierzigsten ihrer Leidensfahrt, war es um die Mittagsstunde, als Rasmus die Augen wieder aufschlug. Er war nach der Liebeserweisung seines Weibes von neuem in einen tiefen Schlaf gefallen, und fand sich nun, zu seiner größten Verwunderung, in einer prächtig eingerichteten Kajüte auf einem Diwan liegen, an dessen Fußende Martha saß, ihr Knäblein auf dem Schoße. Durch die geöffneten Fensterluken strich die kräftige, frische Seeluft herein, und hell schien die Sonne. Er atmete tief und ließ seinen Blick, der heute etwas klarer sah, herumgehen: „Wo sind wir?"

„Nicht unter Freunden, mein Lieber," gab Martha, die aufgestanden war, zurück und strich mit der treuen Hand über sein Haupt hin. „Aber wie es uns gestern noch erging, müssen wir nicht froh sein, daß wir leben?"

„Wie sagst du?" forschte der Kranke voll Erstaunen. „Gerettet sind wir, und doch nicht unter Freunden, die es aus Menschenliebe getan? In dieser schönen, angenehmen Kajüte hier, und nicht unter Leuten, die es wohl mit uns meinen? Ja, sind wir denn in Piratenhände gefallen?"

„Du hast es erraten, Rasmus, es ist ein Seeräuberschiff, auf dem wir uns befinden! Die Mannschaft, soviel ich als einfache Frau beurteilen kann, scheint zusammengewürfelt zu sein aus aller Herren Länder: die meisten von ihnen machen den Eindruck von Abenteurern oder Ausgestoßenen. Die Herren des Schiffes aber sind Menschen einer fremden, gelben Rasse, die wohl irgendwo in diesen Gewässern heimisch ist."

Wie sie so noch sprachen, öffnete sich die Tür und es trat unter dem roten Damastvorhange ein gelbes, mißgewachsenes Männlein hervor. Es hatte einen Turban auf dem Kopfe und trug in den vertrockneten Händen eine seltsame, silberne Schale mit allerhand Früchten und Backwerk, nebst den gleichen Tellerchen und kleinen elfenbeinernen Messern dazu. Ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen, stellte er alles auf ein türkisches Tischchen hin, das sich zu Häupten des Kranken befand. Dann kam er noch einmal und brachte auf einer goldenen Platte, die er wieder mit sich nahm, zwei aus blitzendem Kristall geschliffene Venedische Karaffen, in deren einer frisches, klares Trinkwasser, in der anderen aber dunkelroter Muskatwein enthalten war. Schweigend, wie er gekommen, entfernte sich der Zwerg wieder, um sich nicht mehr blicken zu lassen, bis zum anderen Tage.

Der rote Seidenvorhang, der sich hinter dem Männlein wieder geschlossen hatte, erschien ihnen in diesem Augenblicke wie ein geheimnisvoller Schleier, dahinter ihr Schicksal stand. Doch ließen

sie den Mut nicht sinken. Tranken von dem süßen Weine, den sie sich mit Wasser mengten, und aßen auch ein wenig von dem Kuchen. Bald darauf schliefen sie ein und wachten nicht mehr auf, bis die Sonne wieder schien.

Martha erinnerte sich bald eines kleinen Schlüssels wieder, den man ihr gestern, auf eine Truhe deutend, übergeben hatte. Diese alte Lade untersuchte sie jetzt näher und fand, daß sie von unten bis oben Gewänder und Linnen enthielt. Alles von einer Kostbarkeit und Fülle, die kaum die Natur des Schiffes der Erstaunenden erklären konnte. Sie sah sich nun weiter um, und immer mehr und angenehmer überrascht, fand sie in einer kleineren Kabine, die hinten an ihre Kajüte anschloß, ein warmes Bad gerüstet. Dieser schon langentbehrten Wohltat konnten sich freilich nur Mutter und Kind allein erfreuen, da sich Rasmus noch zu matt fühlte. Doch Martha netzte ihn wenigstens mit einem weichen Levanteschwamm und trocknete ihn. Dann kleidete sie den Erquickten in das frische Linnen ein, wie sie auch mit sich getan hatte, und ordnete sich selber mit schnellen Händen ihr hochgebundenes schönes Haupthaar.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als der Zwerg wiederkam. Er redete sie in einer Sprache an, deren fremde Laute sie noch nie gehört hatten. Als sie lächelnd mit dem Kopfe schüttelten, sagte er etwas zu ihnen, das wie Englisch klang, aber sie verstanden es wieder nicht. Auch Marthas Kenntnisse im Französischen, womit ein dritter Versuch

gemacht wurde, waren doch zu bescheiden, als daß die Verständigung hätte gelingen können. So dauerte es noch eine kleine Weile, bis das sprachkundige Männlein, das anscheinend alle Zungen der Welt beherrschte, endlich auch zu ihrem geliebten Deutsch gelangte. Da war denn die Freude groß, um so mehr, als sie dies nicht vermutet hatten. Was sie freilich dann zu hören bekamen, gefiel ihnen weniger. Das erste war, daß sie das Männlein einem peinlichen Verhöre unterwarf. Woher sie kämen, wohin sie wollten, wer sie wären und was ihre Freundschaft und Sippe sei. Und so fort bis ins Endlose. Alles aber, was dem Buckligen wichtig erschien, das notierte er sich auf eine Pergamenttafel. Als er dann fertig war mit diesem Geschäft, zwinkerten seine Äuglein und er sagte in einem freundlicheren Tone zu Martha, daß man sie am Nachmittage dem Patron vorführen werde, der in seiner Kajüte schwerkrank darniederliege. Wenn sie nicht viel, sehr viel Gold besitze, womit sie sich loskaufen könne, habe sie die Wahl, entweder die Sklavin des Kapitäns zu werden oder aber mit ihrem Manne zu sterben. Sie solle sich, wenn ihr ihr Leben lieb sei, nur ja nicht weigern und nicht dem Kapitän entgegen sein, denn alsdann wäre sie sogleich verloren. Sonst aber könne es möglicherweise ihr Glück bedeuten, daß sich der Patron genau in derselben Lage befunden habe wie sie auch. Denn erst vor kurzem sei er durch eines seiner Schiffe, die in diesen Gewässern kreuzten, nach Jahr und Tag langer Verschollenheit aus dem

weiten Meere als ein schon fast Verlorener aufgefischt worden und wie durch ein Wunder zu ihnen zurückgelangt. Das Schiff aber, auf dem sie sich befänden, sei der gefürchtete Caliban, der Schrecken aller Seefahrer, von dem sie wohl schon gehört habe!

Mit diesen Worten entfernte sich das Männlein und ließ sie beide in Zagen und Angst zurück.

Stunde um Stunde verrann, ohne daß sich wieder ein Mensch um sie bekümmerte. Wäre nicht eine alte Pendule gewesen, deren geheimes Räderwerk an der Wand die Zeit vertropfte und hin und wieder einmal durch einen tieferen, dröhnenden Schlag die Stille lautbar machte, sie hätten meinen können, auf einem Totenschiff zu fahren. Nicht einmal der Stundenruf der Wachen in den Gängen und oberen Verdecken drang zu ihrer abgelegenen Kajüte herunter.

Sie hatten ihre Fassung wiedererlangt und ihr Entschluß stand fest, als endlich knarrende Schritte nahten und die Tür sich öffnete. Durch den Schlitz des Vorhangs schob sich ein Kopf hindurch und die dünne Stimme des Buckligen kreischte heißer: „Folge mir, Frau!"

Die Gatten tauschten noch einen schnellen Blick und Händedruck miteinander, dann nahm Martha ihr Kind und gehorchte schweigend. Vor der Tür befahl ihr der Zwerg niederzuknien und legte ihr eine schwarze Binde um die Augen. Da diese aber nicht ganz fest saß, bekam sie von unten her doch einen Schimmer Licht herein und sie konnte, wenn sie den Kopf

hob, sogar ein wenig sehen. Sie stiegen eine kleine Treppe hinauf und gelangten in einen langen, spärlich erleuchteten Gang, der sie nach dem Hinterschiff führte. Vor einer schmalen Vertäfelung, die sich in nichts von den anderen Feldern der hölzernen Wandverkleidung unterschied, machte das Männlein Halt und schlug dreimal ein kleines, silbernes Gong an, worauf sich von innen her die Wand bewegte und zurückschob.

Sie traten in eine Kammer ein, die, da sie mitten im Schiff lag und keine Fenster hatte, ihr gedämpftes Licht von einer Ampel erhielt. Außer dem geheimen Eingang, der sich hinter ihnen wieder geschlossen hatte, zeigte sie nur eine einzige schmale Türe, die, rechts und links, zwei finsterblickende Flibustier bewachten. An ihren vier Wänden verlief eine mit bengalischer Seide bespannte Ottomane, auf der sich Martha mit dem Kinde niederließ. Zwei, drei bange Minuten, die ihr Ewigkeiten dünkten, mochte sie hier gesessen haben, als sie das Männlein auf den Arm tippte. Vorher schon hatte sie der Zwerg von der Binde befreit.

Plötzlich wurde blendende Tageshelle um sie. Überrascht sah Martha in eine Kajüte hinein, die, kaum viel räumiger als die ihr und Rasmus zugewiesene, doch eine Pracht zeigte, die noch weit größer war. Ganz und gar in Indischem Gelb, mit der leuchtenden Seide von Mysore ausgeschlagen, welche nachtsatte ozeanblaue Streifen durchzogen, war der Raum von einem verwirrenden Licht durchflutet. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie, gewöhnt

daran, ihre Aufmerksamkeit sammelte und nähertrat. Ihr Blick fiel auf ein großes Ruhebett an der hinteren Wand, das die gleißende Pracht eines mächtigen Tigerfelles bedeckte. Sie zuckte zusammen, wie von dem Blick der Schildviper getroffen. Aus den Kissen glühte ihr ein Auge entgegen — ein einziges Auge ...

Tod und Zerstörung stand darin ...

Und dann hörte sie auch die schreckliche Stimme, deren Laut ihr sagte, was sie zu erwarten hatte.

Ein Flüstern mahnte sie: „Verneige dich, es ist der Schiffshauptmann!" ...

Sie gehorchte ...

Der Zwerg stand neben ihr und verdolmetschte ihr jedes Wort des Einäugigen.

„Orangbrani, der Herr des Caliban, begehrt dich zu seinem Weibe."

„Sag deinem Herrn," antwortete Martha beherzt, „daß ich das Weib des Mannes bin, der mit mir ist."

„Orangbrani hat beschlossen, daß dein Mann sterben soll. Er spricht: du wirst keines Mannes Weib sein als Orangbranis."

„Sage deinem Gebieter, der nicht der meine ist, daß wir wohl zwar das Sterben, aber nicht den Tod fürchten. Er möge tun mit uns, was ihm gefällt." Bei diesen Worten warf sie das Haupt zurück und zeigte einen sonst nicht vorhandenen stolzen Ausdruck in dem schönen, edlen Angesicht.

„Der Herr des Caliban," sprach mit einer un-

heimlichen Betonung der Zwerg wiederum: „er kann dich ins Meer werfen lassen, den Fischen zur Speise. Er kann es sogleich befehlen!"

„Er möge es tun," beharrte Martha zitternd und mit leiserem Tone, indem sie ihr Knäblein an sich preßte. Ihr war es im Augenblick, als wolle der Mißgeschaffene jede Silbe dieser furchtbaren Drohung auf seiner Zunge mit ihren Qualen abwiegen.

„Orangbrani will, nun sollst du auch nicht sterben: die letzte seiner Sklavinnen sollst du sein, die ihm Balsam auf die Füße legt."

„Ich werde deinen Herrn töten, wenn er meinen Gatten tötet und ich seine Sklavin bin — der Himmel mein Zeuge hierfür!" Wie eine Göttin des heiligen Zornes stand sie in diesem Augenblicke.

Das Männlein machte ein erschrocken Gesicht, und es schien, als ob er sie retten wolle. Er blinzelte, daß sie schweigen solle. Nachdem er einige Worte leise mit dem Kapitän gewechselt hatte, der in der flammenden Seide wie ein Fürst der Hölle lag, und, stöhnend vor Schmerzen, sein schreckliches Auge rollte, wendete sich der Zwerg an Martha zurück.

„Kannst du Lösegeld zahlen?" fragte er.

„Ich nicht," erwiderte Martha, „aber ich zweifle nicht, daß es mein Vater tun wird, wenn er von meiner und meines Mannes Lage Kenntnis erlangt. Wieviel Gold wollt ihr von ihm?"

„Hm . . ." brummte der Zwerg sinnend in seinen schwarzen Bart und meinte dann geringschätzig, als

ob das so gar nichts wäre: „Dreitausend englische Pfund für dich, und noch einmal tausend Pfund für deinen Gemahl — ich denke, daß das nicht zuviel ist!"

„Gut. Zweitausend Pfund Gold für meinen Mann, und zweitausend für mich, s o soll es sein!" handelte Martha auf der einen Seite für sich selbst ab und legte sie für ihren Mann auf der anderen wieder dazu.

Das Männchen lächelte. „Die Rechnung soll uns gleich sein. Sorge, daß du bald gelöst bist!" Mit diesen Worten ließ er sie niederknien und legte ihr von neuem die Binde um. Dann führte er sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach ihrer Kajüte zurück.

Das war die schwerste Stunde ihres Lebens. Von da ab hatten sie beide über die Behandlung auf dem Schiffe nicht wieder zu klagen. Sie genossen nach wie vor eine aufmerksame Verpflegung und durften sich sogar, nachdem Rasmus genesen war, jeden Tag einige Stunden auf dem Vorderdeck ergehen. Die Grenze der ihnen freigegebenen Region lag durch den Fockmast bezeichnet, über dessen Pfeiler hinaus ihnen allerdings bei Todesstrafe das Schiff verboten war. Jetzt erst erfuhren sie, daß sie der Caliban in der Nähe eines Eilandes aufgefunden hatte, welches Ysabel heißt und eine von den Salomonischen Inseln im Nordosten des Korallenmeeres ist. Soweit waren sie in ihrer Nußschale von der Wind- und Wasserströmung hinaufgeführt worden.

Acht Tage hiernach passierte der Korsar bei günstigem Wind die Torresstraße und lief bald darauf eine Insel an, die den Namen Timorlaut hat. In einer der versteckten Buchten dieses Eilandes erhielt der Caliban einen neuen Anstrich, der ihm ein gänzlich verändertes Aussehen gab. Von da ging die Fahrt zunächst nach der Insel Timor, wo gerade großer Wochenmarkt war und sie allerhand Kram und Tand gegen Wachs, Gold und Opium eintauschten, und dann weiterhin nach Sumba auf Sandelbosch. Von hier aus wurde ein Brief Marthas an ihren Vater mit der Prau eines den Räubern ergebenen Eingeborenen nach Sumbawa befördert, von wo ihn ein holländischer Dampfer über Lombok nach Colombo mitnahm. Dem bekannten vorderindischen Hafen, der ab und zu von den Schiffen des Hauses Wullenweber besucht wurde. Der Caliban selbst aber richtete seinen Kurs durch die Inselwelt der Molukken nach der Sulusee, nördlich von Celebes, wo er zu Hause war. Zuvor hatte er noch einen heftigen Sturm in der Nähe der Gewürzinseln zu bestehen, aus dem er jedoch wohlbehalten hervorging. Er hatte sogar noch das Glück dabei, mit der Kaperung einer chinesischen Kauffahrteidschunke, die sich zu weit in diese gefährlichen Gewässer herabgewagt hatte, eine gute Prise zu machen.

Während dieser Geschehnisse beklagte Rust seine Kinder und beweinte sie als verloren. Und zu der Trauer um ihren vermeintlichen Verlust gesellte sich noch die gerechtfertigte Betrübnis um den Tod des alten Wullenweber, seines unvergeßlichen Wohltäters und Freundes. Die Miranda hatte die Nachricht mitgebracht. Seinen Schmerz zu betäuben, stürzte sich Rust noch tiefer als sonst in die Arbeit an seinem Werke. Durch die letztwillige Verfügung des alten Herrn war er nunmehr in den alleinigen Besitz Simsiniens, seiner Lieblingskolonie, gelangt und hatte hier freie Hand bekommen. Seine Freude darüber konnte um so ehrlicher sein, als auch der alte Thomsen, sein Teilhaber, und die treue Pflegerin des alten Herrn, Frau Katharine Möbius, nicht vergessen worden waren. Thomsen hatte das herrliche Weinbergsgut in Blankenese und Frau Möbius das Haus am Jungfernstieg erhalten, während alle übrigen Besitztümer des Hauses bis auf eine größere Summe, die für Stiftungen vorbehalten war, in der Hand der beiden Teilhaber vereinigt blieben.

So konnte denn Rust im dritten Jahre seiner Anwesenheit daran denken, die weiteren Pläne, die er seit langem zum Wohle der geliebten Insel ins Auge gefaßt hatte, der Verwirklichung näher zu führen. Um seine Maßnahmen besser verstehen und würdigen zu können, verlohnt es sich einen Augenblick die Sitten und Lebensgewohnheiten anzusehen, welche dieses glückliche Völkchen auf Siniam infolge der Verwöhnung durch einen un-

erhörten Reichtum der Natur angenommen hatte. Da die Fruchtbarkeit des Landes fast das ganze Jahr hindurch die Nahrung des Menschen ihm sozusagen in den Mund wachsen ließ und ein jeder seine Speise fand und nahm, wo er nur hinsah und es ihm gerade gefallen mochte, so hatte sich um die Befriedigung des ersten und wichtigsten aller Triebe, der der Selbsterhaltung gilt, ein Wettbewerb des Menschen mit dem Menschen von Haus aus gar nicht entwickeln können. Und wo er ja einmal als eine vorübergehende Erscheinung doch vielleicht sich regte, da hatte er doch entfernt nicht die Schärfe angenommen, die unter den zivilisierten Völkern der alten und neuen Welt den Kampf ums Dasein so schwer und erbittert macht. Das hatte in sittlicher Beziehung sein Gutes, aber doch auch unverkennbare Nachteile mit sich gebracht. Da bis auf die allernotwendigsten Gebrauchsgegenstände alles und jedes, vor allem aber der ganze Ertrag des Landes vogelfreies, das heißt unzugeteiltes Gemeingut war, so war allem menschlichen Streben schon an den Wurzeln der Scholle die Kraft unterbunden worden. Ein ganzes Volk hatte sich der Trägheit überliefert. Die Leute, wenn sie arbeiten sollten, hatten immer das Gefühl, sich mehr dabei für die anderen als für sich selber abzuplagen, und so taten sie lieber gar nichts.

Solange mit Essen, Trinken und Schlafen die Bedürfnisse des genügsamen Völkchens erschöpft waren, mochte dieser Zustand ein ganz glücklicher sein. Allein, das begann anders zu werden, als

auch diese schlichten Menschen die Segnungen der Kultur kennen und schätzen lernten. Die Erkenntnis, von deren Frucht sie nunmehr gekostet hatten, vertrieb sie aus dem Paradiese ihrer Zufriedenheit, und zum ersten Male in ihrem Leben begannen sie den Mangel zu empfinden. Rust erkannte dies sehr bald, und er fühlte daher doppelt die Verpflichtung, für das goldene Zeitalter, das er unwiederbringlich ihnen genommen hatte, die eherne Zeit der Arbeit hier zu pflanzen. Ein edler Wettbewerb, ein ehrliches Ringen und Schaffen um die hohen Güter des Lebens dünkte ihm wertvoller, als dieses dem Verfall geweihte untätige, sonnenselige Dahinträumen nach Schlaraffenart.

Erwägungen solcher Art waren es gewesen, die ihn schon früher, um seinen braunen Schützlingen in das träge Fleisch einen Sporn zu stoßen, zur Einführung des Geldes veranlaßt hatten. Denn bis dahin waren die Tauschmittel auf Siniam lediglich Früchte, Muscheln oder als Schmuck an Kettchen getragener Karamel gewesen. Bereits mit der Einführung des Münzgeldes hatte Rust einen Schritt getan, den unter den denkenden Menschen, die je einmal in ihrem Leben über die Aufgabe und Notwendigkeit des Geldes nachgegrübelt haben, nicht alle billigen werden. Die einen, die das Geld für entbehrlich halten, möchten es ja am liebsten aus der Welt schaffen, wegen des Fluches, der auf ihm liegt. Und die anderen wieder, die wohl die meisten sind, betrachten es als ein notwendiges Übel, das man um so geduldiger erträgt, je mehr

man davon geplagt wird. Rust stand auf keinem dieser Standpunkte. Er sah das Geld unterm Gesichtswinkel der Ewigkeit als das große Erziehungsmittel der Vorsehung an, die keine Puppentugend wollte. Ihm schien das Geld viel mehr noch ein Wertmesser der Menschen als der Dinge zu sein. Ein Prüfstein, den Menschen gegeben, ihren eigenen sittlichen Wert zu erkennen. Und darum, wie auf der einen Seite ein Unterjocher der Menschheit, so doch gewiß auf der anderen auch der mächtigste Hebel über uns selbst hinaus. Ein Kampfstähler und Befreier des Charakters.

Diese Überzeugung hatte Rust, und weil er einsah, daß der große Kampf des Lebens, den jede Entwickelung, auch die sittliche, durchzumachen hat, seinen vollen Zweck nur dann erfüllen kann, wenn er mit ehrlichen Waffen und auf einer ehrlichen Scholle festen Grund und Bodens ausgefochten wird, so gelangte er zu dem Entschlusse, in dieser Hinsicht, das heißt auf ein Stücklein mütterlicher Erde, einem jeden sein Recht werden zu lassen. Reichtum wie Armut galten ihm als Schicksale, die in dem großen Haushalte der Weltordnung gleichsam als Gewichte die auf- und niederwechselnden Eimer treiben und wohl nie aus dem Räderwerk des Lebens verschwinden werden. Aber die bisweilen ins Ungemessene gesteigerte unnatürliche Häufung dieser Gewichte an einem einzigen Eimerlein so auf Kosten der anderen, daß nun viele von diesen nicht mehr die Teufe erreichen und das Wasser des Lebens schöpfen können, das erschien ihm als etwas ganz

Widersinniges und ein Unrecht an der gesamten heiligen Menschheit. Jahrelang hatte er darüber nachgedacht, wie man wohl dem abhelfen und in das Triebwerk der großen Uhr eine bessere Ordnung bringen möchte, ohne den Federn und Räderchen ihre Weise zu verkümmern. Und eines Tages glaubte er es gefunden zu haben.

Das ganze Unglück in der Welt war seiner Meinung nach daher gekommen, daß der Mensch allzusehr den Zusammenhang mit der mütterlichen Scholle verloren hatte. Der Erde, deren Schoß ihn geboren, deren Brüste ihn genährt hatten. Wenn auch die Zeit nicht mehr gestattete, daß ein jeder sein Brot selber sich baute, so mußte er zum wenigsten doch stehen auf fester Erde. So aber gab der Mensch den Grund unter seinen Füßen preis und begab sich damit selber der Wurzeln seiner Kraft. Wäre einem jeden von uns nur ein ganz kleines Stücklein dieser, unsrer mütterlichen Scholle als etwas Unverbrüchliches erhalten geblieben, nur gerade so viel, daß sie uns recht und schlecht unser täglich Brot geben könnte, so würde es, meinte Rust, heute keinen Hunger in der Welt geben, und der große Moloch Mammon hätte niemals Land und Länder verschlingen können, bis daß schließlich nichts mehr übrigbleibt. Dem Menschen, dem die Scholle genommen war, das Element, worauf er stehen konnte und atmen, dem war auch halb schon die Luft entzogen, und wenn er, von der Mutterbrust gerissen, doch noch atmete, so war es nicht mehr Heimatluft.

Rusts Entschluß nun ging dahin. Jeder Kopf in Simsinien, gleichviel ob Mann, Weib oder Kind, sollte auf Lebenszeit als sein Lehnseigen ein Stück Erde erhalten, gerade so klein und so groß, daß er daran genug hatte. Diese Landstücke, von denen eines so wertvoll wie das andere war, wurden durch Los gezogen, waren unveräußerlich und fielen bei Tode an die Volksgemeine zurück. Es stand einem jeden aber frei, das ihm zugefallene Land gegen ein anderes Stück, das ihm vielleicht lieber war, gütlich umzutauschen. Dem Sohne stand nach dem Tode der Eltern auf die väterliche Scholle sogar das Recht des Tausches zu. Wer indessen kein Land zu bebauen wünschte und aus eigenen Stücken auf seinen Teil verzichtete, der erhielt zur Entschädigung eine entsprechend kleine Wertaussteuer in barem Geld vergütet und konnte sich dann einen anderen Erwerb damit begründen. Eine Vergünstigung, die auch den Frauen zustand. Sie sollten hierbei ebensowenig vergessen sein, wie die Kinder, deren Anteile von den Eltern mitbewirtschaftet wurden. Denn schon dem Kinde, das die Scholle des Lebens betritt, muß von Natur, sagte sich Rust, und nach dem Rechte, „das mit uns geboren ist", auch die Gewähr dieser Scholle, d. h. die Gewähr der Lebensmöglichkeit gegeben sein. Das Recht auf Erde! Der Baum, entgegnete Rust seinen Widersachern, der Baum, der von jedem seiner Blättlein verlangt, daß sie ihm dienen und ihm Licht, Luft, Leben ansaugen, der hat vernünftigerweise auch die selbst- und

alleserhaltende Gegenaufgabe, im kreisenden Strome des Lebens diese Blättlein nicht darben zu lassen und sie von den Wurzeln der Erde her mit dem nährenden Naß zu versorgen.

Natürlich war es keinem benommen, seinen Anteil zu verpachten oder sich umgekehrt zu seiner Freischolle so viel Pachtland noch hinzuzumessen, als er nur wünschen mochte. Der erbliche Besitz jedoch, dessen urgeheiligtes Recht auf die beweglichen Güter, vor allem auf das an sich nicht beständige Geld, für alle Zeiten unangetastet sein und bleiben sollte: für den Grund und Boden war er aufgehoben. Auch alle Ländereien sonst, Wälder und Naturschönheiten gingen in Volkseigentum über und wurden durch ein Schutzgesetz für ewige Tage vor Schändern und Verwüstern geheiligt.

Große Summen mußte Rust darangeben, um diese tiefeingreifende Umgestaltung, von der die Bewohner Rusthafens fast noch mehr berührt wurden als die Landeskinder selber, nach Möglichkeit schmerzlos durchzuführen, aber im Bewußtsein der guten Sache tat er es gern.

Ungefähr ein Jahr war nach diesen Begebenheiten und Wandlungen verstrichen, als sich in einer warmen Aprilnacht, zur Zeit der Herbstwende, ein schlanker Kauffahrteier mit Briggschifftakelage dem Suchlicht von Kap York näherte. Den Richtfeuern der australischen Seite der Torresstraße entlang, nahm das Schiff seinen Weg nach Westen und tauchte

bald in die Nacht der Arafurasee hinein. Zwei Tage fuhr es in diesem Meere, bis es am dritten sein Steuer herumlegte und in ein Gewässer gelangte, das von den Fahrstraßen der Völker abseits liegt. Hier, zwischen Timor und Timorlaut, findet sich einer jener hinterindischen Inselschwärme verstreut, deren Gewimmel auf ein großes Naturereignis in den Urzeiten hinzuweisen scheint und die vielleicht als die letzten Brückentrümmer einer uralten Verbindung zwischen Asien und Australien anzusehen sind. In ihre Irrnisse einzudringen, wenn es nicht unbedingt sein muß, vermeidet am liebsten der Schiffer. Nicht so sehr verborgener Klippen und Untiefen wegen, sondern weil es eine einsame Wassergegend ist, die ihrer guten Verstecke halber mit Vorliebe von Flaggen aufgesucht wird, die nicht immer ganz unverdächtig sind.

Unserm Kapitän jedoch schien die blasse Farbe nicht anzuliegen, und so steuerte er denn getrost in das blaudurchflossene Inselabyrinth hinein. Es war ein strahlender Maimorgen, als die Brigg angesichts eines dieser Eilande Anker warf. Im Kartenhause auf dem Brückendeck stand, mit dem Kapitän im Gespräch, ein Herr in den mittleren Jahren, dessen von einer auffallenden Willenskraft ausgeprägtes Gesicht ein kurzgeschnittner schwarzer Vollbart säumte. Vor ihm auf dem Tische lag ein Seeplan aufgeschlagen, auf dem ihm der Kapitän mit einem Stäbchen soeben einen Punkt bezeichnete: „Sehen Sie, da haben wir die Stelle . . . ganz genau, es ist die Insel, die wir sehen."

„Nun," antwortete der zweite, der kein anderer als Rust war, „wenn der höllische Caliban so pünktlich ist, wie unsere blinkeblanke flinke Miranda, so brauch ich nicht mehr lange zu warten, bis ich meine Kinder umarmen kann."

Mit diesen Worten traten sie auf die Schiffsbrücke hinaus und richteten ihre Ferngläser auf den nördlichen Horizont. Ein wundervoller Himmel, den hier und da ein weißes Lämmerwölkchen durchschwamm, spannte sein tiefes, sattes Kornblau über die Millionen hüpfender Diamantflächen hin und senkte in den Fernen, wo Luft und Wasser in einem einzigen Duft zusammenzufließen scheinen, jene unendlich zarten Schleier herab, die an solchen Tagen gewebt sind wie von der Sehnsucht selber. Rust hatte sich schon wieder abgewendet und wollte gerade die Leitertreppe zum Verdeck herabsteigen, als ein leiser Ausruf des Kapitäns ihn zurückhielt: „Hol mich der Düker, wenn nicht der Halunke pünktlicher ist als wir!" Hierbei deutete er mit der Hand auf eine Landzunge hin, die sich im Hintergrunde der Insel, anscheinend vor einer Bucht, um einige Schiffslängen nach Westen herausschob.

Rust richtete sein Glas dahin, konnte jedoch nichts Auffälliges entdecken. Die ganze Insel schien durch eine sie umlaufende Barrikade undurchdringlicher Mangrovenwälder unnahbar zu sein. Erst hinter den breiten Kronen dieses Gezeitenwaldes, der sich auf hohen Luftwurzelgerüsten unmittelbar aus dem Wasser erhob, stiegen die Palmenhäupter und höheren Kronen des Innenwaldes herauf. Ein

einsam über den Wipfeln streichender bunter Vogel, der sich erschreckt herab in die grünen Dickichte senkte, schien beinahe das einzige Wesen zu sein, das diese verwunschene Insel belebte.

„Ich sehe nichts", sagte Rust, „als Wasser und Land."

Schweigend reichte ihm der Kapitän jetzt sein eigenes Fernrohr hin und richtete es ihm auf jenen Landvorsprung hin, auf dessen Rücken über dem Wasserwald der Mangrove ein hoher Hain schlanker Palmyrapalmen seine grünen Fächelwedel im leichten Ost schaukelte. „Sehen Sie nicht die drei Spitzen über dem Walde? Ich will Jan heißen, wenn das keine Spieren von den Masten eines Schiffes sind!"

Jetzt erkannte sie auch Rust und er hatte noch nicht das Glas zurückgegeben, als plötzlich die stille Wasserfläche, die in den Binsen und Wurzelgestellen der ersten Leuchterbäume stand, von einer Welle angeschlagen wurde. Unmittelbar darauf sah man hinter den Bäumen eine vierte Spitze, die tiefer und schräg ragte, sich langsam vor- und herausbewegen, um sich schon im nächsten Augenblick als der Klüverbaum eines Schiffes zu erweisen. Vor ihren erstaunten Augen zeigten sich die schlanken, scharfen Linien eines schwarzgestrichenen Klipperschiffes, über dem sich wie die verwitterten Brüste einer Sphinxreihe steingraue Segel blähten.

Als das seltsame Schiff eine gewisse Höhe erreicht hatte, wurde alle Leinwand seiner Masten und Rahen von unsichtbaren Händen eingezogen und

ein Boot zu Wasser gelassen, das sich langsam der Miranda näherte. In diesem Augenblick zogen beide Schiffe an ihren Fockmasten weiße Flaggen auf, und auch die Brigg ließ eine Pinasse zu Wasser. Mit einigen hundert Ruderschlägen waren die Boote soweit aneinander herangekommen, daß die beiderseitigen Insassen sich mustern konnten.

Das Malayenboot wurde von zwölf Flibustiern gerudert. Reichgekleidete kraftvolle Gestalten alle, die von Dolchen, Flinten und Pistolen bis an die Zähne starrten. Auf der mit einem Teppich verkleideten Mittelbank des Bootes hatte ein Männlein Platz genommen, das anscheinend jener Zwerg war. Das verschrumpfte Körperchen steckte ihm in einem prächtigen karmesinroten Gewande aus dem kostbarsten indischen Seidentaft, während ein weißer, goldgestickter Turban seinen Kopf zierte. Unförmlich, wie von tausend Weisheiten aufgetrieben, sah dieser Kopf wie eine große vertrocknete Pomeranze aus, die sich auf einem schmächtigen Pergamentröllchen schaukelte.

„Ein kurioses Männchen," dachte Rust bei sich, und doch schien es ihm in seinem Blicke etwas zu haben, daß man sich vor ihm fürchten konnte. Jetzt aber zwinkerte es abschiedsfreundlich zu denen hinüber, die, mit dem Rücken nach dem Vater gekehrt, klopfenden Herzens den Zwölfschlag der einfallenden Ruder zählten.

Noch eine letzte Anstrengung und die Boote lagen aneinander. Ein paar Fangleinen fielen herüber und hinüber, und schnell waren die Bordwände

gegenseitig festgemacht. Rust hatte sich erhoben und überreichte dem Zwerg, der auf die Ducht gestiegen und gleichfalls herangetreten war, zwei lederne Beutel, deren Inhalt in wenigen Minuten von dem Männlein geprüft war.

Mit glühender Seele stand Martha, ihr Kind auf dem Arme, mitten im Boote neben Rasmus und sah zu ihrem Vater auf. Als sich ihre Blicke begegneten und sie fühlte, wie sie das Auge des Vaters stolz und bewundernd überglitt, stieg eine tiefe Röte in ihr auf, und eine Sekunde lang senkte sie den Blick, fast als ob sie sich schäme, daß der Vater, der sie das letztemal noch ein halbes Kind gesehen, nun sie wiederfinde als die junggefreite glückliche Frau jenes Mannes neben ihr und die glücklichste Mutter auf Erden. Das war aber nur eine Sekunde lang. Im nächsten Augenblick schon, von Thränen der Freude heiß, lagen sich Vater und Tochter in den Armen.

Neuntes Kapitel.

Das Reich der Kinder.

Die Sonne war auf. Im Berghause über Tutumas Thale ging es treppauf und treppab. In den grünen Labyrinthen des Bananengartens und des Brotfruchtwäldchens: hurreher, hurrehin. Vier wilde Füllen, Mayo, Rayo, Sayo und der kleine Ud, stoben jauchzend in die Windrose. Jetzt hussa, den Gewürzgarten durch, wo über den Ingwer-

büschen der friedlich rankende Pfefferstrauch mit dem immergrünen Zimtbaum regierte. Jetzt, heio, durch die schattenreicheren Fruchtgärten nach dem Thale hinunter, wo ein milder, kostbarer Hauch von Orangenblüten mit der Wohlluft der Tamarinde sich mischte und herberen Zitronendüften.

Bald war der Jubel der Knaben verhallt, und tiefer Friede wiederum lag auf dem zarten Rücken der Morgenluft. Von dem mit Pisangblättern hochgedeckten Dache stieg freundlicher Rauch auf, dessen blaue Ringelchen der hohe Ost über den Wäldergürtel der nächsten Terrasse hin nach den Felsen des Kesselsees führte. Kaum ein Einlaut in der Stille, kaum eine Regung in der Ruhe mehr. Hinter dem Immenzaun summten die Bienen, und ein kühles Murmeln, das vom Wasserfalle kam, rollte sein Silber bald zwischen gefälligen Blumenufern, bald, hinter wildem Zuckerrohr verborgen, thalab dem letzten Absturz entgegen.

Zwei Mädchen traten aus dem Hause. Schlankgewachsen. Dunkelköpfige Töchter der Insel. Sie eilten mit irdenen Krügen an das Brunnenhäuschen unter der Felsenwand, wo der Gießbach stäubte, während etwas später eine Dritte, ein Körbchen in der Hand, die Bambusbrücke überschritt, die zwischen den Schilfwänden über das Wasser sprang. Bald verschwand sie in den Pisangstauden.

Aus einem entfernteren und versteckten Winkel des Gartens klang der Schall einer Axt herüber. Auf einer Kuppe dort, tief im Grünen verborgen, erhob sich unter dem Schatten eines uralten,

mächtigen Sandelbaumes eine nach Morgen offene Rindenhütte, die fast ganz umsponnen war von den üppigen Geranken eines wilden Feigenbaumes. Auf dem luftigen Dache dieses Laubhäuschens war ein Mann beschäftigt, eine schadhaft gewordene Latte durch ein frisches Borkenholz auszuwechseln. Nach Art der Pflanzer angezogen, wie man sie drüben in Rusthafen sah, hatte er sich seiner weißen Leinwandjacke entledigt und die Hemdärmel zurückgeschlagen. Treue, blaue Augen standen ihm klar und gesund in dem schmalen, sonnenverbrannten Gesichte, und ein deutsches Lied, das er vor sich hinträllerte, zeigte, daß ihm die Arbeit keine Last war, trotz des Schweißes, der ihm unter dem breitkrämpigen Basthut von der Stirn perlte. Er hatte gerade sein Werk beendet, den letzten Nagel festgeschlagen, als er Schritte vernahm. Zwei junge Gestalten waren es, die, Hand in Hand verschlungen, die zur Hütte führende Wurzeltreppe heraufstiegen. Ein braunes Kind des Landes, aus Augen der Schwermut blickend, die eine; die andere, im weißen Sommerkleide, eine blühende, blonde Frau — beide unserem Herzen Wohlbekannte und Vertraute: Martha und Maya! Martha trug ein Kästchen in der Hand, Maya das Körbchen noch, das sie vorhin im Bananengarten mit den genießbaren jungen Schößen des Paradiesfeigenbaumes, wie der Pisang bisweilen von den Weißen genannt wird, gefüllt hatte.

„Hier, etwas für dich, Rasmus," sagte Martha freudigt erregt, indem sie das Kästchen auf den

sauber gedeckten Tisch stellte und das Holzmehl abblies, das von der Arbeit des Gatten auf das farbige Linnen herabgefallen war. „Der Orion liegt im Hafen, eben schickt der Vater herauf."

Da Rust seinen Kindern Berg und Haus allein überlassen und sich dafür ein neues Häuschen auf der einsamen Windinsel gebaut hatte, so kam es, daß sie von der schon am Abend erfolgten Ankunft des Schiffes erst jetzt durch den Boten erfuhren.

Rasmus öffnete das Kästchen und entnahm ihm außer mehreren Briefen und kleineren Gegenständen, die er sich aus Hamburg hatte kommen lassen, auch noch ein geschnürtes Päckchen, das, für sich besonders eingeschlagen, den Poststempel von Brüssel trug. Die französische Aufschrift lautete an Maya. Lächelnd reichte ers dem Mädchen hin: „Das scheint mir etwas Schönes für unser braunes Schwesterchen zu sein! Nimm es, Maya!"

Eine jähe Röte unterdunkelte ihre Wangen, als sie mit zitternder Hand die Gabe des Geliebten an sich nahm. Allein sie bezwang ihre Ungeduld, bis sie allein in ihrer Kammer war. Hier erst löste sie klopfenden Herzens das rote Wachssiegel von der seidenen Schnüre und führte die Blätter des Geliebten, die ihr mit getrockneten Blumen entgegenfielen, an die Lippen. Nach der Anleitung, die ihr der väterliche Freund gegeben, hatte sie sich seit langer Zeit schon mit Sylvesters Sprache und Schrift vertraut gemacht, und so konnte sie sich jetzt, wenn ihr auch manches Wort noch fehlte,

mit der Findigkeit eines liebenden Mädchenherzens doch hinreichend von dem unterrichten, was schließlich der Inbegriff war. Daß sie ihm teuer sei! Und daß er kommen werde, schneller als der Ost zu ihr, den ja keine Schwinge der Sehnsucht trage. Ehedenn die Säfte wieder steigen würden in dem süßen Schilfrohr an den Matten ihres Wasserbaches, wenn das Vögelein Veha im Walde wieder Halme würde tragen — dann sei er da ... Sie öffnete die goldene Kapsel, die, an einem gleichen Kettlein hangend, unter dem Briefe lag, und fand unter einem gläsernen Fensterchen das Bildnis des Geliebten. Auch ein paar Verse lagen dabei. Doch diese auszudeuten war schon schwerer, und so mußte sie sich gedulden damit, bis es Abend ward.

Als die Sonne hinter den Wäldern sank, legte sie ihr Kettlein um den Hals um und verbarg die Zeilen des Liebsten im Gürtel. Dann wanderte sie den Bach hinauf. Die Gewürzlilien und alle Blumen mit ihnen hatten ihre Kelche geöffnet und strömten ihren Duft in die Abendluft. Maya lenkte ihre Schritte nach der Hütte unter dem Sandelbaum. Dort, wo sie Sylvesters Verzweiflung gesehen, daß zum ersten Male ihr Herz erschrak. Wo sie manchen Abend mit den Brüderchen und ihm gesessen hatte ...

Der Mond war aufgegangen und hatte seine schimmernden Netze in den Wald gehängt, als sie aus ihrem Gürtel die geliebten Zeichen nahm und noch einmal versuchte, ihre Rätsel zu ergründen. Und

diesmal gelang es besser. Draußen vom Meere klangen kaum noch vernehmbar die fernen Rudergesänge später Abendfahrer herüber, als Sylvesters Verse von ihren sanftbewegten Lippen wie eine leise Musik flossen ...

Weißt dus noch, Geliebte, als wir standen
Einmal abends unterm Sandelbaum?
Hoch vom Meere schlug ein dumpfes Branden
Seiner Erdensehnsucht Schaum zu Schaum —
Doch kein Ufer hörte unsern Traum!

Manchmal abends über stillen Gassen,
Wenn es dunkler wird vor meinem Blick
Und die Lichter um mich mehr verblassen,
Denk betrübt ich jener Nacht zurück,
Und ich fühle schmerzlich mein Geschick.

Und es will mir manchmal dann erscheinen,
Als wär ich nicht ich, und lebte nur,
Die verlorne Seele zu beweinen,
Die zu suchen ihre Schwesterspur,
Wandert, ach, auf einer andern Flur!

Wandert ruhlos wie die Meereswelle,
Die zur Nacht das ferne Ufer sucht;
Wandert lieblich gleich der Morgenhelle
Auf der windbewegten Wasserbucht;
Mit des Mittags, mit der Sterne Flucht.

Doch so heißer schlägt mein Herz beklommen,
Schneller, als zu dir der Ostwind eilt,
Seiner Seele Sehnsucht nachzukommen,
Wenn sie sich auf deiner Spur verweilt
Und die Trennungswunde Freude heilt! ...

Sie hielt einen Augenblick inne und drückte das Blatt auf ihrer Brust fest, als müßt es eine wunder-

tätige Kraft dieser Heilung schon in sich bergen. Dann fuhr sie fort in der beglückenden Versicherung:

Ehedenn in deinem Thal die Lieder
In durchsungner blauer Sommernacht
Von dem Vöglein Veha klingen wieder,
Und die Mädchen wandeln unbedacht
Vor des Südsterns stiller Zaubermacht —

Ehedenn die Säfte wieder steigen
Unterm West im süßen Schilfesrohr —
Alle Himmel sich der Erde neigen! —
Klopf ich leis an meines Seelchens Tor,
Und der Liebsten, die ich nie verlor!

„Und der Liebsten, die ich nie verlor!“ ... Noch einmal, indem sie sich erhoben hatte, sprach sie es wie im Traume vor sich; dann wandelte sie hinab, ihr stilles Kämmerlein zu suchen.

Am andern Tage kam Rust. Es war schon Feierabend, und so fand er die Seinen um den Tisch der luftigen Hauslaube versammelt, die nach dem Meere schaute. Er war nicht so heiter wie sonst. Nach dem Nachtmahl drangen seine Kinder in ihn, was ihn besorge, und hörten nun, wie schwer es ihm gemacht werde, den Menschen Gutes zu erweisen.

Der Segen seiner Neuerungen hatte schon begonnen, sich fühlbar zu machen, und es war gewiß nur eine ganz verschwindende Minderheit, der Weißen mehr noch als der Eingeborenen, die sich ihm im Grunde nicht dafür dankbar wußte. Aber

wie das immer ist: Unzufriedenheit steckt an. Und da es auch unter den Menschen oft nur einer Geringfügigkeit an Gärstoff bedarf, um einer großen Vielheit, die in ruhiger Zufriedenheit verharrt, die treibende Erregung einer kleinen, aber leidenschaftlichen Minderzahl mitzuteilen, so kann es nicht weiter überraschen, daß das Mißvergnügen um sich griff. Es ist schon angedeutet, daß die Schürer dieser Unzufriedenheit zum großen Schmerze Rusts unter seinen eigenen Landsleuten in Rusthafen zu suchen waren. Wie noch zu allen Zeiten den Wegebahnern der Gesittung der Glücksritter sich zugesellt hat, so auch hier. Unter den vielen Tüchtigen, die sich redlich und tapfer eine neue Heimat begründet hatten, gab es doch auch vereinzelte Abenteurernaturen, denen man alles zutrauen durfte, wo es ihren Vorteil galt. Rücksichtslose, von keinerlei Gewissensbedenken beschwerte Gewaltmenschen, die, ohne innere Wahrheit in ihrer eigenen Existenz, auch nicht den Gerechtigkeitssinn nach außen hin entwickelt hatten, um anderer Not menschlich mitempfinden zu können. Um berechtigte Eigenliebe zur Nächstenliebe in ein sittliches Verhältnis zu setzen, wie es das richtige ist. Um nicht jedes Mittel gut zu heißen, wenn es nur zu dem einen Ziele führte: ohne Anstrengung reich zu werden, reich zu werden um jeden Preis! — Von Leuten dieses Schlages konnte man natürlich nicht erwarten, daß sie für die menschenfreundlichen Absichten Rusts und für seine Unparteiischkeit, die mit gleichem Wohlwollen alle umfaßte, Verständnis

zeigen würden. Die Philosophie des Raubtieres ist eben eine andere als die Weisheit der Ameise oder die Lehre der emsigen Biene, deren unermüdlicher Gemeinsinn dem Menschen noch immer ein Muster geselliger Tugend sein könnte.

Zu bedauern war es, daß diese unvermeidlichen Elemente durch Vermittelung einer Person, deren flüchtige Bekanntschaft wir schon gemacht haben, auch unter den rechtlichen Leuten Anhang und Vorschub fanden. Diese Person war der ehemalige Stellvertreter Rusts. Ein Mensch nicht ohne gewisse Fähigkeiten, aber doch zu wenig eine gefestete Persönlichkeit, um die maßlose Ehrsucht zu rechtfertigen, die ihn nach Höhe und Macht gelüsten ließ. Immerhin war die Leidenschaft dieses noch jungen Mannes, wie auch die Folge gezeigt hat, nicht ungefährlich. Um so weniger, als sie sich jener selbstgefälligen Schlauheit verband, die, durch und durch von sich durchdrungen, weniger unter der Stirn als hinter den Ohren sitzt, und die im letzten Grunde doch nur immer eine besondere Form der Beschränktheit ist. Wie denn seit immer schon die Torheit in jeder Gestalt eine Feindin hundertmal schlimmer und gefährlicher ist, als eine ehrliche Gegnerschaft, die Vernunft und Klugheit führen.

Ein Irrtum seines gütigen Herzens ist es gewesen, daß Rust glaubte, diesen Mann durch die Versetzung auf einen zwar minder einflußreichen, aber doch nicht unbedeutsamen Posten unschädlich gemacht zu haben. Ein Fehlgriff, der sich schwerer

rächen sollte, als er es damals noch ahnen mochte. Eher werden Tausend Tüchtige sein, die ein wirklich ihnen zugefügtes Unrecht vergeben und vergessen, als daß nur einmal die verletzte kleine Eitelkeit eines Strebers die vermeintliche Unbill verzeihen könnte, die seiner Einbildung widerfahren ist.

So konnte auch der Speichermeister von Rusthafen die vermeinte Zurücksetzung, die ihm widerfahren war, nicht verwinden, und es wurmte ihn stets von neuem, daß mancher, dem er sonst befohlen hatte, heute von ihm unabhängig, der gleichen Freiheit sich erfreute wie er selber. Zu den Obliegenheiten seines Amtes gehörte auch die Überwachung des Lösch- und Ladewesens. Eine Tätigkeit, deren immer neue Anregung und Abwechselung der Unruhe seines Geistes entgegenkam und die ihn in mannigfache Berührung auch mit den Eingeborenen brachte. So konnte es ihm nicht fehlen, daß er nach und nach, wenigstens im Umkreise des Hafengebietes, einen gewissen Einfluß erlangte. Gute und einfache Menschen haben ja selten ein starkes Gedächtnis für das Üble, was man ihnen getan hat, und wenn eine berechnende Natur wie Selbeckers durch verdoppelte Freundlichkeit auf alte Wunden ein kleines Pflästerchen legt, dann ist die erste Handlung über der zweiten nur zu gern vergessen.

Dieses Mannes also, der zwischen den Weißen und Eingeborenen gewissermaßen als eine Mittelsperson stand, glaubten sich jene Abenteurer als eines geeigneten Werkzeuges für die Ausdehnungs-

gelüste ihres hochgespannten Pflanzerwahnes versichern zu sollen, und sie täuschten sich auch nicht in ihm, bis nur auf den einen Punkt, daß er der Gewitztere war. Der gar nicht so sehr daran dachte, die Nüsse für die anderen aus dem Feuer zu holen, als vielmehr sie selber zu verzehren.

Eine einsame, unbewohnte Hütte am Nordstrande der Regenbogeninsel diente den Verschworenen als der Versammlungsort ihrer nächtlichen Zusammenkünfte. Die Zahl der Eingeweihten in den Plan war jedoch nur klein und machte vorerst noch nicht das Dutzend voll. Sie hatten sich auch gelobt, vorläufig keinen weiter ins Vertrauen zu ziehen. Eine Vorsicht, die durch die allgemeine Liebe und Verehrung zu Rust noch mehr als durch die Furcht vor Verrat geboten war. Da Selbecker in Erfahrung gebracht hatte, daß sich Rust infolge Ablebens des alten Wullenweber mit Reiseplänen nach Europa trage, so beschlossen die Rädelsführer den Anschlag aufzuschieben, bis Rust auf dem Wege nach Hamburg sei, und inzwischen durch eine stille Maulwurfsarbeit das Vernichtungswerk um so sorgfältiger vorzubereiten.

Dies war der Stand der Dinge an dem Tage, da Rust zu seinen Kindern kam und ihnen von seinen Wahrnehmungen sagte. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß man ihm den ungeheuerlichen Vorwurf erhoben hatte, er wolle an seinen „sogenannten Wohltaten“ — nur sich selbst bereichern! Er, der seiner Überzeugung Opfer über Opfer gebracht hatte!

Der menschliche Unverstand hat etwas Magnetisches an sich. Nichts wenigstens ist so töricht in der Welt, daß es nicht auch die Törichten fände, die es glauben, und wenn ein Lügenfirnis immer wieder und immer von neuem aufgefrischt wird, so nimmt er schließlich eine Farbe an, die auch für das schärfere Auge von der Wahrheit kaum noch zu unterscheiden ist. Eine Erfahrung, die sich auch hier bestätigte.

Noch aber hatte Rust keine Ahnung von dem Ernst der Gefahr. Während so das Verhängnis, das sein Lebenswerk zu stürzen drohte, schon unter seinen Füßen schlich, hatte sein nie rastender, nie befriedigter, nie sich genügender Schaffensdrang, der immer zu bauen, immer etwas aus der Tiefe aufzurichten haben mußte, schon wieder eine neue, hohe Aufgabe sich gestellt.

„Was hilft das Anklagen!" sprach er zu seinen Kindern. „Der Zerstörungstrieb ist dem Menschen eingeboren, ebenso wie die Schaffenslust. Das Satanische und das Göttliche, beides in der einen Menschenbrust beschlossen! Zeigt es nicht das Kind schon, das Sandschlösser türmt, seine Herrlichkeiten aber zerbricht, zerreißt, zerstückt? ... Ich will dir etwas vertrauen, Rasmus: an dem alten Holze, da ist nicht mehr viel zu richten und zu strecken, bei der Jugend müssen wir einsetzen. Jugendland — Zukunftland! ... Ich habe einen Plan gefaßt. Ein Reich der Kinder will ich errichten.

Seine Stätte — die vier Küsten der Regenbogeninsel.

Seine Gewalt und Herrrlichkeit — die Majestät des Kindes.

Sein Recht und Gesetz — das kindliche Gewissen.

Sein Gedanke — die Freude.

Sein Gehorsam — des Kindes Wille.

Sein Drill — das Schauen und Schaffen.

Seine Zucht — die Freiheit.

Sein Weg — die Entwickelung.

Sein Ziel — menschliche Zukunft!"

Rasmus und Martha, des Erstaunens voll, sahen dem Vater ins Angesicht. Sie hatten ihn kaum noch so gesehen. War dieser glühende Mann, dem in den blauen Tiefen seines Auges heiliges Feuer stand, derselbe noch, der er vor wenigen Minuten erschien, der er gestern, der er immer war?! Sie verstanden ihn nicht, sie fühlten es nur, daß er recht hatte. „Wie meinst dus, Vater?" fragte Martha.

Rust brannte sich eine Zigarre an und reichte das Täschchen Rasmus hin. „Seht," sagte er, indem er das erste Wölkchen in die klare Abendluft blies: „Ich denke mir, eine Erziehung, an der das Kind mehr als heute von innen heraus mitwirkt, wird fruchtbarer sein als eine solche, die fast nur von außen ansetzt. Je mehr wir dem Kinde die Möglichkeit auch seiner Selbsterziehung, Selbstentfaltung, Selbstentwickelung gewähren, je mehr und je früher wir es an dem Werke seiner Aufbauung beteiligen, je gedeihlicher wird daran auch unsere Arbeit, je kräftiger der Erfolg sein. Eine Erziehung, weniger zum Wissen als zum Können und zur Selbständig-

keit. Mehr noch: eine Erziehung zur Willenskraft und zur schaffenden Lebensbejahung!

Und das meine ich auf folgende Weise zu erreichen. Ich gebe der Jugend ein Stück Land und sage den Kindern: Das gehört euch. Fünf Tage in der Woche sollt ihr Kinder sein, lernen und gehorchen. An jedem Freitagabend aber mögt ihr hinüber auf eure Insel ziehen und am sechsten und siebenten Tage über das Land, das ich euch gebe, Herren sein und regieren. Eure Lehrer, die eure Freunde sind, werden euch begleiten als treue Warner und Berater; eure Mütter und Väter, eure großen Brüder und Schwestern, wenn es ihnen Vergnügen macht, mögen mit euch sein und raten, so oft es ihnen nur gefällt — niemand aber wird euch befehlen an diesen beiden Tagen. Ihr sollt selber sehen, wie ihr miteinander fertig werdet. Ihr dürft säen und ernten, graben und pflanzen, pflegen und wässern, bauen und einreißen, hämmern und hobeln, schnitzen und schneiden, kochen und bereiten, füttern und tränken, hüten und weiden, der Kreatur euch erbarmen und alles Gute tun, wie ihrs von den Großen abgesehen habt. Ihr dürft alles tun, was euch euer kleiner Verstand sagt, euer kindliches Gewissen gutheißt, und was nicht böse ist. Niemand wird euch zwingen, keiner wird eingreifen in euer Tun, es sei denn notgedrungen, um das Schlechte zu verhüten. Ihr sollt in diesen Stunden wie ein kleines Volk unter euch sein, wo eines jeden Wille und Stimme genau so viel wie die seiner Brüder gilt — nun seht, wie ihr fahrt!

Seht zu, ob ihr der Ordnung bedürft oder ob ihr ohne sie auskommt. Ob ihr eure Arbeit verteilen müßt oder besser gemeinsam vollbringt. Ob ihr Tag und Abend zwischen Arbeit und Erholung werdet regeln müssen oder nicht. Und wenn ihr erfahren solltet, daß die Ordnung im Leben notwendig ist, so versucht euch eine Form zu schaffen und in die Zügellosigkeit das waltende Gesetz zu tragen.

Rust klopfte die Asche von seiner Zigarre herunter und legte diese hin. Dann lehnte er sich wieder in seinen Stuhl zurück.

Das ist mein Gedanke, sagte er. Im kindlichen Spiele schon aus dem Chaos die Ordnung heraufzuführen. Aus dem Urzustande die Gemeinschaft des freien Menschen aufzubauen. Und in seinen ganz einfachen Grundlinien schon aus dem lebendigen Bedürfnis der Stunde heraus die vorbildliche Anschauung eines Edelstaates zu gestalten, der sich im Einklange mit der sittlichen Weltordnung befindet und der an der Hand des Weltgesetzes der Entwickelung dem Kinde schon in allmählichem, unmerklichem Aufstiege ein kleines Abbild des Weltganzen und der Welteinheit hervorbringen soll.

Ich gebe euch Bürgschaft und Siegel: nicht drei Tage werden über diesem Reiche der Kinder die Fahnen flattern, und meine Jungen haben es begriffen, daß die Anarchie ein Unding ist. Und sie werden bald das Wort verstehen, das ich ihnen über die grünen Pforten ihres Reiches in goldenen

Lettern heften werde: Zum Schaffen ist der Mensch, nicht zum Zerstören da! —

Längere Zeit nach dieser Unterredung war vergangen, als sich eines Tages an der Südküste der Regenbogeninsel ein ungewöhnlicher Anblick bot. Auf der das Felseninnere rings umlagernden Grasebene, an einer Stelle, wo sie in sanfter Abdachung von den Bergen sich heruntersenkt, sah man in den Wegen eines aus lauter zierlichen Laubhütten und Zelthäuschen luftig aufgebauten Gartenstädtchens ein buntes Kindergewimmel treiben. Blumengewinde an allen Pforten, flatternde Farben auf allen Dächerchen, bis in das letzte Gärtlein am Berge hinauf, zeigten die festliche Begehung eines Ereignisses an. Irgend etwas ganz Besonderes mußte im Gange sein. Von Siniam, von Rusthafen, von den Nord- und Westdörfern der Hauptinsel herüber nahte sich eine bunte Flotte von blumengeschmückten Booten, alle mit lachenden, fröhlichen Kindern besetzt. Mit einem gleichmäßigen Rudertakt kamen sie bald heran und legten, eines nach dem anderen, an dem langen, durch das Schilf gebauten Landungsstege an. Schon am Strande wurde ihnen von den Kindern der Freudeninsel mit Gesang und Fahnenschwenken, Spielen und Ringelreihen ein festlicher Empfang bereitet. Es galt den Tag zu feiern, wo nach dem ersten geglückten Vorversuche mit zunächst nur hundert Kindern ein zweites Hundert in das neue Reich feierlich eingeführt wurde, um auf benachbartem Gelände nun in gleicher Weise wie die erste

Schar das selbstherrliche Leben zu beginnen. Denn es war so gedacht, daß immer hundert Kinder ein Völklein bilden sollten, eine Versuchs- und Wirtschaftsgemeinschaft für sich.

So wurde auch den Späterkommenden die freie Selbstbestimmung gewahrt, die Schablone vermieden, und es konnte wohl begegnen, daß die Entwickelung in den verschiedenen Revieren einen ganz anderen Verlauf nahm. Daß vielleicht verschiedene Formen ihre Gleichberechtigung erweisen, andere aber wiederum in eine Sackgasse führen würden, aus der es als einzige Rettung nur ein Zurück gab und eine Erneuerung nach einem schon bewährten Vorbilde. Und in der Tat hat die weitere Entwickelung dahin geführt, daß man bald in friedlichem Nebeneinander ein däumlingskleines Königreich, eine liliputanische Republik und sogar — im Knirpsmaßstab „Drei Käse hoch" — ein Musterbeispiel des berühmten „Zukunftsstaates" studieren konnte. Besonders dieses letztere ein lehrreiches Gegenexempel, wo alles allen und keinem etwas gehörte, und überhaupt jedweder Unterschied aufgehoben war. Wo es daher auch keinen Einzelwillen mehr gab, sondern nur noch einen Gesamtwillen, und wo eines jeden Tun und Lassen teils durch das Los, teils durch die Einsicht der erwählten kleinen Machthaber als der Vertreter dieses Gesamtwillens geregelt ward. Von allen diesen Formen, die sich so im Laufe der Zeit herausgebildet haben, ist der „Zukunftsstaat" aber die einzige gewesen, die schon an der Unmöglichkeit,

jeder Eigentumsfreude zu entsagen, auf jede Selbstbestimmung Verzicht zu leisten, alsbald wieder gescheitert ist. Zur großen Betrübnis der kleinen Gewalthaber, die, um in diesem Schiffbruche wenigstens ihre Würde zu retten, nun am liebsten einen „Staatsstreich“ ausgeführt und den „Zukunftstaat“ flugs noch in ein — Despotenreich verwandelt hätten! Nur an dem lächelnden Widerstande Rusts und an der finsteren Entschlossenheit der großen Mehrheit seiner kleinen Schützlinge scheiterte dieser schwarze Anschlag.

Indessen, das ist den Ereignissen vorausgegriffen. Heute herrschte eitel Freude und Einigkeit in Trojas Hallen. Die neu eingerückten kleinen Rekruten des Reiches sahen sich zunächst einmal alle die schönen Dinge an, die schon getan waren von ihren Brüdern und Schwestern. Dieses ganze bewimpelte Wunderland, das sich anstelle der grünen Wildnis von ehedem den erstaunten Kinderaugen aufschloß, war von einem munteren Bächlein durchrieselt, auf dessen einem Ufer das Knabenland, auf dem anderen das Mädchenland lag. Jedes Kind über neun Jahre hatte drei Geviertruten bekommen, auf denen es anstellen konnte, was es wollte. So konnte man schon unweit des Landungsstegs an der Mündung des Wiesenbaches in die Lagune eine richtige kleine Zuckerrohrplantage bewundern, die vier Jungen zwischen zehn bis zwölf Jahren gemeinschaftlich bewirteten; sie war der Zahl ihrer kleinen „Pächter“ entsprechend nicht größer als zwölf Ruten im Geviert. Weiter obenhin am Bachwasser hatten sich wieder

vier Jungen als Pflanzer einer kleinen Tabakfarm zusammengetan, während in der Nachbarschaft drei jüngere Knaben die Kaffeepflanze, drei ältere die Baumwollstaude nach allen Regeln der gärtnerischen Kunst anbauten. Daneben sonnten sich üppige Tarofelder und schossen aus grünsaftigen Wurzelköchern ihre breiten Blätterpfeile empor, während weiter hinauf auf den Grasweiden der Berghänge kleine Ziegenhirten Böcklein und Geißlein in die Hürden trieben. Am andern Ufer, wo die Mädchen bauten (die großen Brüder mußten wohl ein wenig dabei helfen!) sah man weiße und grüne Tauben flattern, sah Hähnchen und Hühnchen, die spazieren gingen, und hörte das Sumsen der Honigbiene um den Ruch der Blumenkelche. Hier wuchsen Yamswurzeln und süße Bataten auf, Paradiesäpfel und schattenhohe Pisangstauden, Ananasfrüchte, Melonen, Kohlkräuter, Kürbisse, Salat — kurzum, was die beiden Hälften der Welt an schmackhaften Schätzen in und über der Erde bergen. Dazwischen, hüben und drüben des Wassers, schlanke, wiegende Kokospalmen, mit hohen Bambusen und Gruppen von Papayabäumen wechselnd, hin und wieder ein breiter, ausreckender Brotfruchtriese, ein Lichtnuß-, ein Papiermaulbeerbaum, die in dieses Landschaftsbild einer lichterfüllten glühenden Fruchtbarkeit die tieferen Kulissen und Schatten zeichneten und seinen Reiz an den blauen Hintergrund der Berge festgürteten.

Unter den freundlich im Grünen verstreuten Bambuslauben und Zelten entdeckte man hier und

da auch ein stattlicheres Gebäude. Das waren die Freischulen, die Kochhäuser und die Schlafhütten. In diesen Schulen wurden die Grundzüge der Gartenkunst und der Landbewirtung, die notwendigsten Fertigkeiten, Verrichtungen und Handgewerke, und von allerhand nützlichen Wissenschaften sonst wenigstens die Anfangsgründe mitgeteilt. Jedem aber war Gelegenheit gegeben, wenigstens *ein* Handwerk, *einen* Landbetrieb sich gründlicher anzueignen. Allein ein Zwang fand auch hier nicht statt. Jeder konnte kommen oder wegbleiben, wie ihn sein Verlangen trieb. Der mächtige Büttel jedoch, der die kleinen Geister herbeischaffte, war das hier erweckte eigene Bedürfnis. War sodann das gute Beispiel, das man sah, war der erwachte Stolz des sich selbst gewordenen, frei sich fühlenden Willens und überhaupt die Freude, die an der ganzen Art und Weise haftete und die die Arbeit zum Genuß werden ließ. Das Spiel war zum freudigen Ernst geworden und der Ernst zum bedeutungsvollen Spiele.

In diesem Reich der Kinder, wo keinerlei Aufsicht stattfand als diejenige aller über alle, wo das erwachte Selbstbewußtsein und Gefühl der Verantwortung das Treibende des Ganzen war, konnte man sich überzeugen, wie die beste Bürgschaft der Ordnung das allgemeine Gewissen ist. Das es eben nur zu schärfen gilt.

So wurden aus der Freiheit und Freude hier auch die sittlichen Kräfte entwickelt. Vor allem das Selbstvertrauen gestärkt, der Gemeinsinn wach-

gerufen, der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, die beide aus **einer** Wurzel wachsen, gekräftigt, und, was heute ganz noch fehlt, das frühe Verständnis vorgebaut für die Sonder- und Gesamtbedürfnisse eines ganzen Volkes. So wurde an der innigen Berührung des jungen Lebens mit dem Leben, das heißt mit der Natur, die das Kind lieben lernte, mit der Pflanze, die es tränkte, mit der Kreatur, deren Hunger es stillte, und vor allem an den tausend Schmerzen und Freuden der kleinen Mitmenschen untereinander, Gemüt und Charakter gebildet.

In diesem Reiche, wo die Erziehung zu einer Kunst erhoben war, gab es keine Steckenknechtschaft mehr, und der schulmeisternde Stockstümper von ehedem, der mit dem wahren und echten Lehrer des hohen Meisterberufs innerlich nichts gemeinsam hat, der früher einmal das Ehrgefühl des Kindes kurz und klein schlug, bis es nicht mehr zuckte, der die Demut der Heuchelei, die Tugend des spanischen Rohres — Knutenerfolge züchtete: für ihn war hier kein Platz mehr.

Nicht die Willenskraft des Kindes zu unterjochen galt es Rust, sondern im Gegenteile, erst recht sie emporzurichten. Denn auch der Wille, sagte er sich, ist eine lebendige Kraft, die Beharrung hat, und die zu brechen ohne seelische Zerstörungen gar nicht möglich ist. Wenn er daher sah, daß ein kindlicher Wille auf einer falschen Bahn sich befand, so hütete er sich wohl, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben und einer Kraft, die gelenkt und geleitet, aber

nicht vernichtet sein wollte, mit unsinniger roher Gewalt entgegenzutreten. Jenes Weltgesetz von der Erhaltung der Kraft, sagte er einmal zu Martha, muß es seine Gültigkeit nicht auch auf die lebendigen Seelenkräfte haben? Ist es möglich, auch nur das kleinste Willenskörnchen auszulöschen und zu vernichten? Auch alle Geisteskraft trachtet sich umzusetzen; so der Wille in die Tat. Sehen wir also, daß ein kindlicher Wille einer Handlung zustrebt, die töricht oder verwerflich wäre, so kann es doch nur darauf ankommen, dem kleinen Freunde die Hand zu reichen, sein Auge zu öffnen und den Abgrund ihm zu zeigen, an dem er eben noch blindlings wandelte; die Kraft aber, die ihn abwärts trieb, mit weiser Kunst zu lenken und ihr die Richtung nach einer Gelegenheit zu geben, die ihr Ausgleichsmöglichkeiten gestattet, die ihr erlaubt, sich in eine zweckmäßige und bessere Handlung umzusetzen. Nur ein verhängnisvoller Unverstand, dem die menschliche Seele unbekanntes Land ist, mag sich einbilden, durch ein geistloses Machtwort eine lebendige Seelenkraft aus der Welt geboten zu haben! Nur die Ungeschicklichkeit eines Toren, der lieber Kühe hüten sollte, wird dem kindlichen Willen, und wäre er noch so verkehrt, anstatt Vernunft und Liebe eine verständnislose Gewalt entgegensetzen. Wird die sich regende Eigenart statt in Licht und Luft und Erde — auf der Streckbank „ziehen" wollen. Er weiß nicht, was er anrichtet! Ein Erzieher, sagte Rust, der es darauf anlegt, wollende Lebenskraft zu verschwächlichen, ein-

zuschüchtern, an der Brutalität seines stärkeren Willens zerschellen zu lassen, anstatt im Gegenteile jede gute Gelegenheit wahrzunehmen, um ihr Vorschub zu leisten und sie in der Richtung ihrer Begabung noch tausendmal stärker anzufeuern, als wie sie ist bereits, der geht auf nichts Schlimmeres aus, als ein Geschlecht von Untüchtigen und noch außerdem von Knechtsseelen zu züchten. Er ist nicht mehr und nicht weniger als ein gefährlicher Untergräber der besten Wurzelkraft seines Volkes. Was wir aber brauchen, sagte Rust, nach außen und nach innen hin, das sind Männer. Aufrecht stehende, aufrecht gehende, vollsäftige Menschen, denen der Adel eines freien, entschlußkräftigen, hochgerichteten Willens noch als eine Tugend gilt. Die Freiheit, wenn man ein Bild gebrauchen will, ist der leitende Steiger zur Tagfahrt und Glückseligkeit eines ganzen Volkes, die Liebe der schürfende gute Geist, der den Silberblick des Herzens erschließt. Diese drei aber, Freiheit, Freude und Liebe: die ewigen Hochmeister am Bau der Menschheit. Aus der Tiefe mußt dus holen!...

Solche und ähnliche Gedanken hatten an diesem Festtage Rust wieder einmal beschäftigt, und die Gespräche mit seinen Kindern auf der Fahrt nach der Regenbogeninsel waren von dem festen Entschlusse erfüllt, sein Werk zu Ende zu führen; unbekümmert um die Anfeindungen, die es ihm leider so sehr heute erschwerten.

Als sie am Abend alle zusammen wieder oben

in der Laube saßen, stellten ihm seine Kinder vor, ob er nicht wenigstens seinen Hauptgegnern unter den Pflanzern in Rusthafen etwas entgegenkommen wolle, um sie nicht ganz zu seinen Feinden zu machen. Es könne doch seine Schöpfung nicht umwerfen, wenn nun auch ein paar Unzufriedene zwei, drei Äcker mehr erhielten.

„Wie denkt ihr euch das?" erwiderte Rust, „wie stellt ihr euch die Möglichkeit vor, hier mit dreien, vieren eine Ausnahme zu machen? Die sich, soviel sie wollen, doch einfach nur zu pachten brauchen! Wie käme ich zu solcher Willkür? Ich, der ich nur den Gedanken angeregt habe und mit der Mehrheit, die ihn beschlossen hat, nicht wie der Wind springen kann. Nein, meine Lieben, da ist den Herren drüben nicht zu helfen."

„Ich denke nur," entgegnete Rasmus, „es wäre besser, eine kleine Einräumung zu machen, als die ganze Sache zu gefährden."

„Fürs erste steht ja wohl unsere Sache, und sie wird, hoffe ich, auch weiterhin bestehen. — Was meint Ud dazu?" Mit diesen Worten hob er den kleinen Schelm auf seinen Schoß herauf und zauste ihn in den blonden Locken. „Ihr werdet mir schon wacker helfen, du und dein Brüderchen, wenn ihr nur erst groß seid! Und heute haben wir noch nichts zu fürchten! Gelt?"

In diesem Augenblicke kam Martha mit einer brennenden Kerze aus dem Hause und stellte sie auf den Tisch hin. Sie hatte die letzten Worte des Vaters noch gehört. „Ach," sprach sie, mit einem

Blicke, in dem die ganze Besorgnis ihres kindlichen Herzens lag: „sage das nicht! Es atmet nichts so Großes und Gutes in der Welt, was nicht eine Handvoll Niedrigkeit ersticken könnte!"

„Und keiner weiß dirs nicht mal Dank, Vater!" bekräftigte Rasmus. Denn er war heute wieder feindseligen Gesichtern begegnet.

„Keiner, keiner, Vater!" sagte auch Martha.

„Wenn ihr doch nicht immer von Dank sprechen wolltet," erhob sich Rust und setzte den Kleinen nieder. „Wer darf denn darauf rechnen? Wem etwas Heiliges auf der Seele liegt, wie dürfte der nach dem Ausgang fragen. Seht diese Kerze an. Ihre Flamme muß leuchten. Was fragt sie danach, ob die Augen sich ihr auftun und weiten oder ob sie sich verschließen. Sie leuchtet! . . . Wir können nicht mehr tun, als unsere Natur erfüllen und unser Gewissen. Das eine ist unsere Überzeugung und die andere vielleicht unsere Kraft. Ich weiß recht wohl: Kluge giebt es genug in der Welt, aber merkwürdigerweise so wenige, die auch den Mut ihrer Meinung haben. Ich verstehe immer nicht, wie es Menschen fertig bringen, ihre Natur, die Licht ist, zu verleugnen."

Es war schon spät geworden, als Rust aufbrach. Sein Weg führte ihn einen Waldpfad zwischen den Bergen hin, den er bisweilen einschlug, wenn er von seinen Kindern kam. Es war ein Umweg nach dem Nordstrand zu, aber in dunklen Nächten gab ihm Rust den Vorzug, weil der etwas steile Abstieg in die Schlucht hinunter in der Finsternis nicht ganz

ungefährlich schien. Heute, da Neumond war und auch kein Stern über dem bedeckten Himmel sich hervortat, hatte er sich zur Vorsicht auch noch eine Laterne mitgeben lassen.

So war er etwa eine halbe Stunde gegangen, als er sich der Wegstelle näherte, wo vor drei Jahren der unglückliche König des Landes dem Mörderstreich des Malayen erlegen war. Ein weißer Stein im Urwalddämmer bezeichnete die Stätte dem Wanderer, der hier des Tages kam. Heute jedoch, in der pechschwarzen Nacht, suchten ihn Rusts Blicke vergebens. Schon glaubte er an der Stelle vorüber zu sein, als ein Lichtstreif der Laterne am Wege voraus den weißen, schwachen Schein erkennen ließ. Im Augenblick regte sich etwas. Er hörte einige Schritte hinter sich ein Geräusch, als teilten sich die Büsche auseinander und schlügen leise wieder zusammen.

„Ist jemand da?“ rief Rust.

Keine Antwort.

„Ist hier jemand?“ wiederholte er nochmals.

Der Geruch der wilden Ingwerblüte schlug ihm betäubend entgegen ... wiederum keine Antwort — nichts.

Er beschleunigte seine Schritte, daß die Laterne in seiner Linken wie ein Pendel schwang — hin und her — — hin und her — — — hin und her ...

„Es wird ein Tier gewesen sein,“ sprach er halblaut vor sich hin. „Vielleicht —“ er vollendete den Satz nicht. Ein Krach brach ihn ab, dem ein vielfältiger Donner folgte. Jäh die Luft erschütternd,

verrollte er langsam in den vielen Klüften, die sich in dieser Felsengegend befinden. Hart an Rusts Kopfe war etwas vorübergezischt, daß er den Wind davon an der Schläfe spürte.

Mehr erstaunt vor etwas Unbegreiflichem als wirklich erschrocken und um sein Leben fürchtend, drehte sich Rust um und hielt die Laterne hoch, dem Rückenschützen Aug in Auge zu begegnen: „Wer ist der Tapfere, der auf einen wehrlosen Mann von hinten schießt?"

Diesmal erhielt er Antwort. Als ein Feuerblitz war sie geschrieben, der zum Glück abermals fehlte und nur die Laterne durchschlug, so daß das Licht darin verlöschte.

Undurchdringliche Finsternis umgab ihn. Einen Augenblick überlegte Rust, ob er den Feigling verblüffen und sich aufs Geradewohl in der Richtung des Schusses auf ihn losstürzen solle. Allein, da er keine Waffe bei sich hatte, seinen Angreifer nicht sehen konnte, auch nicht einmal wußte, ob es nur einer war oder mehrere, so entschied er sich dafür, unterm Schutz der Dunkelheit ruhig weiter zu gehen, und brach sich nur für alle Fälle am Waldrand eine kräftige Wehr ab.

Als er eine gute Strecke davon war, fing er an sich gewisser zu fühlen, daß ihm niemand gefolgt sei, und ließ nun vor seinem geistigen Auge alle seine Feinde und Widersacher vorüberziehen. Aber, so weit er sie kannte, war auch nicht einer darunter, dem er die Heimtücke zu einer solchen Tat zutrauen konnte. So kam er zu dem Schlusse, daß es nur ein

Mensch gewesen sein könne, der ihm fern stehe, und dessen Haß entweder auf Verranntheit oder auf Unkenntnis seiner Absichten beruhe. Unter diesen Umständen, da er auf keine Person einen Verdacht hatte, einen unbegründeten Verdacht aber auf niemanden lenken wollte und überhaupt jeder Anhalt fehlte, so faßte er den Vorsatz, zu keinem Menschen über das Geschehnis dieser Nacht zu sprechen und es nur seinem Tagebuch anzuvertrauen. So sagte er nicht einmal seinen Angehörigen davon, um sie nicht zu beunruhigen. Aber er nahm sich vor, von nun an etwas vorsichtiger zu sein, und auf seinen einsamen Gängen nach Möglichkeit die Wege zu wechseln.

Wenige Wochen nach dieser Begebenheit, in einer warmen, süddezemberlichen Frühlingsnacht, näherte sich den simsinischen Inseln ein Schiff, von dessen hinterster Gaffel herab die Flagge der französischen Republik wehte. Es war ein alter, aber noch wohlgefügter Dreimastschoner von etwa 600 Registertonnen, der in goldgemalten Buchstaben an seiner Gallion (wahrscheinlich dem großen französischen Dichter zu Ehren) den Namen „Lamartine" führte. Die Mitte der zweiten Nachtwache konnte überschritten sein, als das Schiff in den Feuerkreis der Windinsel kam und die ersten Hafenlichter sichtete. Da Niedrigwasserzeit war und die Einfahrt in die Passage erst gegen vier Uhr morgens (das war in zwei Stunden) frei wurde, ließ der Kapitän auf

der Reede Anker werfen. Er wollte sich eben in seine Kajüte zurückziehen, als vom hinteren Deck her ein junger Mann sich näherte und mit dem ungezwungenen Anstand, den natürliches Gefühl und eine gute Erziehung geben, auf ihn zutrat. Er mochte etwa zweiundzwanzig Jahre zählen und war einfach, aber mit Geschmack gekleidet. Die feine Streifung des leichten, lässigen Sommeranzugs, den er trug, erhöhte noch die Schlankheit seiner zarten, mittelgroßen Gestalt, während eine wassergraue Lavallière das blendende Weiß der Wäsche unauffällig vermittelte. Braune Lockenfülle eines ausdrucksvoll geformten Kopfes umschattete unter dem geflochtenen Sonnenhut ein stilles, sympathisches Gesicht, das in diesem Augenblicke unverkennbare Ungeduld bekannte.

„Ich bitte Sie, Herr Kapitän, ich beschwöre Sie, geben Sie mir immer ein Boot; wenn Sie mir auch keinen Mann anvertrauen mögen, der mich hinüberrudert. Die Nacht ist hell, ich kann es selbst tun. Oh, ich kenne jede Tiefe hier, denn wie oft nicht bin ich hier gefahren!"

Diese in französischer Sprache hastig aber nicht unangenehm hervorgestoßenen und von einem bittenden Blick der großen, dunklen Augen lebhaft unterstützten Worte konnten gar nicht anders als Eindruck machen. Der alte, welterfahrene Kapitän aus der Gascogne willfahrte lächelnd. Er war zu sehr Menschenfreund und Menschenkenner, um für die stürmischen Herzensnöte der Jugend nicht sofort das richtige Erkennen und Verstehen zu haben.

Sylvester (wer hätte ihn nicht erkannt!) hatte die Sehnsucht seines Herzens nicht länger bezwingen können. Er war eines Morgens aufgewacht und fühlte, daß unter den Millionen und Abermillionen der unendlichen weiten Welt zwei Menschen lebten (drei kleine mitgerechnet, kamen sogar fünf heraus!) die zu seinem Sein gehörten, wie die Sonne und der himmlische Regen zur dürstenden Erde, und die ihm einfach nicht mehr entbehrlich waren. So hatte er der selbstauferlegten Verbannung kurz entschlossen ein Ende gemacht und noch an demselben Tage seine Geige genommen, seine Noten, Kleider und Bücher zusammengerafft und sich auf den rückkehrenden Orient-Expreß gesetzt, um in Marseille ein Schiff zu besteigen. Das leidenschaftliche Verlangen, die ferne Geliebte zu sehen, deren letztes Wort zu ihm die süße Gewißheit seines wiedergegebenen Lebens war: mit einem Male hatte es ihn mit einem Ungestüm überfallen, daß er die erste Gelegenheit, die ihm zufällig die Heimat bot, auf der Stelle wahrnahm. Alle Bedenken gegenüber den Erkennungsgefahren gerade dieses Weges waren in nichts verlöscht, und kaum ein Gedanke mehr hatte Raum in ihm als der zu ihr.

Der Zweck seiner Reise nach Brüssel war erfüllt. In sechs Monaten hatte er sich Kontrapunkt und Generalbaß so zu eigen gemacht, daß ihm seine Lehrer erklärten, sie wüßten nichts mehr, was sie ihm noch beibringen sollten. So hatte er den Rest seines Aufenthaltes schon mehr der Anwendung des Gelernten und dem künstlerischen Genießen widmen

können, und Zeit gefunden, sich auch als ausübender Künstler der musikalischen Welt vorzustellen.

Der eine oder andere unter uns älteren, der ihn vielleicht in jungen Tagen damals gehört hat, ihn, der am wetterleuchtenden Horizonte Beethovens wie ein Meteor auftauchte, so schnell gekommen als verloren wieder: dieser oder jener noch wird sich des seelenvollen Zaubers seines hinreißenden, unnachahmlichen Spieles sicher erinnern. Und wer ihn ein einziges Mal, wenn er spielte, mit aufgetanen Augen gesehen hat, der wird auch seine Erscheinung nicht vergessen haben. Diese seltsame, rührende. Diese Jünglingsgestalt, wie sie ähnlich vielleicht, jedenfalls ebenso umwittert von einer unerklärlichen Kraft schmerzlicher Anziehung, die unsterbliche Hand Giorgiones auf dem Bilde festgehalten hat. Wenn man ihn ansah, konnte man glauben die heimlichen Wundmale zu verspüren, die unsichtbare Schmerzenspfeile blutend hinterlassen hatten.

Seine erste Kunstreise (sie ist auch seine einzige geblieben) hatte ihn von Brüssel über Berlin und Wien, Breslau, Dresden, dann München, Köln, Frankfurt, Leipzig, Kopenhagen bis nach London geführt, und diese wenigen Konzerte hatten genügt, den Namen Sylvester Unbekannt mit einem Schlage zu widerlegen und ihm in tausenden Herzen die zitternde Resonanz des Ruhmes zu geben. Allein — Befriedigung war ihm nicht geworden. Wir wissen es heute: er hatte das tragische Gesetz erfüllen müssen und den Genius mit Leiden

gebüßt. Und wir dürfen vermuten, daß die noch nicht geschlossenen Wunden seines Innersten ihn täglich erinnerten, daß das Tiefste und Größte aller künstlerischen Offenbarung (selbst in der Heiterkeit, wo man es doch nicht vermuten sollte) fast immer nur aus dem Schmerze geboren wird. Ruhm, dieser arme Wahn, was konnte er ihm gegen die Gewißheit sein, die ihm jene glückliche Scholle Erde im fernsten Meere gab: die Gewißheit der Gegenwart zweier hoch und herrlich wandelnden Menschen, die ihn mit dem Herzen erfaßt und lieb hatten. Wenn überhaupt je wieder Beruhigung ihm beschieden war, so fühlte er, war dort seine Ruhe, dort sein Friede, dort die Erlösung schon. So schien sein ganzes Wesen in eine stille Leidenschaft getaucht, deren Atem Sehnsucht, deren Herzschlag Liebe, deren Seele aber das heiße, unstillbare Bedürfnis nach Liebe war. Das war es, was er suchte.

Der volle Mond stand über den hohen Mattendächern des Dorfes, als Sylvester auf den weißen Sand sprang. Er band das Boot fest und wandte sich den Pfad entlang, der das Flüßchen hinauf zu Tutumas Thal führt. Nichts hatte sich verändert hier. Noch stand das Brunnenhäuschen als das letzte Merkzeichen der in Asche versunkenen Hofstätte; noch brütete hier die wilde, üppige Fruchtbarkeit, die alle Spuren der Vergangenheit überrankt, überwuchert hatte. Dem Wasser entgegen, das in der Schlucht stürzte, stieg er hinauf. Auch oben das Bild des Friedens wie immer. Da hob sich das braune Dach aus dem grünen Blätterwerk herauf,

die angelegte Gittertür vor der zierlichen Bachbrücke schien einzuladen, in die grünen Geheimnisse dieses Gartens einzudringen, und der alte gute Mond der Heimat, der ihn schon mit dem Schiffe über das Meer begleitet hatte, da war er wieder und sprühte Mohn herab. Sein rundes, zufriedenes Lichtgesicht spähte vergebens in die weißen Gazefenster des schlummernden Hauses hinein, das heute „Marthas Ruhe" hieß. Das aber wußte Sylvester noch nicht. Er zögerte einen Augenblick, ob er so frühe eintreten solle in den Garten, dann zog ihn doch die alte Macht hinein. Seufzend umstrich er das Haus zu wiederholten Malen und trank die Nachtluft ein, als müsse sie einen Teil ihres süßen Atems enthalten. Aber keine Spur der Geliebten, die er entdeckte; nicht einmal ihr Fenster konnte er vermuten. So mußte er wohl oder übel den Tag erwarten.

Er schlug den Weg nach dem Wasserfalle ein und stieg weiter in die Felsen hinauf. Die helle Vollmondnacht war noch über Land und Wasser gebreitet, als er die Höhe mit der Bank unter den Mangobäumen erreichte. Wie manchen Abend hatte er unter ihrem Schatten hier oben mit ihr und den Kindern gesessen und auf das Meer geschaut!

Eine kleine Weile mochte er auf dem Plätzchen geträumt haben, als ihn der Klang eines fernen Glöckleins weckte, das wie ein silberner Queck in die Stille plätscherte. Das Berglöckchen der Zeche Kaiser-Wilhelm-Weißbart oben rief zur Frühschicht. Wie ein Mettenglöckchen seiner fernen savoyardischen Altheimat klang es ihm, und es schien, als ob er

ihm gehorchen wolle. Er hatte sich erhoben und stieg den Weg uralter Drachenbäume hinunter, dessen wildverschlungenes Wurzelgetrepp in das Thal des Kesselsees führt. Eine unbestimmte Gewalt in ihm zog ihn nach der Quelle hin, wo er zum ersten Male Maya und ihre Brüderchen erblickt hatte.

Mit Macht brach jetzt die Dämmerung herauf. Schon hörte er den Honigvogel, der der erste ist des Morgens, unter den Muskatbäumen schwirren, und auf den thautriefenden grünen Gefächern der Hochpalmen zitterten die ersten Lichter. Ein Duft von feuchtem Moose stieg auf und mischte sich tausend Wohlgerüchen.

Noch wenige Schritte, da blitzte es. In kristallener Klarheit lag der See vor ihm, wie eine felsenummauerte große Brunnenstube des Waldes. Sein Wasser, eben von der Morgensonne entzündet, befand sich in einer leisen Erregung von den sieben Gießbächen, die von steilen Wänden rundum herunterstäuben, und nur nach der offenen Waldseite hin, wo das Wasser abfließt, war es ruhiger.

Welcher Friede hier, welcher Erdgeruch einer paradiesischen Einsamkeit! Sylvesters Brust spannte sich und sog mit allem, was da lebte und sich freute im Licht, die süße Lust der Stunde. Eine leise Regung lief durch Blüten und Blumen wie heimlicher Entfaltungsdrang. Schüchterne Blättlein hatten schon begonnen dem weckenden Ruf zu gehorchen; feuerfarbene, thaufunkelnde Kelche erschlossen ihren Duft der zitternden Morgenluft, und

kaum ein holdes Wunder war, das nicht wollte offenbar werden.

Da vernahm er leichte Schritte. Sie konnten nicht weit von ihm sein, sie federten auf dem hohlen Wurzelboden. Aber ehe sein Auge eine menschliche Spur entdecken konnte, war ihr Klang verhallt. Wenige Minuten später trat einige hundert Schritte weiter hinauf, nach der Quelle zu, ein Mädchen aus dem Wald. Ihrem Gange, ihrer Gestalt nach konnte es nur die einzige sein, die Geliebte. Allein, was ihn für einen Augenblick irre machte, war ihre äußere Verwandlung. Sie hatte ein weißes Musselinkleid an und trug den einfachen, himmelblau bebänderten Sommerhut, wie ihn so kleidsam auch die jungen Mädchen in Frankreich lieben; nur die um ihre nackten Füße geflochtenen Sandalen erinnerten noch an ihre frühere Tracht. „Sollte das heute nur sein", fragte sich Sylvester, „weil es Sonntagsmorgen ist? Oder geht sie jetzt immer so, weil es ihr an ihrer weißen Freundin gefällt?" Marthas Ankunft auf der Insel hatte ihm ja Rusts letzter Brief noch mitgeteilt. Aber gleichviel, sie war die alte Herrliche geblieben auch in dem neuen Gewand, das ihre sechzehnjährige Schönheit vergebens zu verbergen suchte.

Ein leises „Ach!" kam von seinen Lippen, die liebliche Erscheinung war verschwunden. Noch einmal wehte im Busch der weiße Duft ihres Kleides auf — dann auch das nicht mehr.

Augenblicke lang hatte Sylvester wie verzaubert und verwurzelt gestanden, bis er den Gebrauch

seiner Gelenke zurückfand und ihr folgte. In wenigen Minuten erreichte er den Tamarindenbaum, bei welchem Maya auf der anderen Seite des Waldbogens in die grüne Wildnis wieder eingetreten war. Da stand er nun abermals ratlos. War sie nach Osten, nach Westen, nach Mitternacht gegangen? Er versuchte sein Glück und schlug die Richtung nach der Quelle ein. Wenige Schritte nur, da hörte er schon ihr leises Fließen. Die Büsche öffneten sich und das Wasser, still und heimlich, lag vor ihm. Ach, welche Überraschung erwartete ihn! An den Zweigen einer blühenden Eugenie, die rings die Luft mit Myrtenduft erfüllte, leuchtete ein weißes Mädchenkleid. Behutsam über die Äste gebreitet, bebte es im Morgenwind, als könnt es die Rückkehr seiner jungen Herrin gar nicht erwarten. Die beiden Sandalen standen bescheiden daneben, auch der Strohhut lag im Grase, und das geduldige Körbchen, das sie getragen hatte, wartete mit den Beeren und Waldfrüchten, die es füllten, im Nachbarschatten eines weißen Maulbeerbaumes.

Sylvester zitterte vor Freude; er drückte ihr Gewand an seine Lippen, da fiel ihm aus dem Gürtel ein Halskettchen mit einer kleinen goldenen Kapsel entgegen, die ihm bekannt vorkam. Er öffnete sie und fand sein Bild darin mit einem getrockneten Rosenblatt von dem Sträußchen, das er ihr aus Brüssel geschickt hatte. Heiß kam es in ihm auf, indem er alles wieder barg und ordnete. Oh, könnte er sie in seine Arme schließen! Und

doch scheute er sich, die Geliebte zu erschrecken. Kein Lebenszeichen sollte auch nur seine Nähe ihr verraten! Mit angehaltenem Atem ging er, von den Gebüschen gedeckt, dem Wässerchen sachte nach, bis er an den See kam. Im wilden Zuckerrohr am Ufer, an einer Stelle, wo er ziemlich die ganze Wasserfläche übersehen konnte, verbarg er sich und wartete. Aber so sehr er sich mühte, keine Spur von dem Mädchen wollte sich entdecken lassen. Sein Auge ward von den Lichtausbrüchen der Sonne geblendet, die nun schon etwas über die Waldwände gestiegen war und auf den Wassern brannte wie auf flüssigem Spiegelsilber. Die erste Kraft ihres Glanzes, wie man um diese schöne Morgenstunde hier öfter sehen konnte, hatte einen Regenbogen über den See gebildet, der aus siebenfach funkelndem Wasserstaub gebaut, den ganzen Thalkessel überspannte. Und ihm war es nun, als müsse die Schwimmende unter dem herrlichen Bogen heraufkauchen. Er wollte schon ganz verzagen, als wirklich das kaum noch Erwartete geschah und sie plötzlich hinter einer Schilfecke, die sie seinen Blicken entzogen hatte, hervorkam. Sie stieg in ihrer nackten Mädchenherrlichkeit aus den Wassern herauf wie eine braune Tochter der Campagna. Wie eine eben zum Leben erwachte köstliche Gestalt des Benvenuto — eine junge Göttin. Oh, wie entwaffnet doch die Schönheit, wie macht sie den Reinen reiner noch, den Guten besser noch und jeden, der noch sehen kann mit dem Menschenauge, das ihm ein Gott gegeben, dankbar und stille.

Die erwachten Vöglein im Walde begannen zu singen, als Maya vorüberging; die benetzten Gräser unter ihren warmen Tritten bogen sich scheu zu ihren Füßen; thautrunkne Schmetterlinge umfalterten ihre Wangen, und selbst das Schilf, das flüsterte, zitterte ihr nach. Beklommen, daß ihm schwer der Atem stockte, hatte sich im windbewegten Rohre Sylvester aufgerichtet. In unsäglichem Entzücken breitete er dem geliebten Mädchen die Arme nach. „Gott, Gott," stammelte er, „der du sie zu deinem Tempel bautest, lasse mich ihrer wert sein!"

Lautlos zog er sich zurück; er konnte sie nicht beschämen. Im tieferen Wald erst, auf einer Moosschwelle, die ihm Rast gab, fing sein Herz an, ruhiger zu schlagen. Und es kam ihm gar nicht einmal wundersam vor, wie er, der vor kaum einer Stunde noch am liebsten die Geliebte aus Türen und Mauern gerissen hätte, nun, wo sie ihm frei und herrlich entgegenstand, vor ihr fliehend sich zu verbergen suchte.

Als Sylvester nach einer Stunde auf Mayas Spuren in den Garten eintrat, fand er sie schon zu Hause. Die Erste, die ihm entgegentrat, war sie. Mit einem Male standen sie sich beide gegenüber. Das völlig überraschte Mädchen, das noch nicht einmal von der Ankunft des Schiffes gehört hatte, war gerade damit beschäftigt, die Tauben zu füttern; „ach," sagte sie und ließ den Maiskrug aus der Hand gleiten, daß die goldgelbe Körnerfrucht aus den Scherben rollte.

Sie sahen sich an, schluckten nach den Worten, als wären sie Brand in ihrem Halse, aber die Sprache versagte ihnen; es fehlte keine Spanne eines Augenblickes mehr, daß sie sich wortlos in die Arme gestürzt wären, da nahten Schritte. Rasmus kam über die Bambusbrücke her und hatte sie schon wahrgenommen. Jetzt faßte sich Sylvester ein Herz. „Maya," sagte er schnell und leise zu ihr, indem er ihre Hand ergriff und fest umschlang, „möchtest du heute abend an den Sandelbaum kommen?"

„Ja, ich werde dort sein — wenn der Mond aufgegangen ist." Sie sagte das leise wie er und mit einem Blick, in dem der ganze Reichtum ihrer Liebe lag.

Darauf gingen sie mit Rasmus zu Martha und den Kindern hinein, wo sie auch Rust schon fanden und es bald ein großes Freudenfest ward.

Die kurze Dämmerung, die der tropischen Nacht vorangeht, hatte im Westen die letzten Schatten gesenkt. Es war ein Abend, wo alle Sterne im Meere ihren Glanz zu baden kamen. Der Mond, der voll ging, war noch unsichtbar, als in der Rindenhütte auf dem Hügel Sylvester schon harrte und bangte. Jeder Windhauch in den Büschen, jede Regung in den Wipfeln täuschte ihm die Geliebte vor. „Gott, wenn sie nicht käme, wenn sie nicht käme!" Mit jeder Minute, die verstrich, wurde er unruhiger. Nun war auch schon die Lichtscheibe des Freundes aller Liebenden heraufgestiegen und hatte über die Landschaft jene wundersame Klarheit ver-

breitet, die alle Dinge der Nacht deutlicher macht und sie traumhaft verschleiert zugleich. Die, indem sie ihnen das Licht einer milderen, besänftigten Wirklichkeit verleiht, zugleich auch jenen seltsamen Duft ihnen giebt, der diese Wesenheit wieder auflöst in Träume, Rätsel, Geheimnisse.

Sylvester hatte sich erhoben, ihr entgegenzugehen, als ihn ein freudiger Schreck überlief. Ganz hinten, wo der Thau von den Wiesen stieg, schimmerte, von der weißen Luft umflossen, der Schnee eines Mädchenkleides — es war die Ersehnte.

Sie hatte Wort gehalten; sie kam.

Als sie an seiner Brust lag, da war es Sylvester zumute, wie wenn ein eiserner Reif von seinem Herzen springe und es durchströme ihn ein völlig neugeschenktes Leben. So saßen sie, sie wußten nicht wie lange, als er sie plötzlich fragte: „Maya," sagte er, „Maya, sieh mich einmal an . . . sieh mich recht ordentlich an — Maya . . . fürchtest du dich nicht . . .?

„Fürchten? Nein, mein Lieber, fürchten tue ich mich nicht. Warum sollte ich Furcht haben?"

„Ach, Maya! . . . Möchtest du nicht einmal „René" zu mir sagen?"

„Tausendmal, wenn es dir Freude macht. Aber willst du mich nicht wissen lassen, warum, mein Geliebter? Hast du denn so viele Namen? Ist dir Sylvester nicht mehr so teuer wie sonst?"

Sylvester mußte ein wenig lächeln, wie ihre Neugier nun gleich Sturm lief. Aber es war Traurigkeit in seinem Lächeln, und seine Stimme

zitterte sogar ein wenig und wurde leiser: „Ich will es dir sagen. Siehst du — meine Mutter hatte diesen Namen so gern — sie sprach immer so zu mir."

„Ja, dann will ichs auch tun — mein lieber, oh du, mein lieber... René!" Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

„Nun du so zu mir gesagt hast wie meine Mutter, wie meine Jugend, meine ganze Vergangenheit gesprochen hat, nun bist du doppelt, bist tausendmal mein geworden, und ich muß dir jetzt, Maya, etwas vertrauen — das Geheimnis meines Lebens ... damit du es weißt und du mir helfen kannst daran zu tragen .... Ich habe — ich habe —" er brach ab.

Er wollte „Ich habe getötet!" sagen, aber das Wort erstarb ihm. „So geht es nicht — so wills nicht gehen," seufzte er, „ich muß es von vorn beginnen, muß noch einmal den Becher von Grund aus leeren."

Darauf erzählte er ihr die ganze Geschichte seines Lebens, und als er geendet hatte, da mußte er sie aufheben, denn sie war in die Knie gesunken vor ihm und hatte ihr weinendes Gesicht in seinen Schoß gelegt. Er küßte ihr die Thränen von den Augen ab und ließ sie ihre glühende Seele ausweinen an seiner Brust.

Dann wandelten sie aneinander geschmiegt, enge wie das Pärchen, dessen Nest im Sandelbaume war, noch lange und wanderten in der Stille der Nacht. Und als es sein mußte und die Stunde

der kurzen Trennung kam, daß sie voneinander gingen, er nach dem Schiffe wieder und sie in ihr Kämmerlein: da nahmen sie beide, jedes von dem andern, einen Trost ihres Herzens mit — eine Wegzehrung war es nur der Seele — ein Glanz, ein Duft, ein Ton ....

Wenige Wochen hiernach wurde in Marthas Garten Mayas Hochzeit gefeiert. In dem kleinen Strandkirchlein in Rusthafen war sie schon in der Morgenfrühe in aller Stille mit Sylvester getraut worden, auf den Namen, der dem jungen Gatten zukam, René de Montsabréy. Die einzigen Zeugen, die der Feierlichkeit beigewohnt hatten, waren außer Rust und Mayas Brüderchen nur noch Martha und Rasmus gewesen. Als es Abend geworden, hatten sie ein mit Blumen und Lampen geschmücktes Boot bestiegen und waren nach ihrem Heim gefahren, dem Häuschen auf der Windinsel, das ihnen — in seiner meeresschönen Einsamkeit wie geschaffen für sie — Rust zum Brautgeschenk gemacht hatte. Rust selber, trotz aller Bitten der Seinen, die seine Abwesenheit in den unruhigen Zeiten auf der Insel nicht gern sahen, war dann in derselben Nacht noch mit dem Sperber nach Deutschland abgereist.

Lange noch stand er an Bord und sah auf das Stücklein Erde zurück, das so viele Liebe trug, aber auch so bitteren Haß und Betrübendes. Die Lichter des Strandes, die sich unter die hohe, helle Flamme des Feuerturmes wie die Küchlein unter die Glucke

duckten, verlöschten eines nach dem anderen. Nur ein kleines, stilles Flämmchen, das am vordersten Meere in einem einsamen Häuschen auf der Windinsel brannte, hielt noch einige Zeit; dann wars, als zitterte es; noch einmal flackerte es auf und versank in den Frieden der Nacht.

Ruhige Sommerwochen folgten diesen Ereignissen, ohne daß die Befürchtungen, die Rusts Kinder dem Vater wegen seiner Reise ausgesprochen hatten, sich zu verwirklichen schienen. Da kam der Herbst und mit ihm die Haupterntezeit heran. Ein unvorhergesehener Umstand sollte in das Pulverfaß, das Selbecker und seine Anhänger seit langem vollgesammelt hatten, den zündenden Funken werfen. Eines schönen Tages landete aus Brisbane in Australien ein großer Kauffahrteier, dessen Kapitän für ein erstes Haus dieser Stadt beauftragt war, die größeren Südseeinseln abzufahren und dort ganze Ernten der Kokosfrucht anzukaufen; in der Absicht, sie zur Herstellung von Öl und Palmbutter zu verwenden. Die Verlockung, hier einen vorteilhaften Handel abzuschließen, der sich im nächsten und den folgenden Jahren noch ergiebiger wiederholen sollte, hatte verschiedene unter den Pflanzern rabiat gemacht. War es Starrsinn oder wars eine falsche Sparsamkeit gewesen, genug sie hatten es verschmäht, die Ländereien, die sie als „herrenloses Gut" zum kostenlosen freien Besitze begehrten, der nach Rusts Vorschlägen eingesetzten „Landskraft"

(Rusthafens und dreier Dörfer) abzupachten und hatten ihre Hoffnung im stillen auf Selbecker gesetzt. Nun sahen sie sich unerwartet schnell einer besonders günstigen Gelegenheit gegenüber und nicht imstande, sie nach Wünschen auszunützen: ihre Wut kannte keine Grenzen mehr. Es kam zu Zuständen, die jeder Beschreibung spotten. Die zu gleichen Teilen aus Weißen und Eingeborenen zusammengesetzte Pflegschaft über die Inseln, der mit Rusts Kopfe auch die selbstvertrauende Kraft seiner Hand zu fehlen schien, wurde, ohne daß sie einen ernsteren Widerstand auch nur versucht hätte, mit einem plumpen Streiche aufgelöst und eine neue dafür eingesetzt, an deren Spitze Selbecker und seine Ergebenen standen. Wäre nun diese neue Verwaltung wenigstens auch eine neue Ordnung gewesen, so hätte es zur Not noch angehen mögen; so aber bestand ihr ganzer Geist in Willkür und ihr alleiniges Gesetz in Unterdrückung oder Gewalt. Eigennutz regierten fortan auf der Insel und Vetternwirtschaft.

Es liegt auf der Hand, daß die Eingeborenen unter diesen Zuständen am meisten zu leiden hatten. In ihrer Bedrängnis und um nicht noch das Gnadenbrot von Herrn Selbecker essen zu müssen, entschlossen sie sich zur Neuwahl eines Königs. Die königliche Würde in Simsinien war nicht erblich, aber sie war an bestimmte Familien des Landes gebunden, die also gewissermaßen einen Adel im Volke bildeten. Nach Tutumas Tode hatte man ihr Abzeichen, die

königliche Tuinga, nicht wieder verliehen, weil mit den geordneten Zuständen, die ihnen Rust heraufgebracht hatte, das Bedürfnis nach einer stärkeren, waltenden Hand bereits erfüllt war. Jetzt, wo es sich erneut geltend machte, zögerten die Dörfer nicht länger, das Versäumte nachzuholen; leider nur faßten sie es beim verkehrten Ende an. Daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, am wenigsten aber in seinem Hause, sah man hier einmal in erheiternder Weise. Das Norddorf nämlich wollte einen zum König haben, der im Westdorf wohnte, während das Westdorf dagegen seinen König aus dem Norddorf holen wollte. Siniam, das Ost-, das Hauptdorf aber, war gespalten zwischen beiden Anwärtern der Tuinga, des Westens und des Nordens, und es bestand hier sogar noch eine dritte Partei, die stärkste sogar von allen, die sich — für Rust aufstellte. Eine Verschärfung der Umstände, die, um es gleich vorauszuschicken, sowohl Rusts Billigung wie auch seinem Ehrgeize vollkommen fernlag.

Während in dieser Weise immer mehr die Gegensätze sich zuspitzten im Lande und es nur eines geringfügigen äußeren Anstoßes noch bedurfte, um die gärende Erregung aller dieser durcheinanderstrebenden Richtungen zum offenen Gewaltausbruch zu bringen, wurde der stille Frieden des jungen Eheglückes auf der einsamen Insel von Haß und Leidenschaft der Menschen nicht berührt. Sylvester war in Mayas Armen ein Genesener geworden, Maya eine glückliche junge Frau, die mit ihrem

strahlenden Lachen, das sie wiedergefunden hatte, die Tage des Geliebten durchsonnte und verschönte.

Nach einigen Wochen hatten sie sich Mayas kleine Brüder nachgeholt, deren jüngster nun auch schon sieben, der älteste zehn Jahre zählte. In dem hübschen, zierlichen Häuschen, das hohe Kokospalmen und zwei breitausladende Brotfruchtbäume grün überschatteten, war Platz genug für sie alle, und noch mehr im Garten. Diesem schönen, schattenreichen Pisanggarten, der ihnen wie das Paradies erschien. Hier hatten und fanden sie, was sie zum Leben brauchten: Früchte, Stauden, Kräuter, Blumen — das alles, wonach sie nur die Hand zu strecken brauchten. Reichten sich doch drei Weltteile über diesem, ihrem kleinen Inselrevier die Hand und streuten im Passat ihre Samen aus. Was ihnen aber doch mangelte und die verschwenderische Natur freiwillig nicht gegeben hatte: die Gartenfrüchte der höheren Breiten, das bauten und zogen sie sich aus den Wurzeln und Sämereien, wobei ihnen die Knaben schon tapfer zur Hand waren und sie selber gesund blieben und die Farbe ihrer Wangen behielten. Tierische Nahrung verschmähten sie fast gänzlich, da sich beide nicht entschließen konnten, einer Kreatur das Leben zu nehmen; aber sie hielten sich, der Eier und der Milch wegen, Ziegen und Hühner.

Sylvester, an der Seite des geliebten Weibes, das ihm in Leid und Freud seine gute Gesellin, Gefährtin, Freundin und Schwester geworden war, erlebte den unendlichen Reiz, der in der Abwechslung

zwischen Tätigkeit und Schaffen, zwischen schlichter körperlicher Arbeit und hoher geistiger Anspannung liegt, wie eine neue Offenbarung des Lebens. Und sehr bald konnte er sich überzeugen, wie sehr durch diesen Ausgleich der Kräfte jede von ihnen Gewinn und Vorteil hatte. Eine größere musikalische Arbeit „Die Sinfonie des Schmerzes" hatte er fertig aus Brüssel mitgebracht, und nun war innerhalb weniger Wochen die Partitur eines neuen Werkes, welches „Die Sinfonie der Freude" hieß, schon zum größten Teil vollendet; nur ein Satz, der letzte, fehlte ihm noch, der allegro con passione als „Der Triumph des Lebens" das Ganze beschließen sollte. Den aber hoffte er in der Frühlingswiederkehr schreiben zu können, wenn sich ein holdes Geheimnis würde erfüllt haben, um das nur er und die Geliebte seiner Seele wußten.

So floß ihr Leben in Arbeit und Liebe dahin. Auch geistig rankte sich Maya immer mehr an Sylvester empor. Oft konnte man sie mit einem guten Buche in der Hand finden, das sie beide zusammen studierten; oder man hörte ihren Gesang, sein Geigenspiel über die Wasser tönen; oder die sanfte Weise ihres Zitherspieles erklang, das sie mit der Leichtigkeit, die die Liebe verleiht, ihrem Herzenslehrmeister abgelernt hatte. Fast täglich auch schwammen und ruderten sie zusammen, spielten und schafften mit den Kindern, haschten und neckten sich und waren oft selber wie die Kinder.

Eines Tages hatte sie sich versteckt vor ihm. In einem stillen Schattenwinkel des Gartens lag sie unter einer Sagopalme und las ganz versunken in einem Buche, das er ihr gegeben hatte, ich glaube, es war „Paul und Virginie". Die purpurrote, süße Orange von Tahiti senkte, früchteschwer, über die Ruhende ihre Zweige herab; die leuchtende Scharlachfrucht des Tomatenstrauches brannte zu ihren Füßen, und hinter den grünen Wällen ihres Versteckes zitterte auf dem Meere draußen die Mittagsglut, da nahten eilende Schritte. Gleich darauf hörte sie Sylvesters Stimme:

„Heio, wo ist unsere liebe junge Frau von Montsabréy? Wo ist sie?"

Sie rührte sich nicht, hielt den Atem an und war wie ein Mäuschen.

„Ach, wo ist sie? Wo steckt sie, unsere liebe Frau?" klang es jetzt schon, mit gespieltem Kummer, etwas näher. „Hat sie kein Schmetterling, kein Honigsauger, kein Blümchen gesehen? Weiß auch kein Fischlein und kein Vögelchen von ihr? Heio, wo steckt sie?"

Sie war leise aufgestanden und spähte; dachte schon die Gefahr wär vorübergegangen, als sie sich von hinten umschlungen fühlte und auf ihre Augen eine heiße Hand sich legte: „Deserteurin! wie gefällt dir jetzt dein Gemahl?"

Sie lachte. „O er möchte wohl besser sein, wenn er mir nicht am liebsten wäre, so wie er ist!"

Er wollte erwidern, sie aber schloß ihm schnell

den Mund und versiegelte ihn mit ihren Küssen. „Hast du einen Wunsch, mein Lieber?"

„Es kommt Besuch, Maya. Rasmus ist es, aber ich wundre mich, daß er Martha nicht mitbringt. Laß uns ihm entgegengehen, sein Boot muß sogleich anlegen."

Indem kam er auch schon.

„So ernst, Rasmus?"

„Schlechte Nachricht bring ich: das Westdorf steht in Flammen! Ein Trupp aus Siniamsdorf und die Pflanzer bei Rusthafen haben es in der Nacht überfallen. Die ganze Ernte ist verbrannt, die Fruchtfelder verwüstet, ein Jammer ists!"

Maya erblaßte. „Sind Menschenleben geopfert?"

„Ich habe nichts gehört. Die Bevölkerung hat sich in die Wälder des Zechenbergs geflüchtet; sie konnten nur ihr nacktes Leben bergen, an Wehr und Widerstand war nicht zu denken; es kam in der Nacht wie der Blitz über sie. — Seht ihr dort über der Bismarckbraue die schwarze Rauchwolke ziehen? Da überzeugt euch!"

„Oh, daß Rust nicht hier ist!" rief schmerzlich Sylvester.

„Deswegen komme ich. Sylvester ich bedarf deiner. Du mußt, wie du stehst und bist, mit mir und mein Dolmetsch sein. Die Lamartine liegt wieder im Hafen; heute Nacht ist sie zurückgekommen von den Gesellschaftsinseln, und sie will noch weiter heute durch die Torresstraße nach Kochinchina. Wir müssen den Kapitän bitten, daß er den Umweg durch die Baßstraße über Sydney einschlägt und

dort diese Depesche hier nach Hamburg befördert. Wir wollen Rust um seine schleunige Rückkehr bitten; komm, lieber Sylvester!" —

Einige Monate nach diesem Zwischenfalle, um die Zeit der Frühlingsstürme (es war der Tag nach Mayas Geburtstage) saß oben in seiner bequemen, bildergeschmückten Studierstube, die auch Rust bewohnt hatte, Sylvester allein und komponierte an dem „Triumph des Lebens", dem letzten Satze seiner Freudensinfonie. Oft unterbrach er sich und durchmaß den Raum mit ruhelosen Schritten, als könne er ihn nicht erlangen, den flüchtenden Gedanken. Es ging nicht heute, er wollte sich nicht fangen lassen, der helle Ton vom Leben; jedesmal, wenn er schon glaubte ihn fassen zu können und in seine Macht zu zwingen, kam ihm ein fremder Ton dazwischen, ein seltsam geheimnisvoller Unterton, in dem etwas klang, dessen dämonische Brutalität unter einen Bann ihn duckte, daß es ihn heiß und kalt überlief. Der helle Ton zerfloß ihm, zerrann ihm in das dämmernde Nichts, das draußen die wassergraue Abendluft erfüllte. Der Wind stieß an die Fenster und rüttelte. Ihn fröstelte ...

Unwillig feuerte er das zerballte Notenblatt in die Türecke und stampfte auf den Boden, daß der Uhrpagode auf dem Pulte zu nicken begann. Dann strich er das Haar aus der Stirn und stieg langsam, als besänne er sich, die weißgeländerte Treppe hinunter.

Unten vor dem Hause empfing ihn das lebhafte Stimmchen eines kleinen Wesens, das zwar nicht

wie Flöten und Klarinetten klang, ihm aber doch lieblich erschallte. Es lag in einer Wiege, deren Korb die gestern siebzehnjährige junge Mutter aus den Rippen von Kokos- und Pandangblättern selbst geflochten hatte, während das Rohrgestell dazu als ein erster Kunstversuch auf diesem Gebiet von der Hand Sylvesters rührte. Ein Körperchen, weiß wie Schnee in der Morgensonne, hatte das Kind die herrlichen Augen und das Haar der Mutter geerbt. Diese hatte gesagt: „Raya soll sie heißen, denn die Sonne hat sie mir gegeben!“ Und so war sie Raya genannt worden.

Der Schatten auf Sylvesters Stirn war verflogen wie ein Wölkchen im Südsturm, und es stieg ihm heiß vom Herzen auf, als er sein Weib ansah. Sie saß auf einer Bank in der Lianenlaube, die ihnen Rasmus gebaut hatte. Ihre schlanken fliegenden Finger schnitten aus einem Handkorbe von Bambusstäben Pisangschösse zurecht und sammelten sie in eine vor ihr auf dem Tisch stehende Schüssel hinein, während der warme Blick ihres dunklen, feuchten und doch lichterfüllten Auges immer wieder zu ihrem Kinde kehrte.

Sylvester war zu ihr herangetreten und hatte die Hand auf ihre Schulter gelegt: „Ich denke, wir gehen noch ein wenig, Maya, der Wind hat nachgelassen. So — das Würmchen kannst du mir geben.“

Sie nahm das Kind aus seinem Körbchen, hob es und drückte es küssend an die Brust; dann reichte sies mit einem glückseligen Lächeln dem Geliebten hin und nahm seine Hand.

Sie schlugen den Strandweg ein, der an der Ostküste entlang bis zur Nordspitze der Insel an die Passage führt. So waren sie eine kleine halbe Stunde in gemächlichem Schritt gewandert, und der Feuerturm, dessen Glashaube sie von den Fenstern ihrer Schlafkammer aus beständig vor Augen hatten, war schon ziemlich zu seiner ganzen Höhe heraufgewachsen, als sie beide mit einem fast gleichzeitigen Ausrufe des Erstaunens stehen blieben. Auf einer vorspringenden Klippe, wo sie noch vor drei Tagen (das wußten sie gewiß) nichts gesehen hatten, als die Welle, die darüber schäumt, erhob sich zu ihrer maßlosen Verwunderung, als wäre es über Nacht aus dem Wasser gewachsen, ein turmartiges sonderbares Baugerüst. Es mochte etwa dreißig neue deutsche Ellen hoch sein und war oben mit einer Plattform gedeckt, zu welcher Leitern aufführten.

Sie dachten hin und her, was für eine Bewandtnis mit diesem merkwürdigen Gerüst es wohl haben möchte, konnten aber keine Erklärung dafür finden. Auffallend wie das Bauwerk selber erschien auch die Wahl des Platzes dafür. Es war eine Stelle, die noch vor nicht langer Zeit, als der Leuchtturm noch nicht stand, vom Schiffer gefürchtet war und als der verrufenste Punkt der ganzen Küste galt. Hob sich doch hier der Felsenboden des Meeres zu einem unterseeischen Rücken herauf, der bei niederer Ebbe, eben noch vom Wasser bedeckt, jedem Kiel Verderben drohte, welcher tiefer verlief, als etwa ein Ruder stößt. Selbst bei Hochwasser war jedes

größere Schiff, das auf diesen steinernen Grat gelangte, so gut wie verloren. Wenn es nicht sofort an den scharfen Felskanten, so lang wie es war, auseinanderriß, was die Regel war, so vollendete die furchtbare Brandung, die hier herrschte, innerhalb von wenigen Viertelstunden das Vernichtungswerk. Seit zwei Jahren jedoch, seit eine kurze Strecke weiter hinauf Nacht für Nacht über der Wasserdurchfahrt das Feuer brannte und am Tage Baken und Tonnen das Fahrwasser kennzeichneten, waren Schiffbrüche nicht mehr hier vorgekommen.

Es war dunkel geworden, als sie am Turm, ihrem Ziele, anlangten. Trotzig wie Eddystone reckte er sein Gemäuer in die schweigende Finsternis, in die er hoch oben seine ruhelose Lichtstraße warf. Immer wanderte diese, immer führte sie, wohin sie sich auch im meilenweiten Kreise drehte, den irrenden Schiffer draußen zu dem einzigen Punkt herüber, dem sicheren Hafen.

Sylvester grübelte. Er gedachte der Zeiten, der Nächte, der Stürme, wo die freundliche Lampe da oben ihre mild leuchtenden Arme noch nicht hinausgebreitet hielt in die Schreckenswelt der Gewässer und noch nicht mit zärtlichen Lichtfingern nach jedem Schifflein tastete, das der guten Hafenmutter ins Feuerbereich kam. Er gedachte auch des Mannes, der dies alles vollbracht hatte, seines teuren väterlichen Freundes, der nun jede Woche, vielleicht schon jeden Tag kommen konnte, und der dann auch einmal das erhaltende Licht genießen wollte, das

er, der immer Hilfsbereite, den Menschen bereitet hatte.

In diesen und ähnlichen Gedanken unterbrach ihn ein halblauter Ruf seiner jungen Frau. In ihrem Tone lag wiederum jenes Erstaunen, das sie beide schon einmal heute, vor wenigen Minuten erst, befallen hatte. „René, sieh dort! Was ist da wieder geschehen?“ Sie deutete geradeaus vor sich hin.

Sylvester gewahrte etwas, das noch merkwürdiger war als jenes hölzerne Klippenwerk. Zu beiden Seiten der Einfahrt in die Lagune, und zwar nach der See zu von hohen Sandhaufen gedeckt, sah er Winden gestellt, von deren Achsen sich in die Fahrtrinne herab schwere Ketten wickelten. Was mochte nun das bedeuten?

Die jungen Gatten sahen sich an. Sonderbare Gedanken stiegen auf in ihnen und beunruhigten ihren Heimweg.

Am andern Morgen in aller Frühe befand sich Sylvester schon auf dem Wege zu Rasmus und Martha, seine Wahrnehmungen ihnen mitzuteilen. Zu seiner Überraschung fand er Rasmus im Begriffe stehend, soeben in derselben Angelegenheit zu ihm und Maya zu kommen, und er hörte nun seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Vor einer Viertelstunde erst hatte Rasmus das Ungeheuerliche aus dem Munde Pulus, des Turmwächters, erfahren. Mit Bedrohung seines Lebens war dieser von den Aufständischen gezwungen worden, sich in ihren Dienst zu stellen, und war nun in seiner

Angst heute morgen gekommen, sein Gewissen zu erleichtern. Zuvor hatte ihm Rasmus immer wieder versprechen, geloben, beteuern müssen, das Geheimnis nicht zu verraten; er zitterte vor der Rache dieser Menschen. Um es kurz zu sagen, es handelte sich um einen Anschlag gegen das Schiff, mit dem Rust kommen würde. Einen Anschlag, wie er schändlicher nicht ersonnen werden konnte. Nicht nur das Leben Rusts bedrohte er, das Leben aller, die mit ihm waren. Darunter auch die von ihm selbst geworbenen neuen Mitarbeiter an seinem Werke. Es war nicht unbekannt geblieben, daß neben den geschäftlichen Gründen ein Hauptzweck von Rusts Reise nach Deutschland auch darin bestand, deutsche Lehrer für die Insel zu gewinnen; die wenigen schon tätigen genügten längst nicht mehr dem wachsenden Bedürfnis. Alle diese, die der frohen Hoffnung hierher kamen, Zukunft zu pflanzen, Liebe zu säen — sie wurden von dem Verderben erwartet. Es wäre Krieg, hatten die Umstürzler geprahlt, und da gelte eben Kardätschenrecht. Was aber nicht ganz stimmte. Denn ihr Vorhaben lief nicht auf ehrliches Pulver und Blei hinaus, sondern, weil sie Rusts Macht über die Gemüter kannten, auf eine Hinterlist: ihre Absicht war die, das Schiff, wenn es am Tage käme, durch eine in die Einfahrt versenkte Mine in die Luft zu sprengen, und falls es in der Nacht einträfe, auf das „Steinerne Meer" zu locken, jene berüchtigte Klippe, wo dann sein Schicksal auch besiegelt war. Zur Bewerkstelligung dieses Planes hatten sie dem

Turmwärter eine Wache ins Quartier gelegt, die, in verschiedene Rotten geteilt, aller soundsoviel Stunden sich ablöste. Die waren Tag und Nacht bestellt, auf Pulu acht zu geben und mit ihm den Horizont abzusuchen. Und wenn das Schiff heran wäre, so hatten sie die Weisung zu erfüllen, das Turmfeuer zu löschen und dafür auf der Blüse im Steinernen Meere ein Irrlicht anzubrennen. „Kriegsgebrauch" nannten sie das.

Rasmus und Sylvester kamen nach einer kurzen Beratung überein, außer zwei zuverlässigen Männern aus Siniamsdorf, von denen der eine ein Eingeborener namens Tamba, der andere der Hafenmeister Schmidt aus Ellerbeck war, niemanden weiter in das Geheimnis einzuweihen. Mit ihren Frauen, auf deren Ausdauer sie beide zählen konnten, waren sie dann drei Paare, die es schon ein paar Wochen aushielten, jede dritte Nacht einmal um die Reihe zu wachen. Die erste Nachtwache heute übernahmen Sylvester und Maya. In der andern Nacht folgten Rasmus und Martha, in der dritten Tamba und Schmidt, bis dann mit Sylvester und Maya in der vierten Nacht die Reihe wieder von vorn begann. Sie hatten auf dem Dache von Sylvesters Hause ein Zelt aufgeschlagen und sich hier bei Tag und bei Nacht ein ständiges Beobachtungsquartier eingerichtet. Ein am Giebel befestigter Flaggenstock, an dem noch von früher her unter den deutschen Reichsfarben die Reedereiflagge des Hauses Wullenweber flatterte, sollte ihnen in der Entscheidungsstunde als Signalmast

dienen, vielleicht daß sie auf diese Weise das Unglück noch abwenden konnten; ihre einzige Hoffnung, ihre ganze Sehnsucht war es. Für ein paar farbige Lampen und Tuchstreifen hatte der Hafenmeister gesorgt und hatte auch die fünf Getreuen mit ihm auf Grund des Signalbuches in alle Licht- und Warnungszeichen, die in Betracht kamen, eingeweiht. Freilich durften sie sich nicht verhehlen, daß sie, namentlich wenn das Schiff in der Nacht einträfe, Glück bei ihrem Vorhaben brauchten. Denn soviel war vorauszusehen, daß das Licht ihrer schwachen Hafenlampen neben der Leuchtkraft des verräterischen Fernfeuers auf der Blüse kaum bemerkbar sein würde: es kam alles auf eine dunkle, feuersichtige Nacht an.

So waren drei lange, bange Wochen verstrichen, ohne daß die ungeheuere Erwartung, die sie Tag für Tag, Nacht für Nacht auf eine qualvolle Folter spannte, so oder so eine befreiende Lösung gefunden hätte. Einmal nur in dieser Zeit waren sie in eine große Erregung geraten und glaubten schon, die Entscheidung wäre da. Das war an einem Morgen um die Mitte der zweiten Woche gewesen, als sie ein Schiff gesichtet hatten, das sich aber dann bald als ein verschlagener Norweger erwies und das auch von den Aufständischen bei herabgelassener Kette ruhig in den Hafen gelassen wurde. Inzwischen war es lange wieder weitergesegelt.

Eines Abends war es, da um Sylvesters Fenster der Sturmwind pfiff und auf dem Steinernen Meere draußen eine brüllende See stand, kochte und

braute. Maya und Sylvester hatten die Nachtwache und saßen auf einer Ruhebank vor ihrem Wetterzelte auf dem Dache oben. Unermüdlich ließen sie ihre Blicke wandern, von Nord nach Ost, von Süd nach Ost, ohne jedoch einen Punkt zu finden, wo zwischen den jagenden Wellenbergen und Wolken ihr Auge haften konnte. Es war an Mitternacht heran, der abnehmende Viertelmond war schon aufgegangen, als plötzlich das Leuchtfeuer ausging. Einige Minuten verstrichen, da zuckte auf der Blüse ein Schein auf, blitzte über die erregte See hin, fuhr auf den Wogen, hierhin, dorthin, bis sich das Licht schließlich auf einen fernen, dunklen Gegenstand stürzte, der nicht Luft noch Wasser war. Sie richteten das Glas auf den Punkt und erkannten ein Schiff.

„Wenn es der Sperber wäre! Drei Masten hat es und Barktakelage. Die ganze Bauart — der schlanke Schuß des Rumpfes — ich glaub, Maya, er ist es, der Sperber!" Mit einer Stimme hatte dies Sylvester gerufen, deren Ton nur schwer erkennen ließ, ob sie mehr die Freude oder die Furcht durchdrang.

Sie gaben nun zunächst ein paar unauffällige, mit dem Hafenmeister verabredete Laternensignale, ohne jedoch vom Schiff aus eine Antwort zu erhalten. Nach einigen Minuten wiederholten sie den Versuch, dann, in kurzen Abständen, noch einmal und wiederum, jedesmal mit demselben Mißerfolge. So mußten sie denn ihre Zuflucht zu Steigfeuern nehmen, was nicht ohne Gefahr für sie

selbst war, wenn es die Wächter bemerkten. Schon hatte Sylvester die ihm von Schmidt überlassene Sternpistole mit den Feuerwerkskörpern geladen und wollte losdrücken, als vom Turme her oder vom Steinernen Meere Schritte nahten.

„Tu schnell die Lampen aus, René, die Wächter kommen, sie haben mit dem Sperber die Augen getauscht!" Eine stille Verzweiflung lag in Mayas Worten und ihre Hand zuckte leise, als sie Sylvesters Hand erfaßte und ihn mit sich zog. „Komm, komm, mein Teurer, wir wollen uns mit unserm lieben Kind und den Brüderchen verstecken, damit sie keinem ein Leid antun."

Sie stiegen eilend die Treppe hinunter, nahmen das Töchterchen aus der Wiege und weckten in der andern Kammer die drei Knaben auf. Als sie im Garten, in einem versteckten Gebüsche, wo sie in der Nacht kein Mensch vermuten konnte, in Sicherheit waren, hörten sie, wie die Männer draußen vorübergingen.

„Hier ist alles dunkel," sagte der eine von ihnen, „es wird weiter hinauf in den Fischerhütten sein."

Dann hörten sie noch eine zweite, tiefere Stimme heraus: „Hurtig! Laßt uns sputen, daß wir bald zurück sind."

Darauf ward alles wieder still; die Schritte, die Stimmen verhallten; der Wind, das Wasserbrausen verschlang ihre Spuren.

Maya trat an Sylvester heran und legte ihre Arme um seinen Hals herum. „René," sagte sie, „nun ist die Zeit gekommen, daß wir es zeigen."

„Was willst du, Herz, mit diesem Worte?!" Eine unbestimmte Angst erfaßte ihn; der Ton, wie sie das sagte, machte ihn betroffen; er verstand sie nicht.

Sie küßte ihn. „René," sagte sie mit einer so beklommenen Stimme, daß ihm ihr leiser Klang durch und durch ging: „René, möchtest du mir nicht helfen das Boot ins Wasser zu bringen —?"

„Maya! Maya! Was willst du tun?" schrie Sylvester und starrte sie fassungslos an.

„Fürchte nicht für mich, mein Lieber! Bin ich nicht tausendmal hinausgefahren? Bist du es nicht mit mir schon, oh so viele Male?! In Wind und Wetter? Im Regen, im Sturm?!"

„Niemals noch in einem solchen Sturme, Maya, und in der finstern Nacht dazu!"

„Die Nacht meint es besser mit uns als unsere Feinde, denn sie schützt uns vor ihnen! Sie wird mir helfen, wie uns unser Freund geholfen hat. Können wir ihn verlassen in der Not?"

„Maya, ich bin der letzte, der ihn verlassen wird: ich werde fahren!"

„Du, René? Ach, wie weit kämest du, mein Teurer, du, der du das Meer nicht kennst, wie das Kind die Mutter kennt, der du nicht als Knabe schon mit den Fischlein warst und mit den schießenden Tauchervögeln. Nein, mein Geliebter, sterben würdest du mir!"

„Nun, so fahren wir beide: ich komme mit dir!"

„Du und ich — das ist zu schwer in dieser Nacht!" seufzte sie tief. „Wenn uns beiden etwas zustieße?

Sieh dein Töchterchen, René, es schläft und lächelt ... es träumt von der Sonne, die morgen kommt! Soll es nicht mehr Raya heißen? Und sieh auch die Brüderchen hier! Wie drei Notenköpfchen stehen sie unter deinem Arm! Sind sie nicht auch eine Melodie? — Seid gut, Bürschchen, ihr werdet keines vergessen!"

Sie drehte sich ein wenig zur Seite, als wollte sie das Meer besehen, und fuhr mit der Hand übers Auge hin — es war ihr doch nicht so leicht ums Herz. Der Sturm, der in einer Menschenbrust geht, den hört man nur nicht immer.

Sie nahm ihr Kind auf den Arm hoch und ging, von ihren kleinen Brüdern gefolgt, mit Sylvester, Hand in Hand gefaßt, zum Strand hinunter. Scheinbar ruhig schoben sie das schmale, leichte Kanu ins Wasser hinab, banden ein kleines Segel auf und legten das Ruder zurecht. Noch einmal erhob Maya ihr Töchterchen, küßte es auf Mund und Wangen und legte es dann in die Arme des Vaters zurück. Noch einmal tauchte Sylvester einen warmen Liebesblick in die schimmernde Augenfeuchte, die der Glanz seines Lebens war, und riß sie an seine Brust, die Geliebte, um sich dann in stummer Verzweiflung wegzuwenden.

Die ganze Bitternis der Stunde stand in ihrem Auge. — Sie stemmte das Ruder gegen das Ufer ein, der Kiel knirschte im Korallensand, und das leichte, bewegliche Gefährt glitt in die sturmdurchrollte Finsternis.

Nach wenigen Sekunden schon war es ent-

schwunden und kam auch nicht mehr zum Vorschein. Der windgestürmte Mond hatte sich hinter den Wolken verschanzt, immer dunkler ward es. Wolken- und Wassermeer waren nur noch ein einziges schlagendes Rabengefieder, über das vom Klippenfeuer her ein weißes Trugband zitterte.

Sylvester brachte schnell die Kinder ins Haus und schlug dann den Weg zum Turme ein, in der schwachen Hoffnung, daß er ihn vielleicht von den Wächtern verlassen fände und es ihm möglich wäre, das Feuer von neuem zu entzünden.

Er war noch nicht aus dem Garten heraus, als ein Schuß fiel. Erschrocken fuhr er mit der Linken die Brust herauf, wie wenn einer plötzlich getroffen sich fühlt, aber diese Not war wohl weit von ihm. Wie ein schrilles, fernes Lachen rollte der Schall über das zuckende Meer hin, und dann war alles wieder so ruhig wie zuvor, bis auf das Sturmtosen. Eine eintönige Melodie des Grausens. Sylvester sah rechts und sah links den Strand hinunter, konnte aber nichts Menschliches entdecken. Das Blüsenfeuer im Steinernen Meere warf noch immer seinen Irrschein, und er sah, wie sein äußerster Lichtfinger an der dunklen Bordwand des nahenden Schiffes, an seinen Tauleitern und Segelflächen gespenstisch hinaufkletterte. Gekrümmt und gekrallt, als wär es schon faßbare Beute.

Da wurde plötzlich der breite, bleiche Streifen auf dem Wasser, der immer mit dem Schiffe ging und nicht losließ von ihm, von etwas Schwarzem durchschnitten, von etwas Körperlichem, das nur

ein Boot sein konnte — Mayas Boot! Wie ein Freudenschauer überrieselte es ihn. So war sie also durch die schlimmste Brandung unversehrt hindurchgegangen! Die Augen gingen ihm auf, das Bild der süßen Geliebten einzusaugen, doch sein Blick blieb leer. Den Hindurchgang des kleinen weißen Segels durch das Streiflicht hatte er so deutlich gesehen, daß ers gar nicht begreifen konnte, wieso sie selber nicht! Keinen Saum ihres Gewandes, keinen Schatten selbst der rührenden Gestalt — nichts, nichts von ihr! Nun war alles wieder in Nacht verschlungen, und so sein Herz auch wieder!...

Während dieser Vorgänge hatte an Bord des Sperbers Rust mit dem Kapitän zusammen auf der Brücke gestanden. „Ich kann mir nicht helfen," hatte er zu seinem Freunde Tim gesagt, „'s ist ein andres Licht!"

Tim Rafter konnte es nicht wissen, denn er hatte das richtige Licht nicht gesehen, solange war er schon fort von der Insel.

„God dorje!" brummte er in seinen grauen Bart hinein, „ich glaub, Rust, du magst recht haben! Mir will die Richtung nicht ein. Wenn hier, linker Hand, die Bake ihren alten Platz noch hat, so ists ein Strich zu weit nach Süd."

„Was hältst du davon, Tim?"

„Hm ..."

„Traust du dem Landfrieden?"

„Es wird gut sein, wenn wir erst den Morgen abwarten. Dieses Schiff ist wie ein Pferd in der

Hand. Wir könnens versuchen mit ihm, den Sturm abzureiten."

So sprachen sie, als plötzlich ein Schuß — derselbe Schuß, den auch Sylvester gehört hatte — ihre Aufmerksamkeit in einer bestimmten Richtung über das Wasser lenkte. Zu ihrer größten Überraschung sahen sie im Lichtschein jenes rätselhaften Hochfeuers, etwa eine halbe Seemeile vor sich, ein Boot treiben, dessen Segel und Ruder eine weiße, mädchenhaft schlanke Frauengestalt — nicht mehr lenkte ... gelenkt hatte! Denn sie sahen, wie sie, eben unter dem Schuß getroffen, lautlos vorn über sank.

Es dauerte nicht lange, da hatte der Weststurm das Boot so nahe herangetrieben an das Schiff, daß es dem Steuermann gelang es achtern festzumachen und die leblos über die Bank Liegende an Bord zu bergen. Rust hatte sie schon erkannt — es war Maya.

Man trug sie in die Kajüte und rief den Schiffsarzt. Er horchte an ihrem Herzen und fühlte, ob der Puls ginge. Dann, als er auch die Wunde untersucht hatte (nur drei Blutstropfen zeigten sie an, die auf dem weißen Linnen ihrer Brust blühten) sagt er in einem Tone, der keine Hoffnung aufkommen ließ: „Sie lebt, allein ich weiß nicht, ob sie die Nacht übersteht."

Er gab ihr etwas Kampfer unter die Achsel und ließ sie dann zu Bett bringen. Nach einer Stunde schlug sie die Augen auf und erkannte Rust, der neben ihr am Kopfende saß. Mit kaum vernehm-

barer Stimme hauchte sie zu ihm, der ihre Hand ergriffen hatte:

„Nicht dem Lichte der Nacht trauen, das der Feind ansteckte ... und nicht den Zeichen des Tages, wo am Turm die Kette liegt und das Feuer darunter ..."

Als sie das gestammelt hatte, sank ihr das Haupt, dieses schöne Haupt, mit einem Lächeln in die Kissen zurück, und sie verfiel abermals in eine tiefe Ohnmacht.

Die ganze Nacht saß Rust an ihrem Lager und wachte. Und als es endlich wollte Morgen werden und sein Auge hinüberschweifte über das Meer und er Siniamsdorf in Flammen schaute, da begriff er die Zusammenhänge und die Triebfedern, die am Falle dieses Opfers mitgewirkt hatten — Habsucht und Neid! „Selbecker! Selbecker! wüßtest du von allem Leide!" rief er, bewegten Herzens voll, leise für sich hin. „Oh, wie armselig, wie dürr und erbärmlich ist doch dieses gemeine Laster des Neides! Dieses mißgönnenden höllischen Urzerstörers aus der niedrigsten Lust am Verderben! Oh, wie reich und begnadet ist der Mensch, der auch am Glücke seiner Brüder und Schwestern seinen kleinen Anteil Freude findet, den er stille mitgenießen kann!" Mit tiefer Rührung erinnerte er sich, wie er selbst in seinem Kummer und Schmerze noch, damals, am Abend ihrer Hochzeit, als er Abschied nahm und über das Meer herüber ihr letztes, stilles Licht erlosch, die Wollust der Mitfreude empfand, wie er selbst im Erraten ihres stillen Glückes ein heimlich

Mitbeglückter war. Und nun — fand er sie so wieder! Sein Haupt sank ihm tief auf die Brust herab. —

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als der Sperber im Widerschein des brennenden Dorfes am Eingang der Passage Anker warf und unter dem Leuchtturm eine Matrosenabteilung aussetzte. Ohne auf Widerstand zu stoßen, gelang es dieser in wenigen Minuten, die Durchfahrt frei zu bekommen, nachdem sie die Sperrkette herausgehoben und die an ihr befestigte Mine unschädlich gemacht hatte.

Inzwischen hatten sich nächtlicherweise auf der Hauptinsel die Gewitter zusammengeballt und trieben zur Entscheidung. Sylvester, als er den Turm verschlossen fand, hatte ein Wächterboot bestiegen und war über die Lagune gerudert, Rasmus zu benachrichtigen. Rasmus, durch einen Boten des Hafenmeisters verständigt, war aber schon unterwegs nach dem Dorfe, das um die Mitternachtsstunde noch im tiefsten Frieden lag. Am Anlegeplatz der Kanus und Boote begegnete er beiden, dem Hafenmeister und auch Sylvester. Die drei Männer gingen nun miteinander nach Siniam hinein, und von Haus zu Haus, wo sie einen Getreuen wußten, pochten sie leise an die Türen und nahmen ihn mit sich, bis sie eine ganze Schar waren. Auch zu den Freunden, die in Rusthafen, im Norddorf und im wiederaufgebauten Westdorfe wohnten, schickten sie heimliche Boten aus, so daß gegen Morgen hin auf den Wegen nach Siniam ein großer Zusammenlauf war.

Dieses nächtliche Treiben konnte natürlich auch den Gegnern nicht verborgen bleiben, und so kam es, daß sich mit anbrechendem Tage vier feindliche Haufen entgegenstanden, die nur deswegen mit dem Angriff zögerten, weil sie sich zwischen ihren Feinden nicht entscheiden konnten und im Falle des Unterliegens alle anderen zusammen fürchteten. So war es zuerst das unglückliche Dorf allein, das die Torheit der Menschen in seinen Flammen büßen mußte. Allein mit der Brandfackel dieser Nacht hatten sich die Mordbrenner, was sie sicher nicht dachten, nur das Feuerzeichen wider sie selber angesteckt. Ganz Siniamsdorf, das bis dahin zwischen den Häuptlingen des Nord- und Westdorfes geschwankt hatte, ging jetzt zu Rasmus und dem Hafenmeister über, und als mit der ersten Morgenröte der Sperber bei ausgebreiteten Schwingen in den Hafen glitt, da war Selbeckers Sache verloren.

Dieser günstige Umschwung war an Bord des Sperbers noch nicht bekannt geworden, als sich Rust entschloß, ohne Waffe und Schutz allein an Land zu gehen. Tim und der Erste Steuermann hatten zwar geraten, die Schiffskanonen sprechen zu lassen, aber Rust hatte zu diesem Vorschlag mit dem Kopf geschüttelt und nur ruhig gesagt: „Meine Lieben, Volkserhebungen, die schießt man am wirksamsten mit Brotlaiben nieder: ich wills mit diesem Pulver versuchen!" Dabei wies er nach dem Raum hinunter, der mit guten Hamburger Mehlsäcken bis oben vollgefüllt war.

Während schon die kleinste Jolle des Schiffes für Rust zu Wasser gefiert wurde, näherte sich dem Sperber vom Lande her ein Boot unter weißer Flagge. Es war mit vier Leuten Selbeckers besetzt, die von ihm als Unterhändler kamen und gegen Waffenniederlegung um freies Geleit nach dem nächsten englischen Hafen baten. Rust, dem an einer Bestrafung der Meuterer wenig gelegen war, willigte unter der Bedingung ein, daß Selbecker selbst käme. Allein nach einer Stunde kamen die vier abermals — ohne ihn. Selbecker, ein Mensch, der an Treue nicht glaubte, weil er sie selbst nicht besaß, zögerte unter allerlei Vorwänden sich auszuliefern und wollte — dies war aus allem herauszuhören — jedenfalls erst noch abwarten. Unter diesen Umständen zauderte Rust nicht länger, seinen gefaßten Entschluß auszuführen. Er bestieg die Jolle und nahm nicht einmal einen Matrosen mit, der ihn ruderte.

Jenseits des rauchenden Dorfes, auf der großen Wiese vor dem Siniamswalde, standen sich die feindlichen Haufen gegenüber. Rust, der schnell die Lage übersehen hatte, ging mit vorgestreckten Händen, wie einer, der zu den Seinen kommt, wenn er sie lange nicht gesehen hat, mitten durch ihre Scharen hindurch, stand dann zwischen den vier Feldlagern stille und sprach mit weithin schallender Stimme so zu ihnen:

„Die ihr meine Freunde und Brüder seid, wollt ihr mich hören? Wenn der Müller den Bäcker schlägt und der Bäcker den Müller, so müssen sie

alle beide hungern, und wenn es in der Maisernte ist! Freunde, wollen wir Toren sein?" ... Schmerz durchzitterte seine Stimme, daß sie ihm versagen wollte, als er noch hinzufügte: „Noch wißt ihrs nicht, Brüder! Laßt es bei dem Opfer bewenden, dem unglücklichen, armen, dessen Blut schon geflossen ist — noch wißt ihrs nicht!"

Wie ein Gewitterschlag, lösend und zündend zugleich, schlugen diese kurzen Worte Rusts in die schwüle Spannung der feindlichen Haufen ein, und ein Sturm erhob sich um ihn, daß er erst kaum wußte, was davon zu halten war. Allein die nächsten Sekunden schon zeigten es. Die Aufständischen hatten sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als sich schon Selbecker und fünf der ersten Rädelsführer mit ihm entwaffnet und im Gewahrsam des Hafenmeisters sahen. Damit war die Entscheidung besiegelt. Wenige Augenblicke hatten genügt, durch ein einfaches Wort der Vernunft, der Menschlichkeit und der Liebe einen Haß zu entwaffnen, an dem ganze Jahre geschürt hatten. In noch nicht einer Stunde war die Insel dem Frieden zurückgegeben, während die Anstifter des Unheils an Bord des Sperbers unter der Hut Tim Rafters Gelegenheit und Muße genug fanden, über ihre Handlungen nachzudenken.

Auch Rust hatte sich wieder an Bord begeben, gemeinsam mit Rasmus und — Sylvester. Es war ein schweres Wiedersehen. Sie fanden sie nicht mehr bei Besinnung vor und hörten nur vom Schiffsarzt, daß sie noch den Wunsch geäußert habe,

ihr Kind zu sehen und dort zu sterben, wo sie es unterm Herzen getragen und geboren hätte.

Die drei Männer hoben sie ins Boot hinunter und brachten sie still nach Hause. Als Rust seinen letzten Blick auf sie getan hatte, ging er hinaus und weinte.

Sylvester blieb allein bei ihr. In der Nacht, um die Zeit der dritten Stunde herum, schlug sie die Augen auf, die schönen, sterblich schönen Augen, in denen schon der letzte Schmerz stand. Lange sah sie ihn an, groß und stumm und erglänzend von Unsäglichem, bis ers nicht mehr ertragen konnte. Er sank vor ihr hin und barg sein Haupt in ihre Kissen. Da neigte sie den Kopf ein wenig zur Seite und strich ihm mit der Hand über die Locken hin: „Laß deine Wege sanft sein, mein Geliebter!"

Das war das letzte, was er von ihr vernahm. Als sie es kaum gehaucht hatte, wendete sie sich noch einmal nach dem Kinde hin, seufzte und lächelte selig — dann wars vorbei.

Eine Stunde, nachdem sie ihren letzten Atemzug getan hatte, ging Sylvester hinunter und stieß das kleine Boot, in dem sie ihr Geschick ereilt hatte, vom Sande hinab. Er ruderte nach jenem einsamen Felsen im Meere hinaus, wo sie so manchmal geweilt hatten in ihrem Glücke und wo ihrem Willen nach, dem Hügel des Vaters gegenüber, ihre letzte Kammer sollte sein. Eine einzige hohe Palme auf der Höhe, die dort Tag und Nacht im Winde sich wiegt, bezeichnet heute noch wie damals den Schiffern der Ferne schon die Stätte. Blumen,

die nur auf jener Klippe wachsen, die wollte er holen, sie heute Nacht zu schmücken. Die goldgepunkterte Amethystblume, das braungesprenkelte Sandweißchen und jenes zartgetupfte Scharlachblümchen, das sie am meisten liebte. Als er das schlichte Sträußchen beisammen hatte, fuhr er wieder, wie er gekommen war, still von dannen und legte es, angelangt, auf die unbewegte Brust der Geliebten nieder.

Dann zog er scheu ein Blatt hervor, warf mit fiebernder Hand im Mond- und Sternendämmer fliegende Zeichen hin und vollendete unter heißen Thränen „die Sinfonie — der Freude!" Und als es auf dem Blatte vor ihm fertig stand, unhörbare Melodien durch den Sterberaum wie Weihrauch und Rosendüfte zogen, da durchstrich er über den letzten Blättern die alte verblichene Überschrift „Triumph des Lebens" und schrieb das Dichterwort darunter: „Selige Sehnsucht!" —

Am Abend wurde sie begraben. Wer Thränen hatte, der gab sie her; wer Blumen hatte, der brachte sie; und wer den kleinsten Nachen sein nannte, der folgte ihr selber nach, so daß sich bald das Meer mit Barken und Booten bedeckte. Gefestete Männer und weiche Frauen, Mädchen und Jünglinge, Greise, Kinder — alle weinten sie und klagten: „Maya! Maya!" Einer nur nicht — Sylvester nicht. Sein Auge blieb trocken, sein Mund blieb stumm, bis er, der letzte von allen, allein bei ihr war. Da warf er sich schluchzend über den frischen Hügel hin und ging nicht, bis es dunkel ward.

Dann irrte er die ganze Nacht hindurch auf allen Wegen, wo sie gewandelt waren, traurig und glücklich gewesen. Und die nächste Nacht so wiederum und die dritte Nacht abermal: er konnte keine Ruhe mehr finden. In diesen Nächten, wo er auch wanderte, am Meere, an Bächen, an Flüssen, an Seen: immer ging auf den Wassern ein blauer, bläulicher Stern mit ihm, dessen Glanz ihn bannte, dessen Schimmer in seinem Auge die Thräne trank, und dessen weiße Sucht ihn nicht mehr ließ.

Es war am dritten Abend auf dem Felsen über der Sandelhütte, als unter den Mangobäumen die Macht seines Schmerzes überging und, wie Fluten jenen Bergsee im Thale, die Trauer seiner Seele ausströmen ließ . . .

Ein Stern ging auf den Wassern
Und kam und ging mit mir;
So weit und wo wir gingen,
War meines Grams Revier.

Hell funkelten die Strähnen
Der Frühlingsnacht im Thau;
Mir aber beizten Thränen
Die braune Wange rauh.

O Stern du auf den Wassern,
Von wannen kam dein Glanz?
O Stern du auf den Wassern,
Gleichst meiner Seele ganz!

Du bist und bist doch nimmer
Dort, wo du scheinst zu sein:
Dem feuchten Blick ein Schimmer
Im Fluten-Abendschein.

Kein Hauch von deinen Ufern,
Der atmend Kunde giebt;
Kein Ferneklang herüber,
Der grüßt und wiederliebt.

Wir wandeln, ach, verloren,
Du dort — ich hier allein ...
O Stern du auf den Wassern —
Was mag dein Rätsel sein?! ...

Zehntes Kapitel.

Miranda und Caliban.

Kayo butti oly! kayo butti oly! riefen die Marktschreier in Makassar. „Der König von Goa ist gekommen: kauft weißes Öl, euer Haupt zu salben!" Die blasse Wunderflüssigkeit, die die Rufer hinter ihren Eselskarren in allerhand bunten, mit Goldpapier verzierten weißen, blauen und zinnoberroten Flaschen und Fläschchen herumboten, verbreitete von allen vier Marktecken her einen betäubenden Wohlgeruch nach Kampfer und Rosmarin. Dröhnende Tamtamschläge, aus einem Winkel kommend, wo malayische Gaukler ihre Buden aufgeschlagen hatten, schienen in das sonnenbunte Gewühl der Menge, die sich hier aus den verschiedensten Völkern und Rassen wie ein farbiges Spektrum zusammendrängte, eine plötzliche Erregung zu tragen. Es war, als käme in das Durcheinanderwogende der gelben und roten Seidengewänder, der weißen Musseline, der braunen, orangenen, violetten Kalikos und Kattune ein ge-

heimnisvoller Fluß, der die Köpfe lenkte und Tausende von Augen nach einem Ziele bannte, das allen gemeinsam war. Alles Gemurmel verstummte und wich einer lautlosen Stille. Selbst das Affengeschrei und Papageiengetöse ging in ein Zittern über und erstarb. Es war der weiche, schmeichlerische Klang einer Rohrflöte in der Gauklerbudenecke, der seine hypnotische Macht entfaltete. Die Menge staute sich, alles drängte nach dem einen Punkte. Die Lastträger warfen ihre Reis- und Pfeffersäcke hin und stellten sich breit wie Mangrovenbäume; die Rollknechte des Hafens hemmten den Lauf ihrer Zucker- und Rumfässer, um die Hälse nach der Musik zu recken; die Fruchtverkäufer und die Eselskärrner, die das weiße Kajeput ausriefen, deckten ihre Karren zu; die Garköche an den Marktgassenecken unter den flachen farbigen Sonnenschirmen schlossen ihre fliegenden Küchen — sie alle, wie von einer unwiderstehlichen Macht gezogen, folgten der geheimnisvollen Weise, deren spärliche, eigensinnige Töne immer schriller, immer dringender, immer sonderbarer klangen. Ein wütendes Zischen ließ mit einem Male die Menge zurückweichen. Eine lohgelbe große Kobra hatte ihren Kopf erhoben und blähte jetzt ihren aufgerichteten, bläulich schillernden Hals gegen den Flötenbläser zu einem unheimlichen Schilde auf. Es war ein Gefühl im Blute, als wollte die Luft stocken; doch die Gefahr zögerte, sie ging vorüber. Die aufreizenden Gongschläge verstummten; die Flöte klang beruhigend wie ein Wiegenlied, und der starre, unbewegliche Blick des

Schlangenbeschwörers ließ von neuem das entsetzliche Tier in seine Gewalt verfallen.

Ein junger Mann in der vordersten Reihe, in der Tracht etwa der Pariser Künstler vom Montmartre, war von dem scheußlichen Anblick dermaßen benommen worden, daß er blaß wie eine Kalkwand stand.

„Gehen wir, Sylvester, es ist keine Zerstreuung für uns!" Die wohlbekannte Stimme von Rust wars, die das lautlose Schweigen der gleich Mauern Stehenden wie einen schwülen Bann brach, während er gleichzeitig Sylvesters Hand ergriff und den halb Betäubten aus dem schlimmsten Gedränge herauszog.

„Ist dir übel geworden, mein Sohn?"

„Mir ist nicht gut. Haben Sie nicht gesehen, daß die Schlange ein einziges Auge hatte — es war das Auge Orangbranis! Und nach mir hat es hingestarrt!"

„Einbildungen, lieber Sylvester. Ich habe die Viper mir genau besehen: sie hatte schwarzbläuliche Pupillen und beide so scharf wie von einem Messer gespalten. Sie standen starr nach einem Punkte hin, den ich allerdings nicht genau gesehen habe, der aber, wie ich glaube, der Blick des Beschwörers war."

Sylvester sagte hierzu nichts.

„Komm," mahnte Rust von neuem, „es wird gut sein, wenn wir uns entfernen. Da ich dich auf einige Stunden verlassen muß, so schlag ich vor: sieh dir hier und da ein wenig die Gewölbe und die Auslagen der holländischen Kaufherren an, oder,

hast du keine Lust hierzu, nimm dir einen kleinen Malayenführer an und geh ein wenig im chinesischen Kampon herum. Es giebt da viel zu sehen und zu studieren. Volksbelebte Gassen und stille, krumme Gäßchen, menschenbefahrene Wasserkanäle mit ungezählten hölzernen Bogenbrücken, alte Opiumbaracken und Lasterwinkel — nur laß dich nicht verleiten, mein Sohn, in eine dieser Höhlen einzutreten, ich kenne die Gefahren. In zwei Stunden denke ich, werden meine Geschäfte bei den Mynherren verrichtet sein und ich will dann wieder hierherkommen und dich an der Südecke des Marktes — siehst du dort, wo das Männchen im roten Mantel steht — erwarten. Befolg meinen Rat, Sylvester."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Rust und verschwand im Gewühl der Menge. Sylvester, den Rust auf diese Reise mitgenommen hatte, um ihn in seinem Schmerze etwas abzulenken und zu betäuben, war sich nun allein überlassen und schlenderte langsam in eine der breiteren Malayengassen hinein, in der Absicht, sich hier einen kleinen Führer zu angeln. Als er eine Weile gegangen war, bemerkte er, daß ihm jemand folgte. Es war ein kurzer, trippelnder Schritt, der immer den gleichen Abstand hielt und sich förmlich an ihn heftete. Um den unbequemen Trabanten loszuwerden, blieb Sylvester vor einem der reichen Bazare, die sich gerade in dieser Straße drängen, stehen und vertiefte sich in den Anblick der hier ausgelegten Schätze. Was würde Maya gesagt haben, wenn sie diese märchenhafte Herrlichkeit geschaut hätte: diese

leuchtenden Seidenzeuge und Musseline, diese Farbenwunder herrlicher Teppiche, Brokate und Sammete aus Brussa, diese Wunderwerke indischer Goldschmiedekunst, diese japanischen Lacksachen, Gläser, Kristalle, die vielschimmernden Perlmutterschalen und Schildpattfächer, die siamesischen Elfenbeinstücke, die Tigerfelle aus Bengalen, und alle die tausend schönen Dinge, die es hier zu sehen gab. „O Maya, daß du nicht bei mir bist!"

Nachdem er so eine Zeitlang an aller Pracht sein Auge geweidet hatte, konnte er, bevor er weiterging, doch nicht der Versuchung widerstehen, einen Blick nach seinem Verfolger zurückzuwerfen, was inzwischen aus dem geworden wäre. Da gewahrte er denn zu seinem Erstaunen, etwa vierzig Schritte von ihm, jenes rotgemäntelte Zwergmännlein, auf das ihn vorhin Rust aufmerksam gemacht hatte. Es stand wie er festgewurzelt vor einem Kaufgewölbe und schien so vertieft und versunken in die schaugestellten Wunderdinge, als ob es um gar niemand in der Welt sich bekümmere. Allein, wie nun Sylvester weiterging, da zeigte sichs gleich, daß diese Annahme irrig war: der Zwerg folgte ihm wiederum wie sein Schattenmann. Nun fing Sylvester doch allmählich an, sich beunruhigt zu fühlen. Er ging über den Makadam auf die andere Gassenseite — der Zwerg folgte ihm. Er bog in ein Seitengäßchen ein — hinter ihm der Zwerg. Vor Unmut und Verdruß rief Sylvester jetzt zwei Sänftenträger heran, kupferfarbige Malayen, die eben zufällig des Weges kamen, und befahl ihnen ihr Zeltgestell

niederzusetzen und ihn nach der Halle eines berühmten Büchsenschmiedes zu tragen, wie es schon vorher in seiner Absicht gelegen hatte.

Als er in das Gewölbe eintrat, fand er zu seinem maßlosen Erstaunen schon den Zwerg darinnen vor. Mit halblauter Stimme, aus der seine Betretenheit klang, verlangte er auf französisch nach den besten Pistolen am Lager. „Verstehen Sie?" wiederholte er, „eine Pistole wünsche ich, eine Drehpistole!"

Der Meister Schwertfeger schüttelte mit dem Kopfe und brachte anstatt des Gewünschten verschiedene Damaszenerklingen angeschleppt sowie einen ganzen Kasten persischer Dolche zur Auswahl. Es war offenbar, der Mann verstand Sylvester nicht. Da mischte sich wie von ungefähr der Zwerg in das Gespräch und verdolmetschte es einem jeden in die Sprache seines Landes. Er machte das aber im gleichgültigsten Tone von der Welt, als ob ihm gar nicht so viel daran gelegen wäre sich gefällig zu erweisen. Indem nun der Büchsenschmied seine Pistolen brachte, langte der Zwerg begierig nach einem langen, ganz weiß polierten Bambusrohre, das oben am elfenbeinernen Mundstück mit einem silbergetriebenen Pfropfen verschlossen war. In der Höhlung dieses Pfropfens befand sich ein gefiederter Stachel.

Sylvester, der sich nunmehr dem sonderbaren Männchen für seinen Dienst verpflichtet fühlte, richtete ein paar verbindliche Worte an den Zwerg und fragte ihn, was er sich da eigentlich für ein merkwürdiges Rohr besehe.

„Dies ist ein Sumpitan," erwiderte der Zwerg, „den ich beauftragt bin, für meinen Gebieter zu kaufen."

„Ein Sumpitan? Was ist das für eine Sache?"

„Herr, man merkt es wohl, daß Ihr fremd seid im Lande! Ihr kennt nicht den Sumpitan? Nun, so will ich wünschen, daß Ihr ihn auch nie möget kennen lernen! Besehet Euch diese unschuldige kleine Öffnung — hihihi, ein hübsches, rundes Todespförtchen! Sieht das einer diesem Löchelchen an? Bei Allah! Kein Schlangenbiß, nicht der Giftzahn der todbringenden Schildviper kann grimmiger fassen, als unser geflocktes Häkchen hier, dieses Stachelchen aus dem Bambus! 's ist mit einem Pfeilgift bestrichen von einer so entsetzlichen Eigenschaft, daß gleich das Blut steht in den Adern und schon der kleinste Ritz in der Haut genügt, in wenigen Sekunden dem Tode ein Türlein zu öffnen." Hierbei streichelten die dürren Zwergenfinger Rohr und Pfropfen, den Eindruck einer fast unheimlichen, widerlichen Zärtlichkeit verstärkend, den die eifernde Verkündung dieses mörderischen Gerätes auf Sylvester machte.

„Und dieses Rohr, dies Blasrohr, das den tödlichen Pfeil entsendet," unterbrach er das Männlein, „das ist der Sumpitan?"

„Der Sumpitan!" fuhr der Zwerg fast warnend fort. „Der Sumpitan — schon der Name verbreitet Schrecken! — ist die furchtbarste Kriegswaffe des Malayen. Doch auch den Seeräubern sagt man nach, daß sie sich bisweilen, mit nie fehlender,

tödlicher Sicherheit, seiner bedienen. Es mag etwas Wahres daran sein. So erzählt man sich auch von dem großen Orangbrani, dem einäugigen Augenschießer, dem Herrn des Caliban, dem Gefürchteten aller Gewässer, von dem Ihr genug werdet gehört haben, daß noch nie sein Sumpitan Orangbranis Ziel, das Feindesauge, gefehlt hat!"

„Was weißt du von Orangbrani, Zwerg?" starrte Sylvester erschrocken dem Mißgewachsenen in das schwarze unergründliche Auge, in dem ein seltsames Licht flackerte.

„Kennst du ihn, Fremder?"

„Oh, ob ich ihn kenne! Seine Keule ist hier an meiner Stirn geflogen!"

„Hm . . ." brummte der Zwerg und strich seinen schwarzen Bart: „Dann sei froh und guter Dinge, dann bist du der Erste, der ihm entronnen ist!"

„Oh, ich wünschte, ich wäre ihm nicht entronnen!" seufzte Sylvester aus tiefster Brust, daß man hören konnte, es war ihm Ernst mit diesem Wort.

Der Zwerg zwinkerte freundlich mit den Augenlidern. „Fremdling, du gefällst mir. Kommst du nicht aus Simsinien?"

Sprachlos vor Erstaunen legte Sylvester die nach einiger Prüfung gewählte Pistole auf den Tisch hin und maß den Zwerg vom Scheitel bis zur Sohle: „Woher kommt Euch dieses Wissen von mir?"

„Woher, mein fremder Freund? Nun, man sieht und hört so manches durch Wände, Schlösser und Mauern, und was man nicht hört oder sieht durch Mauern und Wände, das errät man aus der

Luft. Ich will Euch einen Vorschlag machen, Fremdling, damit wir diesen wackern Mann hier nicht länger aufhalten. Bezahlt jetzt Euer Pistölchen, ich begleiche meinen Sumpitan, und nun wollen wir zusammen auf das Schiff meines Herrn und Patrons spazieren, wo Ihr, solange es Euch gefällt, mein willkommener Gast sein mögt. Dort ist der rechte Ort, daß ich Euch von Orangbrani mehr erzähle."

Unter diesen Worten waren sie aus dem Gewölbe herausgetreten und schlugen durch das Chinesenviertel den kürzesten Weg nach dem Hafen ein.

„Ich bin hier fremd, und wenn es Euch also Vergnügen macht, nehme ich gern noch eine Strecke Weges Eure Gesellschaft an," sagte Sylvester, „aber auf das Schiff Eures Patrons kann ich Euch nicht begleiten, denn mich erwartet mein Freund."

„Sieh, siehe, Euer Freund! Ist das nicht jener kurzbärtige große Mann aus dem Abendlande, der heute mit Euch, während der Sultan von Goa einzog und die weißen Elefanten, bei dem Schlangenbeschwörer stand? Ist es nicht ein Schiffsreeder, der im Lande Simsinien wohnt, das mitten im Meere liegt? Und heißt er nicht — wie war nur doch sein Name? — hm, hm, hm . . . richtig, richtig! heißt er nicht Rust mit Namen, der die schöne Tochter hat? Ist er nicht der Patron des Diamantenschiffes ‚Miranda', das in vergangener Nacht hier eingelaufen ist und jetzt vor Anker liegt? Ich erinnere mich dunkel, ich muß es schon einmal gesehen

haben in meinem Leben, das war aber hier nicht, im Hafen von Makassar."

Sylvester, nahezu fassungslos über die Allwissenheit dieses wildfremden Zwerges, den er hier in der unbekannten, völkerwimmelnden Stadt einer anderen, ihm völlig neuen Welt zum ersten Male sah, wußte gar nicht, was er davon halten sollte. „Kennt Ihr denn Rust? Habt Ihr mit ihm Geschäfte geschlossen? Woher, in aller Welt, wißt Ihr das alles?"

„Ist das so wunderbar, Euern Freund zu kennen?" lenkte jetzt vorsichtig der Zwerg in seine schaugetragene Gleichgültigkeit zurück. „Die Diamanten der Rustinsel sind wohlangesehen bei uns: man sagt sogar, daß sie an Feuer und Reinheit den Diamanten von Golkonda nicht nachständen. Besehet Euch nur, bitte, meinen Dolch und Gürtel gefälligst! Solltet Ihr wirklich noch nicht wahrgenommen haben, daß ich selbst im Besitze eines solchen Steines bin? Dies hier sind Rubinen von Bedaschan, dieses Türkise aus Chorassan, das da Perlen aus Basra, und hier — beim Barte des Propheten! — wenn dies kein Kiesel von Golkonda ist, so ist es sicher ein simsinischer Diamant!"

Die überlegene Ruhe des Zwerges, seine Verschmitztheit und Geistesgegenwart und nicht zuletzt auch die Dreistigkeit, mit der er das Blaue vom Himmel log, verfehlten nicht, Sylvesters Mißtrauen wieder einzuschläfern, und wäre nicht die Zeit nahe gewesen, wo er sich mit Rust wieder

treffen sollte, so hätte er sich doch noch vielleicht von dem Männchen beschwatzen lassen.

Als nun aber der Kleine sah, daß alle Liebesmühe, Sylvester auf den Caliban zu locken, vergebens war, änderte er seinen Plan und wollte es damit versuchen, ihn zunächst in eine Opiumhöhle zu verschleppen, in der listigen Hoffnung, ihn dort willenlos zu machen. Allein auch diese Teufelsrechnung ging in die Brüche, und zwar an der Festigkeit Sylvesters, sein Rust gegebenes Versprechen zu halten.

So waren die beiden unterdessen an den Hafen gelangt, wo schon in den Schiffen und Schenken die Lichter brannten. Den Gongschlägen eines Feuerschiffes auf der Reede draußen antwortete der dumpfe Ton der Bambusrohre in den Wachthäuschen am Bollwerk und verkündete die Hafenzeit. Aus den Weinhäusern erscholl der Klang des Tamburins und der Rohrflöte, und hinter den offenen Türen vorbei sah man schöne Malayenmädchen mit den Matrosen aus aller Herren Länder tanzen. Es war die Stunde, wo aus den niederen, dumpfen Holzhäusern jung und alt in die Abendkühle strömte und zum flackernden Schein der Hafenlichter und Windlampen als ein farbiger Strom warmen Lebens über das Bollwerk flutete. Was junges Blut und hurtige Füße hatte: die Palmenwege hinaus nach den Orangen- und Mangustinengärten des Ostens. Es war die Stunde, wo in den Sümpfen der Kaiman umgeht und der Tiger in den Dschungeln erwacht.

Aus einer Taverne, deren Eindruck schon von außen mehr übel war als einladend, klang ein Saitenspiel. Es drückte mit künstlerischer Vollendung einen Schmerz aus, daß Sylvester aufhorchte und stehenblieb. Er sah auf seine Uhr. Eine Viertelstunde fehlte noch an Neun, dem Zeitpunkt, wo er sich an der Marktecke mit Rust wieder treffen sollte.

„Wie weit ist es von hier bis zum Markt der sieben Türme?" fragte er seinen Begleiter.

In dem dunklen Zwergenauge blitzte etwas: „Drei Bogenschüsse, keinen Schritt weiter und keinen weniger."

Sylvester zögerte, unentschlossen.

Dieses Haus, eine alte Steinbaracke war es, ein richtiges Mauerloch! Von ungefähr blickte er zum First hinauf, wo an der Dachrinne kupferne Drachenköpfe drohten und mit einem verzerrten Grinsen zu winken schienen.

„Wohlan, so treten wir ein."

Sie kamen in eine niedere rauchgeschwärzte Stube, die in einem sehr gewöhnlichen chinesischen Geschmack mit einem riesenhaften Schenktisch ausgestattet war und etwa einem Dutzend unsauberen Tischen und Schemeln. Von der Mitte der mit blauen, verblichenen Sternen tapezierten Decke hing aus einer messingenen Mondsichel eine große, buntbeschirmte Lampe herunter und verbreitete bis an die Fenster hin, die durch einmal weiß gewesene Läden fest verschlossen waren, ein gedämpftes Licht. Es machte die drückende Schwüle

noch fühlbarer. Mit Ausnahme eines einzigen noch leeren Tisches waren sämtliche Plätze im Raum mit allerhand, Tee oder Reiswein trinkenden Matrosen, Chinesen, Malayen, Indiern vollbesetzt. Der Wirt der Spelunke, wie man ihm gleich ansehen konnte, war ein Mischling, alt und weißhaarig schon, aus Kanton oder irgendwoherum in dieser Gegend; und der Musikant ein eingeborener zwölfjähriger blinder Knabe, der aus den Reisfeldern kam und diesem Galgenschelm Abend für Abend mit seinem Spiele als Lockvogel diente. Ein unschuldiges armes Teufelchen, dessen Los Sylvester bald zu rühren begann.

Mit einem schnellen Blick hatte der Zwerg die Sitzgelegenheit herausgefunden, allein er trippelte vorbei an dem Tische und lud mit einer hastigen Handbewegung Sylvester ein, ihm in eine Nebenkammer zu folgen, die durch eine offene Türe mit halbzurückgeschlagenen gelben Kalikoverhängen mit dem Hauptraum verbunden war.

Sie bestellten sich jeder ein Glas warmen Gewürzwein, wobei der Zwerg unvermerkt durch einen Blick, den eine bedeutungsvolle Handbewegung begleitete, dem bezopften Pintenwirt ein geheimes Zeichen gab. Dabei murmelten die dünnen Pergamentlippen des Männchens, wie als wenn es mit sich selber spräche, das Wort „Catjupong“ vor sich hin. Der Halbchinese, ein alter ergrauter Sünder (der übrigens kurze Zeit nach diesen Ereignissen als ein geheimer Helfershelfer der Seeräuber entlarvt worden ist), verstand, wie sein

unzweideutiges Grinsen zeigte, diese Zeichensprache ebenso vortrefflich wie die Gauner hierzulande das Rotwelsch.

Sylvester, ganz in sich versunken, horchte nur schweigend auf den Knaben. Er bemerkte gar nicht, als der Unglückliche geendet hatte, wie der Wirt, nach einem dem Zwerg gegebenen Winke, schnell und geräuschlos die Türe schloß. Diesen Augenblick ergriff der Mißgeschaffene. Er zog ein Täschchen von rotem Marokkoleder aus seinem Mantel und entnahm ihm zwei lange, dünngezogene Rauchstangen, die eine von der rechten und die andere von der linken Seite. Die erste Zigarre bot er Sylvester an, die andere legte er vor sich hin.

„Echtes Manilakraut, nehmt sie getrost."

Allein Sylvester dankte, er hatte keine Lust zu rauchen.

Das Männlein meckerte irgendwas in seinen schwarzen Bart und verschüttete dabei von seinem Punsche auf den Tisch hin. Dann nahm er die erste Zigarre, die er Sylvester angeboten hatte, und steckte sich mit einer Bedachtsamkeit, als gelte es etwas ganz Absonderliches zu verrichten, den Marabustengel an. In dem Augenblick nun, als das Kraut Feuer fing, beugte er sich über den Tisch zu Sylvester hinüber und blies ihm den vollen Rauch der Manila mitten ins Gesicht hinein, worauf er schnell zurücksprang, mit verhaltenem Atem die Zigarre in der Punschlache löschte, Laden und Fenster aufriß und den Tabaksaft in seinem Munde hinaus auf die Gasse spie.

Sylvester war augenblicklich wie tot über den Tisch gesunken. Der Zwerg öffnete die Türe und jammerte in die Schenkstube dem Wirt entgegen: „Jungu, helft, er ist krank geworden! Er ist ohnmächtig, er wird mir unter den Händen sterben! Jungu, springt bei, Jungu, helft, helft! Habt Ihr nicht ein paar Leute zur Hand, die ihn mir nach dem Schiffsboot bringen? Gebt sie, gebt sie, fünf holländische Gulden sind Euer!"

Man war gerade dabei, Sylvester hinauszutragen, als ein Zufall im Augenblicke der höchsten Not und Gefahr den Plan des Zwerges, der vermutlich wieder auf ein großes Lösegeld hinauslief, noch zum Scheitern brachte.

Drei Matrosen von der Miranda traten herein, und hinter ihnen noch der zweite Steuermann und der Hochbootsmann des Schiffes. Sofort erkannten sie Sylvester und nahmen ihn in Empfang, wobei sie sich dem Halunken von einem Wirte (der Zwerg hatte sich sogleich aus dem Staub gemacht) auch noch sehr höflich für seine vermeintliche Menschenfreundlichkeit und Mühe bedankten. Als sie mit dem völlig Besinnungslosen an Bord des Schiffes anlangten, fanden sie Rust schon zugegen und in der größten Besorgnis. Wie sah er Sylvester wieder! Aus weit geöffneten Pupillen starrte sein Blick und ein krampfhaftes Schlingen schien ihn ersticken zu wollen, seine Pulse flogen. Der Schiffsarzt stellte eine Vergiftung von dem Kraute Catjupong fest, einer Pflanze aus dem Belladonnageschlechte. „Catjupong", das war das Wort,

welches der Zwerg dem Tavernenwirt zugeraunt hatte! Der Doktor meinte sofort, man habe den Kranken wahrscheinlich mit dem Dampfe einer mit Catjupong gewickelten Zigarre betäubt, wie es in diesen Gegenden unter den Verbrechern ein bekannter Brauch sei. Er verordnete heiße Fußbäder und ließ Milch und Essig geben. Nach einigen Stunden brach Sylvester in einen starken Schweiß aus, die Erscheinungen begannen darauf nachzulassen, und der tiefe, totenähnliche Schlaf ging in einen ruhigen Schlummer über, aus dem er erst am späten Morgen des anderen Tages wieder zum klaren Bewußtsein erwachte. Er erzählte nun, so ausführlich als es seine Kräfte zuließen, sein ganzes Abenteuer, und aus allem erkannte Rust, daß jener Zwerg kein anderer sein konnte als jener vom Caliban, mit dem er vor drei Jahren das bekannte Zusammentreffen in der Molukkensee erlebt hatte. Er zögerte nunmehr nicht, der holländischen Hafenpolizei von den Vorgängen der Nacht Mitteilung zu machen, allein es war leider schon zu spät. Die Piraten hatten Wind bekommen und im Grauen des Morgens das Weite gesucht. Nicht ohne zuvor ihr Schiff (das schon vorsichtshalber auf der äußersten Reede lag) nach bewährter Methode abermals durch einen veränderten Anstrich über Nacht verwandelt zu haben.

Der holländische Resident der Stadt schickte noch am selben Tage zur Verfolgung des Korsaren das gerade vor Anker liegende niederländische Kriegsschiff Piet Hein aus, das auch tatsächlich, mit Kurs

auf Ternate, schon nach wenigen Stunden das Raubschiff sichtete. Und zwar noch auf der Höhe vor Makassar klabasternd*). Ein sehr verdächtiger Umstand, der mit Wahrscheinlichkeit auf ein schlimmes Vorhaben des Flibustiers hindeutete. Leider fing die Luft an diesig zu werden und bald darauf fiel ein Nebel auf das Wasser, in welchem die Verfolgten entkamen.

Die Miranda verweilte sich in Makassar nur noch vierundzwanzig Stunden, um dann den Kurs auf Lombok und Batavia zu richten, ihr letztes Reiseziel. Sie übernahm hier aus China eingetroffene Zuchten des Seidenspinners an Bord und hatte einen Aufenthalt von acht Tagen. Hierauf trat das Schiff durch die Sundastraße die Heimreise an.

An den Südküsten der malayischen Inseln vorüberschiffend, gelangte die Brigg in die Gewässer zurück, aus denen sie gekommen war. Ein günstiger Wind trieb sie auf dem gleichmäßig schwankenden Meere immerzu ostsüdostwärts. Es war zur Rückfahrt die geeignete Zeit gerade, wo der Passat an den Nordwestmonsun die Herrschaft überlassen hat. Wochenlang begegnete man keinem Segel mehr, keiner ziehenden Rauchhaube eines Schornsteins. Rust, der viel in seiner Kajüte arbeitete, kam seltener zum Vorschein als sonst, und auch Sylvester, nachdem er von seiner Erkrankung völlig genesen war, hielt sich meist abseits. Nachts, auf mancher stillen Wache aber, wenn er sich in

*) klabastern: hin und her kreuzen.

einer entlegenen Gegend des Verdeckes allein fand, und das leise Weh über ihn kam, da konnte er heimlich die Arme breiten und er wußte sich kaum zu halten, daß er nicht laut hinausschrie in das brausende Schweigen — „Maya! ... Maya! ... wo bist du mir?!“

So mußte sich allnächtlich die unendliche Sehnsucht eines Herzens, das zu reich war, um nicht so arm sein zu müssen, in die Winde, in die Wässer, in die Finsternisse, in die Leere verströmen — von keiner Liebe zurückgebracht: unwiederbringlich .... verzweiflungsvoll!

Es war an einem wunderbaren Morgen, das Meer blitzte und flimmerte, als aus den Marsen der Ruf erscholl: „Schiff in Sicht.“

Ein schwarzer Punkt an der Kimm schien unter dem stetigen Mitwind mit einer Schnelligkeit heranzuwachsen, daß selbst des Kapitäns, unseres Tim Rafters scharfes Auge eine Zeitlang im Zweifel blieb, ob es ein klafternder Raubvogel sei oder ein Rahenschiff. Erst gegen Mittag hin ward es im Fernrohr allmählich klarer, daß das Nahende ein ungewöhnlich großer Dreidecker war, der höchst auffälligerweise schwarze Segel führte. Auch die Farbe des Schiffes samt der Flagge, die es zeigte, war schwarz wie ein Rabe, der in der Nacht fliegt. Dieser Entdeckung folgte ein bedrückendes Schweigen, das die gesamte Besatzung ergriff. Man brauchte sichs nicht erst zu sagen, jedermann wußte es aus tausend Erzählungen und Berichten, die er gehört hatte: dies war die Bekennerfarbe des gefürchteten Caliban!

Tim Rafter gab kaltblütig seine Anweisungen. Seinem verwetterten Gesicht war keine Erregung anzumerken. Nicht weniger beherrschte sich Rust, obwohl er genau wußte, daß der märchenhaften Schnelligkeit des Caliban selbst eine Miranda nicht gewachsen war und jeder Fluchtversuch von vornherein als aussichtslos gelten mußte. So blieb also nichts übrig als sich auf den Kampf einzurichten.

„Wir müssens einmal versuchen," sagte Rust mit einem Lächeln, das ihm wohl nicht ganz vom Herzen kam, „ob es nicht möglich ist, eine Kauffahrtei in ein Kriegsschiff umzuwandeln. Eine gute Kanone haben wir ja schon: es fehlt also nur noch der Panzer dazu. Und den uns zu verschaffen, mache ich einen Vorschlag, Meister Baas! Laßt mir sofort das gesamte Kettengut aus den Gatts vorn auf Deck schleifen und hängt es doppelt und dreifach — vierfach, wenn es zureicht! — vorn über die Bugspitze aus! Dies ist die einzige Stelle, die wir den Kanonen des Feindes zeigen dürfen: dies ist der gefährdete Punkt, den wir schützen müssen!"

Mit größtem Eifer wurde dieser Befehl Rusts ausgeführt. Es dauerte nicht lange, da waren Kabel- und Kettengatt geräumt und das äußerste Vorderteil des Schiffes mit einem vierfachen eisernen Schleier verhängt, dessen elastische Giebigkeit vielleicht noch einen wirksameren Schutz gewährte als eine starre Panzerhaut.

Unterdessen setzte die Brigg mit einem Preß von Segeln und angefeuerten Kesseln noch immer ihren Kurs fort. Dennoch verringerte sich der Abstand

zwischen den beiden Schiffen zusehends von Meile zu Meile.

Gegen Sonnenuntergang war der Korsar etwa auf einen Flintenschuß herangekommen und bald konnte man nun auch schon mit dem bloßen Auge die schwarze Flagge unterscheiden, die im einzigen Felde einen weißen Schädel zeigte.

Das elektrische Läutewerk ertönte und rief die Mannschaften der Verschlußrolle, der Bootsrolle und der Feuerrolle auf ihre Posten. Im ganzen Schiffe fielen grüne Leuchtscheiben: alle wasserdichten Türen, Luken und Schotten schlossen sich oder wurden geschlossen. Alle Lichter, die schon brannten, wurden wieder gelöscht oder abgeblendet. Die Flagge mit dem Totenkopf war jetzt kaum noch drei Kabellängen entfernt.

Tim Rafter gab den Befehl, beizudrehen. Die Miranda wendete noch, als auf dem Raubschiffe ein Blitz aufflammte, ein donnerähnlicher Krach erfolgte, eine glühende Eisenmasse die Luft durchsauste und kaum drei Bootslängen von der Miranda herabfiel. Das Meer kochte auf und gischte. Eine zweite Kugel, die unmittelbar folgte, fand bereits ihre Zielfläche auf die Geringfügigkeit des schmalen Streifs, den die Schiffsspitze darbietet, zusammengerückt und fehlte auch dieses, nun gepanzerte Vorwerk. Die Miranda hatte ihre einzige Kanone in die vordere Stückpforte rechts vom Klüver eingefahren; sie zögerte nicht mit der Antwort, und die Drehbasse, vom alten Tim selber bedient, hatte sogar das Glück einen kleinen Treffer zu machen:

die Kugel riß dem Caliban ein Stück der Verschanzung fort. Jetzt ward es drüben lebendig an Bord. Die Räuber setzten ihre ganze Geschicklichkeit und Kühnheit daran, die Miranda zu überflügeln und ihr längs beizukommen, um ihr mit acht Kanonen zugleich eine Breitseite geben zu können. Allein der Kapitän merkte ihre Absicht und er hätte nicht Tim heißen müssen, wenn er sie nicht vereitelt hätte. Er schien gleichzeitig überall zu sein, wo es not tat, oder doch wenigstens dreimal seine Arme zu haben, die überallhin reichten. Eben noch an der Drehbasse, die er abgefeuert hatte, stand er nun schon wieder mit dem Ersten Steuermann am Ruder und regierte das Rad, daß das Schiff tanzen mußte, wie sein kleiner Finger wollte. Ihm war nicht beizukommen. Wollte der Caliban nach Luv, so ging die Miranda nach Lee herum, und fiel der Caliban ab vom Winde, so drehte die Miranda durch den Wind, bis sie ihn raumschots*) hatte, so daß sich die Schiffe umeinander im Kreise bewegten und immer wieder Stirn gegen Stirn zu stehen kamen.

So war mittlerweile die Nacht hereingebrochen. Es war ziemlich finster. Nur das Glimmen verdeckter Lunten gab hin und wieder einen schwachen Aufschein. Der Caliban hatte zweimal einen Kettentreffer gemacht, der keinen Schaden anrichtete, und mit einem dritten, einem Hochschusse, hatte er der Miranda die obere Bramstenge zerschmettert: eine

*) raumschots: wenn der Wind schräg von hinten, also günstig kommt.

Aufmerksamkeit, welche diesmal der Hochbootsmann der Brigg mit einem Vollschusse in die Backskajüte des Caliban quittierte.

Da erschien in einer Schießluke unterm Klüverbaum des Seeräuberschiffes ein Riese von einem Menschen mit einem dunklen oder schwarzen Vollbarte, dessen Tracht im Gegensatze zu der übrigen Besatzung des Caliban halb europäisch war: so trug er anstatt des Turbans einen breitkrämpigen Brigantenhut auf dem Kopfe. Dieser Mann (von dem die Schiffsleute der Miranda aus tausend wüsten Mordgeschichten, die sie gehört hatten, hinterher wissen wollten, daß es der Erste Steuermann des Caliban gewesen sei) schwenkte in der Rechten ein weißes Tuch, während seine linke Hand an den bärtigen Mund ein langes Sprachrohr setzte. Im Dämmer der nur spärlich gestirnten Nacht noch riesenhafter erscheinend als er in Wirklichkeit war, kam er jetzt den Matrosen der Brigg wie ein Herold der Hölle vor.

In englischer Sprache rief er den Kapitän an: „Orangbrani, der Herr des Caliban, der zwischen Ost und West, unter Steinbock und Wassermann, die Meere beherrscht, läßt dir durch meinen Mund das Folgende sagen. Binnen jetzt und zehn Minuten wirst du deine Karacke mit allem was darauf ist und lebt, an ihn, den Herrn der Gewässer, übergeben haben. Solltest du aber diesem Befehle zu trotzen wagen, Kapitän, so sollst du mit deiner ganzen Besatzung in der Morgenfrühe am Großmast des

Caliban als die Fahne des Siegers die Bram- und Marsrahen verzieren!"

„Großmäuliger Halunke!" rief Tim Rafter, „ich will dich das Flattern lehren!" Dabei hob er die Pistole hoch. Allein Rust fiel ihm in den Arm, daß er ihn wieder sinken ließ:

„Geduld, Tim, er hat freie Flagge!"

Das weiße Tuch des Piraten hatte viele Matrosen der Miranda veranlaßt, aus ihren Deckungen sich hervorzuwagen und in Begier, was da sich entspinnen werde, mehr nach vorn gelockt. Unter ihnen auch Rust mit Sylvester, der nicht von seiner Seite wich.

Tim Rafter, sei es um Kugeln für die Not zu sparen, sei es um die Feuerwirkung wechseln zu lassen, gab Befehl, die Drehbasse mit gehacktem Blei, Glasstücken und Nägeln zu laden.

Der Unterhändler war soeben wieder hinter die Geschützpforte in die Deckung zurückgetreten, als ein neuer Zwischenfall unter der Mannschaft der Brigg Entsetzen hervorrief. Wie aus dem Boden geschossen, stand mit einem Male an derselben Stelle, wo der Schwarzbärtige gestanden, eine Gestalt vor Augen, noch furchtbarer. Man konnte im Zweifel sein, ob man das Afterbild Gottes sah oder eines Kakodämons. Der riesenhafte Körper hatte Menschenmäßiges; das scheußliche Antlitz aber schien zur Hälfte einem Pavian entwendet zu sein, während der glühende Blick einer Schlange gehörte und das zornrote prunkende Gewand, das er trug, das eines eitlen Papageien war. Und dies alles schien sich

wie in einer Grimasse zu einem Eindruck zu vereinigen, dessen Ungeheuerlichkeit allein schon hinreichte, lähmenden Schauder zu verbreiten. Indessen, schon der wie aus dem feinsten Zinnober gewebte Kriegsrock des Malayen zeigte seinen hohen Rang unter den Menschen an. So auch der Gürtel, der golden um seinen Leib sprang und der das kurze malayische Schwert, den Kris des Fürsten, trug; dies zeigte die geflammte Klinge und ein Griff, der selbst im matten Scheine der Nacht von edlen Steinen blinkte. Gleich den Goldgehängen, die von seinen Ohren fielen.

Einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als wolle er seine Stimme erheben. Die vorstehenden Backenknochen traten noch mehr heraus; die Mundwinkel verzogen sich und ließen, von einem Scheinwerferblitz der Miranda getroffen, die schwarzgebeizten Zähne sehen; unter dem Turban aber, der seine Stirn beschattete, drohte gleich dem Blicke jener Viper vor den Schlangenbeschwörern in Makassar — sein eines Auge. Keiner auf der Miranda, der ihn nicht erkannt hätte — das war Orangbrani!

Es ist hier mehr Zeit gebraucht worden, mit dürftigen Strichen noch einmal sein äußeres Bild nachzuführen, das noch keine Sekunde dem Schrecken vermittelte, als dieser mit dem Kainsmal Gezeichnete brauchte, wie ein Blitz in das Leben zu fahren und es fünfmal zu vernichten. Das alles ging so schnell vor sich wie ein Wetterleuchten in der Nacht. Ein weißer Stab wars gewesen, den

der Einäugige in der Hand geschwungen, ein hohles Bambusrohr, das er wie ein Pestbläser an seinen Mund geführt hatte. Fünfmal — blitzschnell hintereinander — hatte er seinen Atem hineingestoßen, den Tod herausgeblasen, und war wieder verschwunden. Wie vom Skorpion getroffen waren sie alle fünf auf der Miranda niedergestürzt und hatten ihr Leben unter schrecklichen Zufällen, die ein wohltätiges Schweigen bedecke, verröchelt. Einem aber wie dem andern von ihnen steckte der Todesstachel merkwürdigerweise jedesmal im rechten Auge, als hätte ihn ein höllischer Zauberer oder der Verderber, der niemals fehlt, selber entsandt. Von den Lebenden, vor Schreck Erstarrten, hatte es ein einziger vermocht, seine Zunge zu lösen und hatte geschrieen: „Der Sumpitan!“ ...

Tim Rafter brach den Bann und kommandierte:

„Kraut in die Zündgaten!

„Faßt den Kuhfuß!

„Pointiert!

„Blast die Lunte ab!

„Feuer!“

Ein Hagelwetter prasselte auf das Verdeck des Caliban herab. Der Rauch wallte über das Schiff hin und zerteilte sich. Die Wirkung des Schusses, der auf die Piraten einen Regen von Glas und Blei verschüttet hatte, mußte verheerend gewesen sein: wenigstens sprach ihr Wutgeschrei dafür, das sie alsbald erhoben, und Orangbranis Rache. Noch einmal — wiederum nur eine tausendstel Sekunde, die aber des Todes Ewigkeiten wog! — fuhr er

heraus und schwang aus einer Schießluke den Sumpitan Rust entgegen, dem Unbekümmerten, der wieder ohne Deckung stand.

Da geschah es.

Im Augenblicke der höchsten Gefahr — ob aus Zufall oder Absicht, das hat man nicht erfahren — sah man Sylvester hervorspringen und mit dem eigenen Leibe den Körper des väterlichen Freundes decken — er sank getroffen nieder.

„O du hinterrückischer Hund!" rief der alte Tim und feuerte seine Pistole auf den Mörder ab. Allein die Gehorsame, die Verlässige, die sonst nie versagte und fehlte, sie mußte ein wenig gezittert haben — Orangbrani lebte. Nur die mörderische Hand blutete, zerschmettert, und das unheimliche Werkzeug seiner Tücke, der Sumpitan, war ihm über Bord in das Meer entfallen. Mit einem Wut- und Schmerzensgeheul, das die Luft erfüllte, sprang der Malaye hinter die Verschanzung zurück.

Indessen war Rust um den unglücklichen Sylvester beschäftigt. Der Stachel war ihm, soviel als er kleiner war als Rust, höher oben in die Stirn gedrungen und saß genau eine Fingerbreite über dem rechten Auge. Nachdem ihn Rust behutsam entfernt hatte, kniete er an dem wie Erstickenden nieder und versuchte ihm die Wunde auszusaugen. Darauf brachten sie ihn in die Kajüte hinunter, wo ihm der Schiffsarzt die kaum wahrnehmbare kleine Schramme, die mehr die Schwellung sichtbar machte als die Verletzung selber, erst schnitt und

dann brannte, doch alles nur mit dem betrübenden Erfolge, die Qualen des Ärmsten zu verlängern.

Während so unten auf dem letzten Schmerzenslager Sylvester mit dem Tode rang, flogen oben auf den Verdecken der Miranda und des Caliban die Kugeln hin und wider, doch ohne in der Dunkelheit sonderlichen Schaden anzurichten. So war bereits die Mitternacht heran, als in weiter Meeresferne ein roter Schein aufleuchtete.

„Ein Dampfer!“ flüsterte Tim. „Er fährt mindestens seine 18 Knoten in der Stunde!“

„Sollte es ein Kriegsschiff sein?“ erwiderte halblaut Rust, der soeben von unten kam, nach dem Arzt zu rufen. „Vielleicht ein Deutschlandfahrer, ab und zu trifft man sie hier!“

„Ich will eine Blindrahe heißen, wenn es nicht der Piet Hein ist!“

„Meinst du, Tim?“

„Eine Jütte will ich heißen, eine taube Jütte, wenn ich nicht schon den Gang seiner Griffith höre!“ brummte der alte Bär, die behaarte Hand am Ohre.

„Es ist unmöglich, Tim ... nein, es ist richtig, Tim: wahrhaftig, jetzt höre ich es auch — es geht ein hellerer Ton über dem dumpfen Wogendonner!“

„Caliban, jetzt Schotten dicht!“ drohte ingrimmig Rafter hinüber. „Jetzt für Piet Hein Licht gemacht, es setzt Labsalben!“ In der nächsten Sekunde flog auf der Miranda ein Raketensignal hoch und der Scheinwerfer vergoß seine volle Lichtflut über den Caliban.

Der Holländer verstand den Wink. Kein Blitz, kein Donner erst verriet ihn, aber ein höllisches Krachen, das unmittelbar hierauf das schwarze Schiff zu zerreißen schien, sagte genug: es war von einem Torpedo ins Heck getroffen worden; sein Hintersteven und Ruder, alles in Stücken und Trümmern, und die Achterschotten, wie sich alsbald am Sacken des Schiffes zeigte, voll Wasser geschlagen.

Mit diesem Meisterschusse Piet Heins schien das Schicksal des Caliban besiegelt zu sein. Ein Schiff ohne Ruder — ein Fisch ohne Schwanz: da gab es kein Entrinnen mehr. Nachdem noch ein letzter, verzweifelter Versuch der Piraten, auf die Miranda überzuentern, blutig abgeschlagen war, sah man sie jetzt auf Deck unter dem verheerenden Kreuzfeuer des Panzers und des Kauffahrteiers, der sich wieder mit seiner Drehbasse nach Kräften beteiligte, zu einer eiligen Beratung zusammentreten. Keiner, der diese Menschen nicht besser kannte, zweifelte an dem Ergebnis: jeder erwartete das Streichen der schwarzen Flagge. Besaßen sie drüben doch nicht ein einziges heiles Beiboot mehr, worin sich auch nur wenige von ihnen hätten retten können.

Doch es kam anders. Eine unheimliche Ruhe schien mit einem Male den gewaltigen Bau des Caliban ergriffen zu haben. Das Feuer seiner Kanonen verstummte, das Schnattern seiner Flinten und Pistolen ging in Schweigen über, und es war eine Schwüle wie die Stille vor dem Sturm.

„Was tun sie da drüben?“ flüsterte Rust.

„Hm ..." raunte Tim zurück, „mir dünkt, sie rollen Pulverfässer heran — was wollen sie damit?"

„Sie schlagen im Vorderschiff eine Decluke mit Beilen und Äxten ein, nehmen sich die Zeit nicht, sie aufzuschließen!"

„Vier Mann steigen in den Schacht hinunter!"

„Ist das nicht der Ort, wo die Pulverkammer liegt?"

Tim schien die Frage überhört zu haben. „Ein Fünfter", flüsterte er, „schlägt von einer Pulvertonne den Oberboden!"

„Alle treten zurück!"

„Bis auf den Patron des Schiffes!"

„Orangbrani!"

„Seine Rechte ist verbunden, was hält er in der Linken?"

„Eine Lunte erkenne ich!"

„Ja, es ist eine Lunte — sie brennt!"

„Er hält sie hoch — er nähert sich dem Pulverschachte — er scheint mit sich zu schwanken — soll er sie hinunter in die Kammer schleudern? Oder in die Tonne hinein —?!"

„Er ist entschlossen — er tritt hart an den Schacht heran — hält die brennende Lunte über das Loch hin — sie glimmert, sie glüht ... sie brennt wie Orangbranis Auge ... jetzt —

In diesem Augenblicke schrie eine Stimme auf der Miranda aus der Kajüte herauf: „Sylvester stirbt!" ...

Die folgenden Sekunden fanden Rust an Sylvesters

Lager. Er hatte das Bewußtsein nicht wieder erlangt. Einige Male noch hatte man ihn mit leiser, mühsamer Stimme „Maya! Maya!" rufen hören, aber das war nur noch in seinem Unterbewußtsein oder in den Fieberträumen gewesen. Rust kam gerade noch zur Zeit, den Sterbenden in seinem letzten Ringen nach Luft hochzurichten und in seine Arme zu schließen, in denen er verschied.

In Brüten versunken, schien Rust von dem, was um ihn vorging, nichts wahrzunehmen. Nicht den dumpfen Knall, der aus der untersten Hölle zu kommen schien oder aus den Eingeweiden der Erde; nicht die Erschütterung, die die starkgefügte Miranda wie ein zitterndes Kind ergriff. Und als er, von oben gerufen, sich trennte von dem toten Freunde und wieder hinaufkam auf Deck, da war vom Caliban nichts mehr zu sehen. Einige Turbane trieben noch auf dem dunklen Wasser zwischen Fässern und Hölzern hin — die letzten Reste seiner Herrlichkeit. Der Piet Hein, der jetzt dicht neben der Miranda lag, hatte ebenso wie die Brigg eine Anzahl Boote ausgesetzt, um die etwa noch Überlebenden des versunkenen Flibustiers aufzufischen, doch nicht ein einziger von ihnen ist aus dem nassen Grab gerettet worden. Das war das Schicksal Orangbranis und seiner Gesellen vom untersten Schiffsjungen an bis hinauf zu dem mächtigen Zwerge, die ihrem Gebieter gefolgt sind ohne zu murren. Das war das Schicksal des Caliban.

In derselben Nacht noch, eine Stunde ungefähr nach Sylvesters Tode, begab sich Rust in seine Kajüte und schloß sich ein darin. Er hatte einem Schranke in Sylvesters Kabine jenes geheimnisvolle Kästchen entnommen, das ihm vor Jahren einmal, damals auf dem Sperber, der junge Freund anvertraut hatte. Nach seiner Wiederkehr von Brüssel, wo es ihm Rust zurückgab, hatte sich Sylvester nicht mehr davon getrennt, auf jeder Reise führte er es mit sich. Vorsichtig löste Rust die schwarzen Wachssiegel ab, öffnete die unversehrten Hüllen, eine nach der anderen, bis er zu dem ursprünglichen und letzten Umschlage mit der Aufschrift gelangte:

Nach meinem Tode zu öffnen.

Sylvester Unbekannt.

Auf dem letzten Umschlag obenauf lag auch das Schlüsselchen dazu. Rust öffnete und entnahm dem Kästchen einen Pack engbeschriebener Blätter. Als er die in einfachen, schlichten Worten niedergelegte Geschichte des Unglücklichen zu Ende gelesen hatte, senkte er sein Haupt über den Tisch und weinte bitterlich . . .

Draußen auf den Gängen und Treppen aber ging der Frieden durch das Schiff. Es war die Backbordwache, die nach einem jener uralten Schifferbräuche, die auch heute noch geheiligt sind, ihren Quartiervers absang:

„Gott wil dit gute Schip bewahren,
Mit alle jenen, de dar mit fahren,
Mast, Rahen, Stengen, Stag und Wand,
Bewahr uns Herr durch dine Hand!“

Am andern Tage, als Rust auf Deck kam, sah man, daß sein Auge matt war. Sein Wunsch, den toten Freund, der ihm nicht anders wie ein lieber Sohn gewesen, nach der neuen Heimat mitzunehmen, um ihm dort die letzte Ruhestätte an der Seite der Gattin zu geben, war wegen der weiten Entfernung bis zu den Inseln nicht erfüllbar. Und so wurden denn mit Sonnenuntergang Sylvesters irdische Reste feierlich im Meere versenkt, wie man in derselben Weise die übrigen Gefallenen schon am Morgen bestattet hatte. Etwa hundert Seemeilen östlich vom gesunkenen Caliban, ungefähr auf dem Punkte, wo sich der 14. Grad südlicher Breite mit dem 160. Grade der östlichen Länge schneidet, liegt Sylvesters Grab im Ozean. In einer Tiefe, in die kein Haß reicht und die von einem Herzen vieles Wehe wäscht. Mit ihm aber und seinen Schmerzen mitversenkt, ruht auf dem Meeresgrund in jenem Kästchen das versiegelte Rätsel seines Lebens — das Geheimnis des Stradivarius.

Als sich die Meeresfläche wieder geschlossen hatte über Sylvester Unbekannt, konnte sichs Rust nicht versagen, an der Stelle ein Gefäß mit Wasser zu schöpfen, um es daheim über die Blumen zu gießen auf Mayas Hügel.

Elftes Kapitel.

Das Meerbeben.

Die Wellen wandern und die Schollen wandern und werden Hügel, einer zum andern. Was bleibt uns noch zu erzählen? Sollen wir mit ihnen, die wir liebgewonnen haben und die nicht schon dahin sind, durch alle die Jahre gehen? Sollen wir fahren und wandern mit Rust durch alle Wechselfälle seines reichen Lebens? Wir sind mit ihm in die Tiefen gestiegen des David-Richtschachtes und haben in seinem Herzen die Schuld und den Schmerz gelesen; wir haben an seiner Seite gestanden in den Hochöfen und Läuterfeuern der Guten Hoffnungshütte; haben dann seinen Aufstieg gesehen im alten, meermächtigen Hamburg, wo er sich ein neues Leben getrimmt und gezimmert hat, und wir sind ihm auch noch weiter durch Sonnenbrand und Stürme gefolgt in die Meere der Ferne.

Da stehen wir nun mit ihm auf seiner geliebten Insel wieder, und wenn wir im tiefen Frieden, der nun lange wieder diesen glücklichen Ufern gekommen ist, noch die Spuren suchen wollten, die einst Haß und Unverstand gegraben hatten, wir würden sie nicht mehr finden. Wie nicht selten durch einen kleinen Zwist die Liebe erst richtig vertieft wird, so wars auch hier geschehen. Mit der Entfernung der Unruhstifter von der Insel hatte sich die alte Eintracht wieder hergestellt, und die Ergebenheit für Rust und seine Absichten war

heute fast noch größer denn zuvor. Man hatte ihn nicht nur gern wie einen alten lieben Freund: man sah zu ihm wie zu einem gütigen Vater auf. Die Eingeborenen waren ihm zugetan als dem Erhöher ihrer Menschlichkeit, als dem Mehrer ihrer Lebensfreude, und sie liebten ihn um seiner selbstlosen Güte und Schlichtheit willen, deren Wert zu innerlich lag, um sich nach außen hervorzuheben. Und die deutschen Landsleute wieder gaben ihm vielleicht auch darum ihr Herz, weil sie den Mann in ihm sahen, der auf diesem vorgeschobenen Posten im äußersten Meere im Sinne jenes Goddefroy und auf Goddefroys Spuren der erste, der einzige wieder war, der dem deutschen Vater- und Mutterlande das Banner des Südens hielt. Ein „königlicher Kaufmann", der, die Meere befahrend, mit seinen Schiffen Länder und Völker verband; ein Freund des Menschen, der ihm die verlorene Mutter Erde zurückgab; ein kluger Sämann, der die Saat der Zukunft in das kindliche Herz schon streute und ihr keine bessere Stätte wußte als dieses: ein Bauender am Hause der Menschheit — das ist sein Bild, wie wir es in unser Herz graben wollen. Und wenn er auch wohl manchmal verkannt worden ist in seinen Tagen und von denen und jenen nicht immer gleich in seinen Absichten verstanden — er durfte hellen Auges hinausschauen. Er ist nicht wie ein Stumpfer und Dumpfer, ein Lebendiger ist er durch sein Leben geschritten — Arbeit und Liebe ists gewesen, und darum war es gesegnet.

Es bleibt uns noch, ihn durch seinen letzten Schmerz zu begleiten. Jahre sind inzwischen dahingegangen. Jahre des Fleißes und der Fruchtbarkeit — bis jener Tag kam.

Es war am 27. August 1883, als Rust in der Morgenfrühe ein weißes Wölkchen wahrnahm, das um die Zacken der Bismarckbraue hing. „Es wird Sturm geben", sagte er zu sich und ging wie immer seinen Wegen nach. Sonst war keinerlei Zeichen weder in der Nacht noch am Abend zuvor geschehen. Auch der Tag ging vorüber, ohne daß sich weiter etwas Bemerkenswertes angezeigt hätte. Ja, selbst der Abend noch war von einer Milde und Schönheit, wie man sie auch unter diesem begünstigten Himmelsstriche nicht alltäglich genießt. Oben, vor dem Berghause, saßen Rasmus und Martha im Kreise ihrer Kinder. Sie wollten den Sonnenuntergang schauen. Sie ahnten es nicht in ihrem Herzen, daß die Sonne dahinten, die das Meer in abendliches Feuer tauchte, vieler Menschen letzte Sonne war. Erglühten doch die Wangen des Lebens noch wärmer von ihr, im orangenroten Scheine ihrer letzten verschwimmenden Tinten! Sie waren aufgestanden. Sie gingen an den Wiesen hin, wo der Bienen süßeste Weide lag. Wohin sie blickten, zu ihren Füßen und um sie her, war Segen gebreitet; der tiefste aber erfüllte ihre Herzen, denn der Friede wohnte darin. Mit einem stillen Ausdruck wortlosen Glückes sah Rasmus neben sich sein blühendes Weib an, die Mutter

seiner Kinder. Bald dreißig Jahre nun wurde sie ihm, vierzehn Jahre war sie die Seine schon, und noch heute sprach beiden aus den Augen die ganze Innigkeit ihrer jungen Tage, denn sie verstanden sich beide und gingen zusammen durchs Leben als zwei gute Kameraden. Vier Kinder hatte sie ihm geboren und vier dazugenommen — Mayas Brüderchen und Raya, der Mutter zartes Ebenbild, — so waren es acht im ganzen, fünf Bürschlein und drei Dirnchen, die sie alle in gleicher Liebe erzog. Da galt es wohl die Hände zu rühren und die Füße umzutun. Aber die Emsigkeit, die täglich die Wangen frischt, hatte ihr Seele und Leib tüchtig und jung erhalten. So stand sie, in schlanker Fülle frauenhafter Edelreife, neben dem Gatten unter den Fruchtbäumen ihres Gartens wie ein köstlicher Weinstock in der alten Heimat gewachsen, in sich die süße Herbigkeit.

Die Nacht war hereingebrochen, die Kinder schon schlafen gegangen, als Rasmus die geliebte Frau bei der Hand nahm: „Es wird finster, Herz, die Nacht ist da — wir wollen ruhen ..." Verschlungen, wie in den Jugendtagen, gingen sie leise zum Hause hin und zogen hinter sich die Tür zu. —

Rust, der in Mayas und Sylvesters Häuschen einsam auf der Windinsel wohnte, hatte im Hafen lange zu tun gehabt und dachte erst spät daran heimzukehren. Seine Taschenuhr zeigte ein Viertel auf Elf, als er sein Boot entkettete. Es vom Strande zu stoßen, dazu ist er nicht mehr gekommen.

Was da nun plötzlich mit ihm vorgegangen war, er wußte es später selbst nicht recht zu sagen. Jedenfalls aber, indem er über die Gig gebückt stand, war bei völliger Windstille über das Riff hinweg eine mächtige Flutwelle herangebraust gekommen, hatte ihn erfaßt und weit hinauf auf den Strand geworfen. Ihre Geschwindigkeit mußte so unfaßbar gewesen sein, daß er in dem nämlichen Augenblick, wo er zuerst ihren Donner vernahm und erschrocken auffah, von den Wassern auch schon ergriffen sich fühlte und weit hinfortgeführt. Mit genauer Not nur war es ihm gelungen, sich aus der nassen Umklammerung freizumachen, so daß er vor dem Geschick bewahrt blieb, von der weichenden Flut ins Meer gerissen zu werden. Er hatte sich jedoch kaum erhoben, als ihn ein heftiger Erdstoß von neuem zu Boden warf, diesmal auf das Trockene hin. Die Gewalt dieses Stoßes hatte eine Wirkung, daß fast sämtliche Steingebäude, besonders in dem flachgelegenen Rusthafen, wie Kartenhäuser in sich zusammenfielen und auf der Westspitze der Insel, als wären sie aus Sand gebacken, die Felsen zerrissen. Viele arme Menschen kamen dabei um ihr Leben.

Wie man später erfahren hat, sind die einzelnen Erscheinungen dieses Naturereignisses Ausläufer jener beispiellosen Krakatauakatastrophe in der Sundastraße gewesen, deren Ausbruch an diesem Tage drei Städte und fünfzig Dörfer verschlang, und die zahlreiche Inseln, darunter auch die Krakatauainsel selber mit ihrem 2000 Fuß hohen Rakata-

Vulkane, in die Luft blies, als wären sie Zunder und Schwefel gewesen. Die turmhohe Flutwelle, die nach Einbruch des Meeres in den unterseeischen Feuerkessel aus dem einstürzenden Krakatau kochend hervorbrach und in vierundzwanzig Stunden die ganze Erde umrollte, hatte mit ihrem verlaufenden Schwalle auch die simsinischen Inseln gestreift. Von der Ungeheuerlichkeit dieser in der geschichtlichen Zeit der Erde völlig ohnegleichen stehenden Katastrophe wird man sich vielleicht noch am besten eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß ihr Knall von Java her in einem Umkreise gehört worden ist, der durch China, Indien und Australien lief!

Als sich Rust von der bebenden Erde erhoben hatte, erfaßte ihn eine maßlose Angst um die Seinen und er stürzte an den Hütten des verlassenen Dorfes vorüber, dessen Bewohner er in die Wälder flüchten sah, hinauf in die Berge. Unterdessen zog ein Gewitter über die Inseln, wie sich eines ähnlichen die allerältesten Leute selbst nicht zu erinnern wußten. Es war von einem unterirdischen Getöse begleitet, das alle Herzen verzagen ließ. Donner und Blitz der rasenden Lüfte sogar schienen vor ihm zu erbleichen. Als Rust vor dem Berghause stand, sah er, es war unversehrt. Als er eintrat und an die Kammern pochte, wie erstaunte er, seine Lieben schlafend zu finden! Nur das Gewitter hatten sie gehört, von dem Erdbeben aber nicht das geringste wahrgenommen. Vielleicht, weil wieder die Müdigkeit ihre gesunde Natur übermannt hatte; vielleicht

auch, weil die Erschütterungen mehr in den tieferen Regionen verliefen und sich bis in diese Berghöhe überhaupt nicht verbreiteten. Trotzdem drang Rust darauf, daß sich Eltern und Kinder ankleideten und ihre vorläufige Unterkunft in einer Rindenhütte des Gartens nahmen. Nachdem auch er trockene Kleider angelegt hatte, nahm er Abschied von den Seinen und stieg weiter in die Zechenberge hinauf, um die Frühschicht vor dem Einfahren in den Schacht zu warnen. Wenn auch der alte Krater, in dem er absank, seit undenklichen Zeiten als erloschen galt, so mußte doch mit der Gefahr gerechnet werden.

Wie ein gepeitschter Gaul, den Donner unter seinen Füßen, jagte Rust den bekannten Pfad durch den Urwald hinauf, konnte doch das Leben von Hunderten an einer Minute hängen, und die Stunde nahte! Schon glaubte er das mahnende Glöckchen zu hören, das zur Schicht läutete, als er einsah, er konnte die Einfahrt nicht mehr verhindern: eine halbe Wegstunde allerwenigstens hatte er noch bis zum Schachte, wenn er so weiter rannte, und bis dahin wars zu spät. Je näher er seinem Ziel kam, je unruhiger wurde er. Mit jedem Schritt mehr schlug ihm eine unerklärliche Glut entgegen, und ein schwefelheller Feuerschein am Himmel, ohne daß in den Wäldern unter und über ihm der Herd des Brandes zu entdecken war, erfüllte sein Herz mit wachsender Besorgnis. Die Hitze war schon ganz unerträglich geworden, als er endlich auf der äußersten Höhe der Bismarckbraue

den Kraterrand erreichte. Wie prallte er vor dem grausenhaften Anblick zurück, der sich seinem entsetzten Auge darbot! An der Stelle, wo vielleicht vor einer Stunde noch die Zeche Kaiser-Wilhelm-Weißbart geheimnisvoll ihre grauen Mauern erhoben hatte, wogte jetzt die glühende Vernichtung. Das Bergwerk mit allem Lebendigen darin ruhte versunken auf dem Grunde eines Feuersees, der bis obenhin den alten Krater erfüllte, und aus seiner Mitte, wo sonst der Schacht abgesunken war, stieg eine feurige Säule zum schwarzen Gewitterhimmel. An mehreren Stellen des ausgefressenen Kraterrandes brachen glühende Flüsse hervor und stürzten sich als leuchtende Feuerfälle in die noch nächtigen Thäler hinab. Aus den Tiefen grollte ein dumpfes Rollen.

Schaudernd wendete sich Rust von dem erschütternden Anblick ab und stieg unterm Schutze des Gewitterwindes, der den glühenden Aschenregen nach Westen trieb, so schnell als er konnte, zum Berghaus hinunter. Unterwegs, indem er wahrnahm, wie die Erscheinungen immer bedrohender wurden, selbst die Berge nun zu zittern begannen, die Erde unter seinen Füßen wankte, vom Himmel Feuer und Schwefel fiel, und die Maulwurfsfäuste dumpfer unterirdischer Gewalten immer unheimlicher an die alte Erdrinde pochten, da sah er ein, daß die einzige Rettung in der Flucht lag, in der schleunigen Flucht auf das Meer hinaus. Fünf fremde und vier seiner eigenen Schiffe: der Orion, der Aldebaran, die Miranda und der auf der Werft

in Hamburg neugebaute Sirius, eine Zwölfhundertregisterbark, lagen seefertig im Hafen. Auf diesen neun Schiffen konnte er zur Not, wenn es sich nur um Tage handelte, die gesamte Bevölkerung des Inselreiches unterbringen, und er säumte nicht sein Vorhaben auszuführen.

Wohlbehalten traf er Kinder und Enkel in der Hütte an und nahm sie mit sich. Die Einschiffung wurde durch die anhaltende Finsternis, die noch den ganzen Tag über und den folgenden Tag Wasser und Land bedeckte, ziemlich erschwert; bis 6 Uhr nachmittags aber, wo als das letzte Schiff die Miranda in See stach, war alles glücklich beendet. Zuerst hatte man die Kinder und Frauen, die Greise, die Gebrechlichen an Bord gebracht, sodann die männlichen übrigen Bewohner Rusthafens und der drei Dörfer, bis auf etwa hundert Menschen noch, für die schlechterdings kein Platz mehr zu beschaffen war. Sie blieben mit Rust zurück. Als die allerletzten waren Rasmus und Martha mit den Kindern an Bord der Miranda gegangen; sie wußten sich dort in guten Händen: Tim Rafter führte sie!

Rusts Abschied von den Seinen war kurz aber schmerzlich. Sonderbarerweise überfiel ihn ein Angstgefühl erst in dem Augenblicke, wo er sie als gerettet ansehen konnte, er wußte sich darüber keine Rechenschaft zu geben.

Drei Tage, drei Jahrhunderte, vergingen den Zurückgebliebenen in Furcht und Zagen um ihr Leben, in Hangen und Bangen auch um die glückliche

Wiederkehr ihrer Freunde und Lieben auf den Schiffen. Am dritten Tage morgens endlich fingen die Gewalten an sich zu beruhigen. Die Erde ward stille, der Donner verstummte, das erregte Meer sänftigte sich, und der Feuerregen begann nachzulassen, bis er zuletzt wieder in den flammenfließenden See zurückfiel. Der glühende Spiegel im Zechenkrater fing an zu sinken.

Am Morgen des vierten Tages sichtete Rust vom Leuchtturm aus, der wie durch ein Wunder unerschüttert geblieben war, drei Schiffe. Gegen zehn Uhr trafen sie ein, um Mittag zwei weitere und am Abend abermals zwei Schiffe, mit allen Menschen an Bord wohlbehalten. Nur der Orion fehlte noch und die Miranda. Die Nacht verging, das Leuchtfeuer brannte, aber kein Schiff zeigte sich. In der Frühe des fünften Tages endlich tauchte am Horizonte der Orion auf. Er kam allein. Das Schiff hatte noch nicht die äußere Reede erreicht, als Rust eine Entdeckung machte, die ihm das Herz schlagen ließ. Die Menschenmenge an Bord schien sich verdoppelt zu haben. Kopf an Kopf gedrängt sah man sie auf Deck stehen, bis hinauf in die Marsen und Webeleinen; sogar die Rettungsboote an Bord waren überfüllt. Rust mochte es nur nicht aussprechen, aber er sagte es sich sofort: „Da ist ein Unglück mit der Miranda geschehen!"

„Wo ist die Miranda?" war seine erste, heiser hervorgestoßene Frage, die er an den Ersten richtete, der über die Laufplanke vom Orion kam.

„Die Miranda —? Herr — fragt einen andern lieber!“ kam niedergeschlagen die Antwort zurück.

Rust wußte genug, er fragte nicht weiter. Unstet irrten seine brennenden Augen von Haupt zu Haupt der Heimkehrenden, die sich auf dem Stege drängten, aber keine Martha, kein Rasmus, keiner seiner Lieblinge befand sich unter ihnen. So wartete er eine halbe Stunde lang, bis die allerletzten kamen, und das waren — an der Hand des alten Tim — die Kinder wenigstens!

Mit tiefgesenktem Haupte trat Tim Rafter unter seine Augen. Rust atmete schwer.

„Nun, Tim —?“

„Da sind wir wieder, ich — leider auch.“

„Warum ‚leider‘, Tim? Glaubst du, wir freuen uns nicht, dich zu sehen?“

Es wetterte bitter um den alten Mund, er antwortete nicht. Auch Rust konnte nicht gleich das Wort finden. Schwer und langsam rang es sich von seinen Lippen:

„Und wo ist die Miranda geblieben —?“

Tim sah ihm fest ins Auge: „Die Miranda, Rust, liegt auf dem Meeresgrunde.“

„Auf — dem — Meeresgrunde ... ich dachte es mir! Und wo sind meine beiden Kinder —?“

„Matthias! Sie beide sind vereinigt und haben nicht mehr an der Welt zu leiden: sie sind — wo die Miranda ist.“

„Ja ....“, sagte Rust leise.

Das war das einzige, was er hervorbringen

konnte. Er fuhr im Boot nach Hause, ging in seine Stube hinauf und schloß sich ein. — Den ganzen Tag und den andern Tag sah man ihn nicht. Erst am dritten Abend kam er wieder zum Vorschein und ließ sich nun alles von Tim erzählen.

Mit feuchtem Auge — er konnte es nicht verbergen! — begann Rafter. „Matthias!" sagte er. „Wir wollens kurz machen; ein langes Garn zu spinnen, was taugt es noch!

„Es war eine Nacht, ich will sie nicht zum zweiten Male erleben! Das Meer öffnete sich und das Feuer kam heraus. Vier Elemente standen auf gegen das Menschenwerk. Wind, Wasser, Erde und die Flamme. Ein Blitz fuhr vom Himmel, und der Feuerruf hallte durch unser Schiff. Wir haben alles getan, das magst du uns glauben, Matthias; aber ich sah, Menschenkraft war vergebens. Das Feuer griff um sich, es war nichts mehr zu retten als das nackte Leben. Wir ließen die Boote herab und gingen über eine schreckliche See an den Orion über, wunderbarerweise ohne den Verlust eines einzigen Hauptes zu beklagen. Die letzten noch auf der Miranda waren Martha, Rasmus und ich. Eben noch hatte ich auf der Fallreepstreppe von ihnen die Kinder empfangen, eines nach dem andern, und sie ins Boot verstaut, als die Flamme zwischen uns sprang und uns trennte. Ich konnte nicht aufs Schiff zurück, und sie nicht zu uns herunter. Gegen meinen Willen zogen sie mich in die Pinasse hinein, und so lebe ich denn als ein entehrter Kapitän, der

sein sinkendes Schiff verlassen hat, solange darauf noch Menschen waren.

... „Rasmus und Martha — ja, Rust, stolz darfst du sein! Als sie sahen, daß sie durch undurchdringliche Flammenwände von jeder Rettungsmöglichkeit abgeschnitten waren, zogen sie sich auf die Brücke zurück, den letzten Platz im Schiffe, wo sie noch atmen konnten. Wir sahens, wie sie sich dort mit einem Tauende fest zusammenbanden und so, umschlungen, das Ende erwarteten. Es war ein Ende — bei meiner alten Seemannsehre: schön ists gewesen, Rust! Das Schiff sank weg mit ihnen, ehe noch die Flamme ihren Stand erreicht, auch nur ein Haar ihres Hauptes ihnen gesengt hatte. ‚Rasmus! ... Martha!' waren ihre letzten Rufe, die wir vernahmen. Dann schlugen über ihren Häupten die Wellen des ewigen Ozeans zusammen — mir war als hörte ich Orgelton!" — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Als es Abend wurde, fuhr Rust in seinem Boote zum einsamen Felsen hinaus. In das goldene Braun der scheidenden Sonne getaucht, hob er sich aus dem Meere wie ein Runenstein, ewiger Rätsel voll. Die ernstschöne Wächterin über Mayas Grabe neigte sich im Abendwind und bewegte das träumende Palmenhaupt, als möchte es lächeln zu ihm und grüßen. Die Blitze, die Donner, die Stürme waren vorübergegangen an ihr und hatten ihr nichts getan. Die Nacht senkte sich schon über die Stätte herab, als Rust von seiner Verzweiflung

übermannt wurde. „Martha!“ rief er — „draußen in der Tiefe! Rasmus — in der Tiefe! Sylvester — in der Tiefe! In der frühen Tiefe, du, mein lieber Sohn auch — und nicht ein Erdbröslein von euerm Grab einmal! Nun habe ich dich allein noch — Maya!“ ... Erschüttert sank er an ihrem Hügel hin und grub seine Hände in die Erde. So verschlang der Gram in ihm die Erinnerung an die armen Waisen und Enkel selbst, die er doch so lieb hatte und deren Zukunft und Schicksal seinem Leben jetzt ein neues Ziel geben sollte.

Als nach der langen Verfinsterung zum ersten Male wieder in ihrem alten Glanze die Sonne aufging und ihre belebenden Strahlen auf die Trümmerfelder und Stätten der Verwüstung entsandte, da glaubten ihr die Menschen nicht mehr und sie sagten, was hat man uns von einem Gott gelogen, der weise und gütig wäre, gerecht und erbarmend. Was wir sehen und hören und fühlen von diesem Gotte, daß wir weinen müssen, das scheint uns doch viel mehr das Werk eines bösen oder blinden Tieres zu sein, eines sinnlos grausamen Peinigers, eines boshaften Dämons, der uns tückisch das Herz zerfleischt. Es giebt keinen Gott, und wenn es je einen gegeben hat, so soll er abgesetzt sein um seine Missetat!“ So konnte man der trotzig unverständigen Reden selbst von den Sanften und Besten hören, deren Urteilskraft nicht aufkommen konnte gegen das erdrückende dumpfe Gefühl dieses schrecklichen Unglückes.

Auch der dreizehnjährige Ud, ein geweckter, kluger Junge, den nun noch mehr der Schmerz gereift hatte, war von den Zweifeln ergriffen worden, und eines Abends in seiner Gewissensnot trat er zu seinem zweiten Vater hin und entdeckte sich ihm unter Thränen. „Ach," sagte er, „wie recht haben doch die Menschen, wenn sie sagen, das Beste, was uns dieses Feuer verbrennen konnte, ist unser Herz gewesen und mit ihm der Glaube an das Gute. Nun weiß ich nicht mehr, wohin und zu wem noch soll ich hoffen? Zu welchem Wesen der Barmherzigkeit soll ich ‚Vater' sagen und vertrauen? Wo soll ich meine Mutter suchen? Giebt es ein Wiedersehen oder giebt es keines?"

Rust nahm den Knaben bei der Hand und führte ihn hinunter an das Meer. Sie schritten den Strandweg entlang, der an der Steinernen See vorüber nach dem Leuchtturm führt. „Mein lieber Sohn," sprach er zu ihm, „ich freue mich, daß du mir deine Zweifel ausgesprochen hast, denn ich sehe daraus, daß du von dem Höchsten, was dir gegeben, deiner Vernunft, die ja das Göttliche in dir ist, Gebrauch machst. Nun sage mir, mein Junge, kannst du dir wohl denken, daß der Sinn der Welt — der ewig schaffenden, ewig webenden, ewig wirkenden Welt — die Zerstörung wäre? Muß dir nicht ganz im Gegenteil gerade dieses furchtbare Ereignis als der allerstärkste Beweis dafür dienen, daß es gar nicht anders sein kann, als daß hinter der Vernichtung die Auferstehung steht, daß eben der Tod gar keine Bedeutung hat als nur die

eines schnellen Durchganges in einen erhöhten, besseren Zustand?

„Was wäre das auch für eine jämmerliche Weltordnung, die ein Menschenleben jeder blinden Zufallstücke unwiederbringlich preisgäbe, die unsere zu Gott aufführende sittliche Entwickelung von einem fallenden Dachziegel, oder von der Laune eines Wetterstrahles, oder von dem Messerstoße eines heimtückischen Meuchlers jählings abbrechen ließe, ohne ihr nicht gleichzeitig eine neue Laufbahn aufzuschließen?! Wie engbrüstig und vernunftverlassen wäre eine Natur, die sich in ihren mörderischen Unerbittlichkeiten, ihrer Blindheit und Gleichgültigkeit gegen Tod und Leben, nicht gerechtfertigt wüßte durch die lachende Unvernichtbarkeit aller Wesenheiten?!

„Nein, mein Sohn, glaub mir: Nur die dunklen Vergessensknoten, die Tod und Wiedergeburt mit verjüngender Hand in unsern ewigen Lebensfaden einknüpfen, nur jene Runen-Ruhepunkte zwischen Grab und Wiege sind es, die uns erst die Ewigkeit erträglich machen. Denn ohne sie wäre der Mensch ein ewigmüder ruheloser Ahasveros. Der Tod ist der Jungbrunnen des Lebens. Der Tod ist der Freund des Menschen. Es giebt keinen Tod, der nicht zugleich ein neues Leben wäre. Nur ein Untertauchen, nur ein Auftauchen, beides ist eines. Es giebt keine Zerstörung, die nicht die Auferstehung in sich trüge. Das ewig Tötende — das ewig Wiedergebärende! Das ist es! Aus der Tiefe mußt dus holen!"

und trocknete seine Thränen.

„Und wie lange dauert dann die Ewigkeit?" fragte er treuherzig. Rust lächelte. „Kennst du nicht das Märchen vom Hirtenbüblein, was der dem König geantwortet hat, als er von ihm dasselbe wissen wollte?

‚Weit hinten im Morgenlande liegt ein Diamantberg, eine Meile lang, eine Meile breit, eine Meile hoch; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vögelchen und wetzt seinen Schnabel, und wenn der ganze Berg abgewetzt sein wird, dann ist eine Sekunde der Ewigkeit verflossen.'

„Und woher weißt du denn, Vater, daß wir ewig sind, hat es dir jemand gesagt?"

„Gesagt, lieber Junge, hat es mir niemand und wissen tue ich es auch nicht, ich denke mirs nur. Aber da uns das Feuer des Gedankens vom Himmel der Blitze und des Donners gegeben ward und eine göttliche Kraft in sich selber ist, so meine ich, es muß wohl ein wahres Fünkchen daran sein."

Unter diesen Worten hatten sie den Feuerturm erreicht, und sie stiegen die Treppe hinauf in die Lichtkammer. Die Argandlampe brannte, der Wächter setzte das Werk in Gang, denn es war die Zeit. Rust legte seine Hand auf des Enkels Schulter. „Siehe, mein Sohn, wie dieses Etwas, das wir Öl nennen, unter der Flamme sinkt und doch niemals zu nichts werden kann, so ists mit unserm Lebenslämpchen auch. So ists mit dem kleinsten Teilchen deines Körpers schon, das als ein Weltbaustein der Natur unvergänglich besteht, das

weißt du ja wohl. Wenn sich nun aber schon der seelenlose Stoff der Unvergänglichkeit berühmt und selbst das allerunscheinbar geringste Körperchen von der sparsamen Weisheit der Mutter Natur nach allen Zerstörungen seiner Form, in allen seinen Stoffen immer und ewig wieder zu neuen Schöpfungen andrer oder ähnlicher Art verwendet wird: da sollte das sterblich und vergänglich sein, was höher steht als aller Erdenstaub — die erst den Leib belebende, bildende, königliche Seele?

„Der Stoff, also das Nebensächliche, wäre der ewigen Weltvernunft das Wertvolle, das sie erhält; und die Wesenheit das Geringere, das sie vernichtet?

„Eine Form vergeht, ein Gefäß zerschellt — Gehalt aber bleibt Gehalt. Dein Körper, was ist er anders als ein bloßes Gewand der Seele? Die letzte Hülle nur, die sie vor einem Schlafengehen und Wiedererwachen in ein neues Leben abstreift für ein besseres Kleid, weil sie ihr zu schlecht und verschlissen geworden! — Siehe, mein Sohn. Es ist noch nicht allsolange her, daß auf Erden ein kühner Denker lebte, der in den Eingeweiden der Natur Bescheid wußte und darinnen das Gesetz entdeckte, auf dem die Ewigkeit der Welt beruht. Er fand den Grundstein der Erkenntnis, auf dem die Forschung fernster Zeiten noch wird bauen müssen — das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

„Nun frage ich dich: Ist die den starren Leib erst belebende und regierende, ihrer selbst bewußte,

sich erinnernde, erkennende, fühlende, wollende, denkende, geistig schaffende Seele etwa **keine** Kraft?

„Du neigst mir dein Haupt zu, du scheinst mir beizustimmen. Nun dann! **Wenn** sie, deine Seele, eine Kraft ist, sogar die Gott entflossene **höchste** Weltenkraft — dann weißt du auch, daß du unsterblich bist! Und du wirst dich in diesem Glauben nicht irre machen lassen durch die Unvollkommenheiten des Weltgeschehens, wie du es in diesen Tagen schaudernd und bewundernd erlebt hast. Du wirst dir vielmehr sagen müssen, mein lieber Sohn, daß gerade in der Unvollkommenheit der Welt ihre Vollkommenheit beruht, denn allein sie ermöglicht das, was das Wertvollste von allem ist — die **Vervollkommnung**! So auch ein Weiterbauen an uns selber, an unsrer geistigen und sittlichen Entwickelung, die uns lehren wird das Unvollkommene zu überwinden. Und so wirst du einst, wenn du älter sein wirst, als die beiden Grundpfeiler der Welt, auf denen auch die Bürgschaft deiner Unsterblichkeit beruht, die zwei Urgesetze erkennen, deren eines ‚**Erhaltung der Kraft**‘, deren anderes aber ‚**Entwickelung**‘ heißt. Sie beide zeigen dir den Weg über dich selbst hinaus, sie beide nehmen dem Tode seinen Schrecken, sie kennen keine Vernichtung. Doch davon will ich dir mehr erzählen, wenn du erst einmal größer sein wirst. Jetzt weine nicht mehr, mein Junge: deine liebe Mutter und Vater, sie sind uns nicht verloren! Komm und laß uns tapfer sein!“ Damit nahm

er den Kopf des Jungen und strich ihm über das braune Lockenhaar. —

Indem sie so noch miteinder standen, kam Tim Rafter des Weges:

„Ich suche dich, Rust, Abschied zu nehmen. Der Orion liegt segelfertig, in einer Stunde lichten wir.“

„Und so ist es dein letztes Wort, Tim, du willst uns für immer verlassen?“

Tim strich sich die eisgraue Bartfräse. Er brummte etwas Unverständliches und sah schief über Backbord weg. Dann konnte man verstehen: „Was soll ich alte Hulk mit meiner Schlagseite noch! Nein, Rust — wirf mich los. Wo meine Jugend fuhr — ich will die alte Seehundstraße ziehen. Vielleicht, daß mir dort noch einmal ein ehrliches Matrosengrab wird. Also — alter Freund! guten Wind fürs weitere, und damit Gott befohlen!“

Tim ging. Rust hat nie wieder von ihm gehört. —

Am andern Tage war ein großer Zusammenlauf in Rusthafen. Die Menschen, die ihre Häuser, ihre Hütten, ihre Fruchtfelder, ihre Arbeitsstätten verloren hatten und — was noch trauriger war — auch treue Hände, die ihnen sonst Helfer gewesen, die wollten nun beraten, was weiter zu tun sei. Rust war unter ihnen. Sie warteten auf sein Wort. Es war nur weniges, was er ihnen sagte, aber seine Stimme, die anfangs gezittert hatte, als ständen Thränen dahinter, wurde stark dabei.

„Laßt uns, meine Freunde, nicht der Mutter zürnen, der ewig gütigen Natur, daß sie sich einmal im gewaltigen dumpfen Schlafe gereckt und uns dabei wehe getan hat. Auch wir sind ihres Wesens, denn wir sind ja ihre Kinder. Und so wollen wirs denn zeigen, daß wir uns des Höheren und Besseren in uns, des ewig Göttlichen, bewußt sind — wir wollen sehen und trachten, wie wir der Zerstörung um uns wieder Herr werden und ihr neue, grünende Fesseln des Segens anlegen. Wir leben, wir sind jung noch — wir wollen arbeiten!"

Zwölftes Kapitel.

Die heilige Tiefe.

Jahre, Jahrzehnte sind vergangen. Ein neues Geschlecht der Söhne, der Enkel ist aufgekommen und das alte der Mütter und der Väter schon fast versunken.

Es war in einer frühlingswarmen Novembernacht, als vom Berghause über Tutumas Thale ein schönes Mädchen noch den Felsenweg hinauf zu den alten Mangobäumen aufstieg. Von Zeit zu Zeit hemmte sie ihren Schritt und lauschte in das feierliche Schweigen der dunklen Urwaldnacht. Sie atmete tief. Der zärtliche Duft der Zimtblüte strömte nach einem heißen Tage in die weiche Luft der Stunde und umkoste ihre Wangen. Noch eine letzte Biegung des Pfades, da hatte sie schon die Höhe erreicht und trat auf die sternhelle

Felsenplatte hinaus, die noch immer wie einst über Erde und Meer schaute.

Ein leiser Freudenruf entschlüpfte ihrem Munde: „Ach, Vater, da bist du, wie hab ich mich gebangt nach dir, denn du sagtest doch, du wolltest kommen!"

Von dem Steinsitz unter den Mangobäumen erhob sich die hohe, kräftige Gestalt eines weißbärtigen Mannes. Auch sein Haupthaar, das ein brauner Basthut bedeckte, quoll wie Schnee so weiß unter der dunklen Krämpe hervor.

„Siehe doch, siehe das ungeduldige Sylvesterblut!" sagte er lächelnd, mit einer tiefen, vollklingenden Stimme. „Gesteh es nur, liebes Närrchen, du hast dich gefürchtet, heut abend allein zu bleiben, und fürchtest dich doch nicht, mich in der finstern Nacht zu suchen?!"

Mit Wohlgefallen ruhte das Auge des Alten auf der jungen lieblichen Gestalt, sie war so zart und schön wie ihrer Mutter Mutter war. Denn Dindi war das Mädchen, Dindi, Uds und Rayas Tochter, die nun beide auch schon Jahre dahin waren. Mayas Felsen gegenüber, auf der Insel der letzten Rätsel, da ruhten sie unter den Hügeln: Ud und Uds Geschwister, Mayas Brüder und alle! So hatte bis auf Dindi, die Urenkelin und Letzte der Seinen, die nun seine alten Tage wie eine gute Tochter mit zärtlicher Liebe hütete, die Einsamkeit um Rust ihren Ring geschlossen.

„Was tust du hier, Vater?" fragte Dindi.

Rust zeigte lächelnd auf das buchsbaumhölzerne

Sternrohr, das er neben sich auf die Bank gelegt hatte. „Schau, mein Kind, ich treib ein wenig Himmelskunde. Alle, diese schönen Sterne da, die Menschen haben sie so und so genannt. Mir aber haben sie meine eigene Bedeutung, und so hab ich ihnen denn auch Namen gegeben, die in meiner Sprache geschrieben sind, die ich mit dem Herzen verstehe, und die mir auf diese Weise lieb und vertraut geworden sind. Siehe, Kind, dieser Stern zum Beispiel, der dort in dem schönen, sanften, klaren Lichte schwimmt, das ist das Sternlein Maya. Wenn du dann ein wenig weiter nach rechts hin gehst — die hellschimmernden beiden dort, die sich so nahe sind, als wären sie umschlungen miteinander — ein rührendes Bild der Liebe: Rasmus und Martha! So sind sie mir als ein schönes Sternbild an den Himmel gesetzt, so in alle Ewigkeit den Schimmer ihres Herzens verfunkelnd! — Da denk ich nun zuweilen, wenn ich einmal meinen Lieben gefolgt sein werde — nun, dann wird da oben wohl auch für mich noch ein bescheidenes Plätzchen werden! Da ist z. B. unfern des Südlichen Kreuzes, das heute wieder so herrlich und überirdisch glänzt, eine Stelle dort (siehst du sie?) die ganz schwarz aussieht: die Astronomen, glaube ich, nennen sie auch deswegen den „Kohlensack", wo noch gar nichts darin ist als die Finsternis. In diesem Winkelchen, da wäre für mich alten Gesellen gleich eine Unterkunft, wenn es der Herr Petrus freundlich erlauben sollte. An einem Zipfel hat er mich ja beinah!"

„Nicht, Vater!“ sagte Dindi traurig und umschlang seinen Hals.

Rust legte die Hand auf ihr Haupt, dann nahm er sie bei der Rechten und schritt neben ihr wie ein Junger thalab dem Berghause zu. Der helle Mond stand über den Hütten Siniams, als sie bei dem Felsenbrunnen in den Garten eintraten.

Am andern Morgen schon in aller Frühe hatte sich Rust erhoben und ging wie immer, seit vielen Jahrzehnten, die gewohnten Wege und Gänge seinen Geschäften nach. Von den Spuren der Verwüstung jener furchtbaren Nacht von damals und der ihr folgenden Tage war nichts mehr wahrzunehmen: die unerhörte Fruchtbarkeit der Scholle hatte schon nach wenigen Jahren die Aschengefilde mit einer neuen, grünend frischen Pflanzendecke überzogen, die nun längst in die Höhe gewachsen war und heute üppiger prangte denn je zuvor. Der Verlust des Bergwerks freilich war und blieb unersetzlich, ein neues ist nicht wieder abgeteuft worden. Wenn auch der alte Feuerbrunnen auf dem Boden des Kraters längst in die Erstarrung zurückgesunken war und der Schlund, aus welchem sich einst der Zechenturm erhoben hatte, nun von einer festen Lavamasse ausgefüllt und überkrustet lag, so wollte es Rust doch nicht auf sein Gewissen nehmen, auf dem gefährlichen Grunde noch einmal Menschenleben preiszustellen. Er hatte andere Aufgaben genug, um nicht allzu schmerzlich diesen Verlust zu empfinden. Der Wiederaufbau und Ausbau des Hafens, reichliche Wegebauten, die

Errichtung von Buhnen und Brücken, die weitere Durchgestaltung des Freistaates der Kinder, die Vermessung und Wiederanbauung des Landes, die Bewirtung der Wälder, die Einführung der Seidenzucht, und tausend anderes mehr gab seinem vereinsamten Leben den Pulsschlag wenigstens, der die Stunden und Tage füllt.

Als Rust achtundachtzig Jahre alt war, überfiel ihn eines Abends der Gedanke an sein Urenkelkind und er sagte sich, daß es doch eigentlich recht eigennützig von ihm sei und ein großes Unrecht, ein junges blühendes Leben an sein ungeselliges Alter zu ketten. So ließ er denn am andern Tage Dindi zu sich rufen und sprach zu ihr: „Meine liebe Tochter, es ist wohl an der Zeit, daß du einmal ein wenig in die Welt hinein schaust und dich mehr unter die Menschen tust, als du hier in unsrer engen Abgeschiedenheit Gelegenheit findest. Ich gedenke dich daher auf ein bis zwei Jahre nach Hamburg zu schicken, wo ich dich dem mütterlichen Schutze einer dort lebenden Enkelin meines alten, wackern Thomsen (der leider schon abberufen wurde, da lebtest du noch nicht) getrost anvertrauen kann. Der ‚junge Thomsen', sein Sohn und mein Teilhaber heute, der nun aber auch schon seine achtzig Lenze und mehr über seinem Haupte dahin hat, wird dich wie ein Vater aufnehmen. Jedenfalls bist du wohlgeborgen dort und wirst auf dieser Reise manchen Eindruck mit dir nehmen, der dir vielleicht für dein ferneres Leben ein wertvoller

und unverlierbarer Besitz werden kann. So bereite dich denn, meine liebe Tochter, daß du schon mit dem nächsten fälligen Schiffe die Insel verlassen kannst."

Dindi war über die Maßen erschrocken und betrübt, als sie dieses hörte, aber als gutes, gehorsames Kind wagte sie nicht viel dagegen einzuwenden, und so fügte sie sich mit traurigem Herzen.

Sie war schon ein ganzes Jahr fort, der Sandelbaum über Mayas und Sylvesters Hütte setzte frische Triebe an und der Feigenstrauch um die Laube begann wieder Knoten zu gewinnen, als von ihr ein Brief eintraf. Thränen der Seligkeit, Thränen der Trauer waren über die schönen, feinbeschwingten Schriftzüge geflossen und hatten sie hier und da ein wenig ausgelöscht. Sie hatte in Hamburg den Mann ihres Herzens gefunden und bat nun, vom Heimweh ergriffen, ob sie mit dem Geliebten nicht kommen dürfe, ihn dem Vater zuzuführen. Als Rust das las, faßte er einen schnellen Entschluß. Er selber wollte ihr die Antwort bringen, wollte sie in Hamburg überraschen! Schon lange eigentlich war es sein sehnlicher Wunsch gewesen, noch einmal vor seinem Ende die alte Heimaterde zu begrüßen, noch einmal vor die Gräber der Mutter und aller seiner Lieben hinzutreten und dann Abschied zu nehmen auf immerdar. Nun traf sich dieser Wunsch mit einer guten Veranlassung, die ihn schnell zur Tat reifen ließ. Es war ein kurzes

Abschiednehmen, aber wohl kaum ein Häuschen gab es auf den Inseln, kaum eine Hütte, wo nicht Thränen geflossen wären.

„Der Alte vom Berge", wie ihn damals dann und wann die Deutschen zu nennen pflegten, „Vater Tausitala", wie die Eingeborenen und vor allem die Kinder ihn riefen, weil er ihnen so schöne Geschichten zu erzählen wußte, hatte das seltene Schicksal erfahren, sich lebendigen Leibes schon im Gemüte dieses schlichten Inselvölkchens von einem Hauch umwittert zu sehen, wie ihn sonst nur nach langen Zeiten die Sage verleiht. Ja, es gab Abergläubische unter den Leuten, die ihn — seiner ihnen dämonisch erscheinenden Willenskraft wegen — im geheimen Bunde mit dem Meere wähnten und ihn für einen gutartigen heimlichen Zauberer hielten. Die aber, die so von ihm dachten, waren nur Vereinzelte und nicht die Klügsten im Lande. Den meisten galt er als der gute „Vater Tausitala".

Nun ging er von ihnen, Vater Tausitala, und die Trauer um ihn war ehrlich und groß. Ob er bei seinem hohen Alter jemals wiederkehren würde? Manches Herz fragte es sich mit Bangen.

Die Reise ging glücklich vonstatten. Ohne Zwischenfall trug der schwimmende Stier, dieser noch immer seetüchtige Aldebaran, seinen greisen Herrn durch die Fluten dreier Ozeane und des Mittelmeeres der hanseatischen Seebeherrscherin entgegen. Welche Freude hob die alte Brust und ließ sie tiefer atmen, als zum ersten Male wieder am weiten Horizonte der unwandelbare Nordstern

erschien, und ein süßrauher Heimatwind kräftiger an die Wangen schlug. Nun ging es im Fluge hin, bald war das Ziel erreicht. Am Kehrwiederfleet des Sandtorhafens legte das Schiff neben dem Sperber an, der Tags zuvor aus den Antillen eingetroffen war, und begann auch sogleich für einige Seifensiedereien und Ölmühlen des Hafengebietes seine Ladung an Palmöl und Kokoskernen zu löschen. Der neunundachtzigjährige Rust indessen, der noch mit dem gefesteten Schritt eines vollkräftigen Mannes sein Boot bestiegen hatte, ließ sich ohne Aufenthalt nach dem Hause der Reederei, Herrengraben Nr. 9, rudern. Man wird sich vorstellen können, wie groß sein Erstaunen und wie tief seine Betrübnis war, als er hier die Mitteilung empfing, daß Dindi mit ihrem Verlobten bereits vor einer Woche mit dem Orion nach Rusthafen abgereist sei. Sie habe ihr Heimweh und die Sehnsucht nach dem greisen Vater nicht länger bezähmen können und nun die erste Gelegenheit ergriffen, die sich ihr bot.

„Das heiße Sylvesterblut!" lächelte Rust verstehend und betrübt zugleich. „So kann es eben nichts helfen und wir müssen sehen, ob wir sie in irgend einem Hafen mit dem Sperber einholen; vielleicht steht mir noch einmal mein altes Schifferglück bei! Mehr als acht Tage hier brauche ich nicht, acht Tage ist sie fort von hier, das macht vierzehn Tage im ganzen — vierzehn Schiffstagereisen? Nun, die bringt der Sperber schon ein, wenn der Wind uns günstig ist!"

Um die Woche schon reiste Rust nach der Guten-Hoffnungshütte weiter. Er war erstaunt, wie wenig sich hier verändert hatte: die Türme, die Schlote, die grauen, schwarzen Mauern, alles noch wie damals — nur die Menschen waren andere geworden. Fremde, gleichgültige Gesichter traten ihm entgegen — es war ein anderes Geschlecht auf Erden. Da fühlte Rust zum ersten Male mit Macht, daß er alt geworden war. Ihm deuchte wie jenem im Märchen, als müsse er hundert Jahre verschlafen haben! Oder, er hatte in einer anderen Welt gewacht! Die Menschen gingen an ihm vorüber: niemand kannte ihn, keiner grüßte ihn, und das war noch das Gute. So konnte er sich doch ungestört seinen Erinnerungen hingeben, bis sein Auge heißer ward und heiliger von Thränen. Fünf Jahrzehnte waren vergangen, da er nun wieder über jenen Hügeln stand, wo das Hüttenland zu seinen Füßen an die Gräseröde der Sterkerader Heide stößt. Als wären es nicht fünfzig Jahre, als wärens fünfzig Nächte gewesen, so quoll noch immer das rote Feuer aus dem Essenwalde der Hochöfen herauf und schrieb wie damals glühende Zeichen der Menschenhand auf die schwarzen Tafeln der Nacht.

„Ihr Flammen," sprach Rust leise vor sich hin, „die ihr mir einst das Herz zerglühen wolltet, oh, wie anders leuchtet ihr mir heute! Der Menschenmeider, der Hasser und Verächter, der ich damals war — nein! — ich bin es nicht mehr, wir haben alle zu tragen, und wenn es auch manchmal nur — die bösen Gedanken sind. Wohl dem, der an

mancher Tiefe vorüberging und nicht taumelte!“ Langsam drehte er sich um und wendete sich der Heide zu.

Es war bei einer klaren, stillen Luft eine stockdunkle Septembernacht, so daß er von der Höhe seines Hügels aus am jenseitigen Rande des Venns die Lichter der Glashütten und der Wolfsöfen bei der Waldschmiede deutlich erkennen konnte. Wie schwache Glimmerpünktchen schimmerten sie aus Mitternacht nach den Hochmooren herüber, wo er damals unter Blitz und Donner jene merkwürdige Begegnung mit dem Ofenmeister hatte. Was mochte aus ihm geworden sein? Irrte er, wie der fliegende Holländer, an den Mast der sinkenden Kleopatra geheftet, durch die Meere der Welt dahin und fand den Ruhehafen des Friedens nicht mehr? Unstet und flüchtig ist er geworden, und, wenn in ihm selber nicht, der Arm der Vergeltung hat ihn nicht erreicht.

Zwei Tage später stand Rust an der Tiefe des David-Richtschachtes. Wieder erging es ihm, wie schon in den Hochöfen der Guten Hoffnungshütte. Niemand kannte ihn mehr, keiner kam, der ihm die Hand gab und sagte: „Nun, da bist du ja wieder, alter Freund. Wir haben lange auf dich gewartet.“ — So sah er denn noch einmal in die fallende Kluft der Finsternis hinab, wo man damals seinen Sohn herausgebracht hatte, und am Abend wanderte er zu seinen Gräbern hinaus. In der Nacht reiste er weiter. Nach den Wäldern, nach der Bergfreiheit seiner frühverlorenen Heimat.

Die Woche war noch nicht herum, er hatte nun auch am Grab der Mutter seine Andacht gehalten und eine stille Thräne geweint, als er die Rückfahrt nach Hamburg antrat, um schon andern Tages wieder an Bord zu gehen. Der Sperber, mit dem er einstmals, die volle Brust von Kraft und Tat geschwellt, seine erste Fahrt in die Welt hinein gewagt hatte, der sollte ihn nun auch auf der letzten tragen, da die Sonne untergehen wollte. Wieder hörte er die brausenden Schiffergesänge, die ihm damals in die grauwogende unbekannte Zukunft das mutige Geleit gegeben hatten — heute klangen sie ihm wie ein schweres Abschiednehmen vom letzten Heimathafen.

Die Elbe rasterte, es war gerade die Flutstunde, als sich das Schiff langsam in Bewegung setzte. Vom Indiahafen tuteten die großen Ozeandampfer, die Glocke von Sankt Katharinen schlug Zwölf. Wie Gewitterdonner rollten noch ihre Stundenrufe in der grauen Herbstluft, als das Schiff St. Pauli Landungsbrücken passierte und Rust die Augen sich rieb, ob er nicht noch die alte Hafenarche, die Taverne, entdecken möchte, wo er vor fünfzig Jahren nach seiner Flucht aus den Öfen die erste Nacht in Hamburg geschlafen hatte und am Morgen zu einem neuen Leben aufgewacht war. Aber von dem alten Gemäuer war nichts mehr zu sehen: stolzen, steinernen Kaufmannsburgen, die sich heute in der Gegend drängen, hatte es längst schon weichen müssen. Dafür grüßte vom Süllberg in Blankenese das noch wohlerhaltene Weinbergs-

häuschen des alten Wullenweber herab, in dem zu Sommerszeiten nunmehr Herr Thomsen junior wohnte. Ein paar schlichte weiße Mauern nur, grünumsponnen; und, wie ein friedsamer Schirm darüber, ein hohes, rotes Ziegeldach, altväterisch und stille: und doch, welcher Zauber ging von diesen Steinen aus, welche Erinnerungen, die sich rankten darum wie jene Reben. Die alte Zeit kam herauf! ...

Aber der Wind hielt nicht an und die Welle rastete nicht. — Nachdem das Schiff Cuxhafen erreicht hatte, wo es noch etwas Ladung einnahm, passierte es gegen 7 Uhr das letzte Elbfeuerschiff.

Wie feierlich lag das Meer in seinem Abendgewand! Auf der äußersten Westsee draußen stand ein rotglühendes Schmiedefeuer und netzte schon mit purpurnen Flammen den Rand des Sonnenballs. Wo in der Luft die ersten Dämmerstreifen zogen, auf dem Herbststrich, der nach Süden deutet, flog ein verspäteter Schwalbenschwarm, und mit ihm — vogelsprachekund — das letzte Lied aus der Jugendzeit. Bald brach die Nacht herein, dunkel und feuersichtig.

Rust, in tiefes Sinnen versunken, stand oben auf seinem alten Lieblingsplatze, der Back, auf die Reeling gestützt. Es war ihm, als müßte er von jedem Heimatlichte, jedem Wahrzeichen der geliebten Muttererde, ja von jeder Stätte irgendeiner schönen alten Erinnerung immer wieder erneuten Abschied nehmen, so daß er für ein Lebewohl, ach, deren unzählige in seinem Herzen

zu leiden hatte. Die vertrauten Lichter von Helgoland und vom Riesen auf dem Roten Sande, der verlassene alte Westturm auf Wangeroog, der finsternd und kaum erkennbar in den Schatten der Nacht stand, das Lichterschiff, das vor der Weser liegt, die Feuerbarke, die das Borkum-Riff bewacht: alle diese Zeichen und Zeugen, blitzend und funkelfeuernd, eines mit dem andern wechselte und ging vorüber an ihm und winkte ihm zu wie Freundesgruß vergangener Zeiten.

Da der Orion zunächst eine Bestimmung nach der Pfeffer- und Goldküste hatte und Ladung nach Swakopmund mit sich führte, so schlug auch der Sperber den Umweg über Kapstadt ein. In immer gleichmäßiger, ruhiger Fahrt gelangte das Schiff über die Inseln des Grünen Vorgebirges und Ascension bis Sankt Helena hinab, als eines Morgens widrige Winde einsetzten und es drei Tage lang in der Richtung auf Tristan da Cunha von seinem Kurse westsüdwestwärts abtrieben, so daß es ihm erst nach großer Verspätung gelang, Kapstadt noch zu erreichen. Hier empfing Rust die Nachricht, daß der Orion schon vor elf Tagen wohlbehalten eingetroffen und sofort wieder weitergefahren war. Nun war der nächste Hafen, der eine Möglichkeit Dindi einzuholen bot, erst Adelaide wieder. Rust war ganz betroffen und niedergeschlagen von dieser Nachricht, denn er hatte bestimmt gerechnet, bis Kapstadt seine Hoffnung erfüllt zu sehen. Und nun war es wieder nichts damit! Er ließ sofort wieder den Anker hochmachen

und trotz einer Sturmwarnung, die ergangen war, das Schiff vom sicheren Hafen auslaufen. Auf die Bedenken des Kapitäns erwiderte er lächelnd: „Dieses Schiff, mein teurer, verehrter Freund, hat seine Feuer- und Wasserprobe hinter sich! Ich sage Ihnen, auf dieser alten Diele hier haben wir vor etwa fünfzig Jahren einmal das Zentrum eines Drehsturms durchschnitten, dessen Flutwelle fast zweimal schneller lief, als eine schießende Kanonenkugel, und wir sind heil hindurchgekommen. Freilich — das war ein halbes Wunder schon!"

Die Voraussage des Hafenamtes in Kapstadt und die Warnung des Kapitäns sollten sich aber nur zu bald als berechtigt erweisen. Noch am selben Abend zog sich um den Tafelberg ein Wetter zusammen und ein Sturm erhob sich auf dem Meere, daß das Schiff in allen Fugen krachte und knarrte, und kaum noch das Regiment über sich behielt.

„Ich wünschte, mein Wort wäre zuschanden geworden," beteuerte der Kapitän, „aber ich kenne diese Gegend, ihre Wetterzeichen und Gefahren leider nur zu genau. Dieses Kap der guten Hoffnung würde viel richtiger das Vorgebirge der Verzweiflung heißen. Denn es ist das Haus der fürchterlichen Stürme, die fast den größten Teil des Jahres hindurch in seinem Bannkreise an der Herrschaft sind. Und es ist um so gefährlicher noch, weil es sich an die hundert Meilen weit noch unterseeisch fortsetzt: in jenem Kap-Riff, oder wie es der Seemann benannt hat, jenem Matrosenkirchhof, über den wir jetzt gerade hinwegsegeln. Es ist dies

— mit dem Sturmkap des Feuerlandes — wohl eine der gefährlichsten Stellen, welche die Schiffahrt überhaupt kennt. Wir haben Orkane hier erlebt, die das Meer an dreihundert Fuß und tiefer aufrissen und seinen korallenübersäten Klippengrund so bloßlegten, daß er den Schiffen in der ausgehöhlten See den Bauch aufriß. Von denen hat keiner wieder gehört."

Drei Tage und Nächte lang hielt das fürchterliche Unwetter an, dann begann das Meer sich langsam wieder zu beruhigen. Die unerschütterliche Festigkeit des Sperbers hatte wieder einmal standgehalten, wie immer; jedoch der greise Herr des Schiffes, dem seit seinen Knabentagen und abgesehen von der Verletzung, die er einst durch Orangbrani erlitten, noch nie etwas Ernstliches gefehlt hatte, er wurde zum ersten Male wirklich krank in seinem Leben. Wer es mit angesehen hatte, wie der alte Herr, im Sommeranzug, die leichte Mütze auf dem weißen Haupte, Tage und halbe Nächte lang im schwersten Wetter von seinem Posten auf Deck kaum gewichen war, den konnte das nicht wundernehmen. Vom Sturm geschüttelt, von den Sprühseen und Regenböen oft bis auf die Haut durchnäßt, hatte er seinen Platz gehalten und war mit seinem Schiffe, bergauf und thalab, den ganzen Sturm abgeritten. Lächelnd hatte er alle Ermahnungen des wohlmeinenden Kapitäns zurückgewiesen. Das Meer war seine alte Liebe. Er liebte es in seinen Glänzen, er liebte es in seiner grausenden Schönheit, er liebte es immer. „Wenn wir schon unser Schicksal

erfüllen müssen," hatte er gesagt, „so soll es wenigstens schauend sein!"

Hinterher dann waren die Nachschwaden gekommen. Nun lag er in seiner Kajüte unten, und der Schiffsarzt zuckte mit den Achseln und meinte, daß er heftige Schmerzen litte, wenn man auch keine Klage von ihm vernähme. Das einzige, was er zu erkennen gäbe, wäre seine Ungeduld. — Ja, untätig liegen zu müssen, das war ihm das Unerträgliche. Wie zählte er die Stunden auf seinem Lager, wie erwartete er sehnsüchtig den Tag, da er zum ersten Male wieder seine Augen über das Meer schicken durfte, ob noch immer kein Segel vom Orion am fernen Horizonte aufglimmen möchte! „Herz, halt aus! Herz, halt aus! bis ich noch einmal Dindi, mein Kind, gesehen habe." So rief er leise, mehr als einmal, wenn er sich allein glaubte.

Nach acht Tagen endlich schien die liebe Sonne wieder und die Luft erwärmte sich. Rusts Drängen nachgebend, erlaubte der Arzt, daß man dem Kranken auf seine geliebte Back einen Lehnstuhl hinstellte, wo er die schönen Tage und Abende in den Kissen sitzend verbringen konnte. Damit ihm die Zeit nicht zu lang werden möchte, stellte man ihm auf seinen Wunsch auch ein Tischchen mit Karten und Büchern daneben und spannte über sein Haupt ein Sonnensegel aus, das er sich an einem Schnürchen, nach der Höhe des Tagesgestirns, selber stellen konnte. So war es ihm recht bequem und wohl gemacht.

Von dieser Zeit ab hatte der Sperber bis zum Ende der Reise angenehme und glückliche Fahrt. Das Schiff war in die Region der braven Westwinde eingetreten, die nun wochen- und mondelang ununterbrochen wehten und es stetig nach Osten trieben.

Rust schien sich allmählich wieder zu erholen. Der kräftige Anhauch der warmen, sonnendurchleuchteten Seeluft erfrischte seinen Atem, und der noch immer ungebrochene Lebenswille des nun bald Neunzigjährigen, die Kraft der Seele tat das übrige. Nur eine leise, innere Schwäche, die am Herzen zurückgeblieben war, wollte aller ärztlichen Kunst nicht weichen. „Ja, mein guter Doktor," tröstete ihn Rust mit mildem Lächeln, „gegen den Tod ist eben, wie man sagt, kein Kraut gewachsen. Wenn der Faden nur noch über das kleine Weilchen halten möchte, bis ich noch einmal Dindi, mein Kind, umarmt habe. So lang halt aus, mein Herz!"

So rannen die Tage, verrannen die Nächte, eine Woche nach der anderen, aber kein Segel, das aufglomm, kein Rauch in der Ferne, der auf den weiten Wassern von Lebendigem kündete. Die letzten Begleiter der Heimat am hohen Himmelsbogen waren nun lange schon zurückgeblieben, und immer neue Trabanten kamen auf da droben; die goldnen Eimer des Tages gingen auf und nieder in ihrem tiefen Brunnen, und der Alte in seinem Stuhle auf hohem „Vorderkastell", die weite Wasserwüste überschauend, er wurde

trauriger und stiller mit jedem Etmal zwischen zwei Sonnen.

Eines Abends, als sich schon die Sonne anschickte unterzugehen, fiel ihm von seinem Tischchen noch ein Buch in die Hände, worin er blätterte. Auf einer Seite ließ er seine Augen Halt machen, und sie verweilten sich so lange dort, bis daß sie ihm bitter wurden — wohl nicht vom Salz des Meeres! Was er da gelesen hatte — es waren nur ein paar arme Verse, aber sie hatten wohl einen Ton in sich, der die Saite in seiner Seele fand, wo sie leise mitschwingen konnte. Und sie sangen, sie sprachen von einem Menschenschicksale, das vielleicht dem seinen ähnlich war — schmerzens- und gramverwandt.

Das Blatt war überschrieben:

Das Kreuz des Südens
Heimkehr und Rückfahrt.

Die Verse lauteten:

Nun ist der alte Mutterdurst gestillt.
Der teuren Heimat holdes Zauberbild,
Der alten Sterne wohlvertrauter Kranz
Blinkt in der Thräne letztem Abendglanz.
Hier bin ich fromm, hier wieder dein —
O einmal noch ein Kind zu sein!...

Nun ist der alte Mutterdurst gestillt.
Doch, ach, ein Sehnen, das nicht schläft, es quillt
Nach einer Ferne, wo der Südwind rauscht,
Nach einem Meere, da allnächtig lauscht
Der blauen Flut der Palme Traum,
Dem Donnerton der Welle Schaum.

Dort, wo am Strom der umgewandte Mond
In goldner Luft sein Schifferhaus bewohnt,
Ein Immerwind so feucht wie Sehnsucht weht,
Und kaum ein Tag, der nicht für Glanz vergeht —
  Dort ruh, mein Herz, nur einmal noch,
  Dann tun wirs ab — das letzte Joch.

Wo weit vom Reich der Mitternacht umgrenzt,
Des Südens Vierlicht nächtens fährt und glänzt
Und sich versunkelnd in die Woge streut,
Bis spät ertönt das alte Meergeläut —
  Dort lisch auch du, mein Kerzelein,
  Geh in des Vaters Haus hinein.

Schweigend barg der alte Mann, im tiefen Gefühle der letzten Einsamkeit, die Blätter an seinem Busen und winkte, daß man ihn hinunter in die Kajüte trüge. — — — — — — —

Anderen Tages erreichte das Schiff Adelaide. Dindi war vor einer Woche bereits mit dem Orion wieder abgereist. In Sydney wars dasselbe — Dindi schon abgereist. In Brisbane dasselbe — Dindi abgereist. „Herz, halt aus! Herz, halt aus!“ faßte sich der Alte an die Brust und preßte seine beiden Hände darauf.

Eines Mittags, da die Glut am größten war, und Luft und Wellen in einen einzigen zitternden Glanz zusammenflossen, glaubte Rust am östlichen Horizonte den weißen Schimmer eines Segels zu erkennen. Der Sperber jagte wie ein Sturmvogel über das Meer, doch Stunde um Stunde verrann, ohne daß sich der Abstand zwischen den Schiffen zu verringern schien. „Spannt das Segel Sehn-

sucht auf, das Segel Sehnsucht! Ich weiß nicht, in welcher Kammer es zu finden ist!" Erschöpft sank Rust in seinem Stuhl zusammen und faßte an sein Herz: „Halt aus! halt aus!" ... Aber als es Abend wurde und die Nacht hereinbrach, verschwand das Schiff in der Dunkelheit.

Wenige Tage hiernach passierte der Sperber den Wendekreis des Steinbocks und gelangte in das Korallenmeer, wo er bis zum 14. Grad südlicher Breite, unterhalb der Gruppe der Louisiaden, nördlich hinaufging, um dann wieder seinen Kurs nach Osten aufzunehmen. Das war an der Stelle etwa, wo vor vielen Jahren der Caliban gesunken war. Zwölf Stunden später, in einer wundervoll klaren und warmen Dezembernacht, überging das Schiff den 160. Grad der östlichen Länge und fuhr über die blaue Sylvestertiefe hin, wo Rust heiliges Wasser schöpfte und Klänge vernahm, als töne der Ozean die Musik der Sphären wieder. War es, vom Meeresgrunde herauf, eine geheimnisvolle Melodie des Todes? sein hohes Lied, Unsterblichkeit verkündend? War es der „Triumph des Lebens"?

Rust weinte.

Die erste heilige Tiefe ....

— — — — — — — — — — —

Es kam der Tag, da er wiederum über ein heiliges Wasser fuhr. Keine Karte vermeldet, kein Schiffer jener Breiten kennt die Mirandatiefe, wo in ihrer letzten Kammer Rasmus und Martha schlafen. Rasmus und Martha! Welch ein Zauber unaus-

löschlicher Erinnerungen taucht in unserem Herzen mit dem Klange dieses Namens herauf! Rasmus und Martha! Der unsterbliche Ruf der Liebe, der Ton der Sehnsucht, der zarten, nie verlöschenden — er ging durch ihre Seele hindurch und wird auf Erden gestillt nicht werden, solange Weinen und Lachen fühlender Menschen ist. Rasmus und Martha! Ob sie nun, ein treues Gesellenpaar, umschlungen in heiliger Tiefe ruhen, ob sie, in funkelnder Höhe, ihres Herzens Schimmer in die Zeiten streuen — sie werden sein und bleiben, solange auf Erden die Liebe nicht stirbt. Sie werden auferstehen in ungezählten Herzen, wenn auch ihr Name, der nur ein armer Schall ist, verwehen mag.

Da weinte Rust zum andern Male — über einer Tiefe, die heilig war, und er schöpfte von ihrem Wasser. — — — — — — — — —

Nun war es nur noch eine Tagesreise bis zum letzten Ende. „Herz, halt aus! Herz, halt aus!" Immer müder, immer schwerer kamen ihm die Worte vom Munde; nur zwei Sonnenaufgänge fehlten noch, da er neunzig Jahre ward!

Der letzte Tag der Fahrt brach an. Rust saß in seinem hohen Stuhle auf der Back und war eingeschlafen. Er schlief den ganzen Tag über. „Stört ihn nicht! stört ihn nicht!" flüsterte der Schiffsarzt und schüttelte den Kopf dazu. Vor Abend erwachte Rust, fast genau zu dem Augenblicke, wo die ersten Bergspitzen von Simsinien aus dem Meere tauchten. Bald konnte man schon das Rauschen der Quellen

vernehmen und den fallenden Klang der Wasserstürze von der Regenbogeninsel. Schon sah man deutlich zwischen den Fächermeeren der Kokoswälder hindurch die Goldfrucht von Tahiti in den dunklen Laubkronen immergrüner Orangenhaine schimmern, die Zitronen prangen und die Kerzen der Sagopalme aufglühen und grüßen, als sich Rust im letzten Feuer des Sonnenuntergangs in seinem Stuhl aufrichtete und reckte und die Arme breitete, als wollte er von ferne schon das geliebte Land umarmen. Der Kapitän, der noch fremd in diesen Wassern war und nicht die Einfahrt kannte, fragte ihn jetzt: „Wohin sollen wir steuern, Meister?"

„Der Sonne nach! Der Sonne nach!" Das waren die letzten Worte, die man von Rust vernommen hat.

Auf dem einsamen Felsen im Meere, unter der Palme, die Mayas Grab beschattet, sah man in diesem Augenblick eine zarte, feine Mädchengestalt im weißen Frühlingskleide, mit einer Bewegung, die ihre Erregung zeigte, geschwind hervortreten und die Arme nach dem greisen Vater breiten, den sie erkannt hatte — es war Dindi!

Auch Rust erkannte sie. Ein erschütterndes Zittern lief durch seinen Körper, weit breitete er die Arme der geliebten Gestalt entgegen, über alle Fernen sie zu fassen und zu halten — dann wankte er und sank in seinen Stuhl zurück. Ein kaum vernommenes Stammeln noch rang sich von seiner fliehenden Seele: „Martha . . . Maya . . . .

Martha... Maya....“ weiter kam er nicht mehr.

Als der Schiffsarzt hinzusprang und den in sich Zusammengesunkenen stützen wollte, da sah er denn — Rust war nicht mehr, die Freude hatte ihn getötet. Es blieb nichts mehr übrig, als ihm sanft die Augen zu schließen.

So hatte Dindi dem sterbenden Vater die letzte Liebe bereitet und wie ein guter Genius seliger Höhe über den Abendwassern seinen Geist empfangen.

So starb Matthias Rust, genannt Vater Tausitala, einen Tag vor seinem neunzigsten Geburtstage, angesichts des Landes seiner Sehnsucht. Beweint von allen, die ihn liebten; sein Andenken gesegnet von denen, die ihn kannten; und unter den Menschen, die ihm je in ihrem Leben einmal nahe kamen, nie vergessen.

Über seinen Inseln aber flattern heute im frischen Südostpassat die Farben des teuren deutschen Mutterlandes, das das Werk seines Sohnes nicht mehr verlassen wird und mit fester Hand das Banner des Südens hält.

Auf dem Riffland draußen, welches die Insel der letzten Rätsel heißt, wird der einsame Wanderer einem Hügel begegnen, der schlicht und schmucklos die Reste des Wohltäters dieser glücklichen Inseln bewahrt. Eine einfache Bank daneben, im Schatten eines uralten, mächtigen Eukalyptusbaumes, ladet den Pilger zu halten, zu verweilen ein und läßt

sein schauendes Auge weit, weit hinausschweifen auf die Glanzflut des brausenden Ozeans. An gesegneten Tagen. Des Nachts aber, wenn es dunkelt über dem Hügel und die Finsternis kommt, funkeln ewige Sterne darüber und weiden ihren Schein in des Meeres heiliger Tiefe.

Vom Heiland, ein Buch deutscher Kunst. 16 ganzseitige Christusbilder alter und neuer Meister: Dürer, Rubens, Rembrandt, Eduard von Gebhardt, Ludwig Richter, Hans Thoma, Fritz von Uhde, Max Klinger u. a.

Hans Thoma, ein Buch seiner Kunst. 16 Blätter des Meisters, Gemälde, Lithographien, Zeichnungen mit vorzugsweise figürlichen Darstellungen.

Hans Thoma, Landschaften. 15 Blätter. Eine Auswahl der schönsten und besten Landschaften Hans Thomas.

Hans Thoma und seine Weggenossen 30 Kunstblätter und 6 Textbilder nach Werken des Meisters und seiner Weggenossen. Als Doppelheft 2 Mark. Eine Reihe von Namen ist in diesem Hefte vertreten, von denen jeder einzelne vollen, gültigen Klang hat. Hans und Celia Thomas, Böcklin, Leibl, Bracht, Viktor Müller, J. W. Schirmer, Lugo, Trübner, Karl von Pidoll, Wilhelm Steinhausen und andere, von allen bringt das Doppelheft die schönsten Werke.

Wilhelm Steinhausen: Göttliches und Menschliches, Wilhelm Steinhausen ist der Künstler, der im Innersten ergreifen und trösten und in die Höhen geistiger und seelischer Schönheit heben kann. Die Kunstgabe bringt 16 seiner schönsten, gemütvollsten Werke.

Wilhelm Leibl, aus seinem Lebenswerke. 14 Blätter. — Eine Sammlung vom Besten der Leiblschen Kunst wird hier gegeben, köstlich belauschte Bauern- und Charaktertypen, Jagdstücke usw.

Die Bilder sind ein Schatz für die deutsche Familie und können ein Segen für unser Volk sein. Jung und alt sei das preiswerte Heft bestens empfohlen.
Deutsche Blätter für erzieh. Unterricht.

So etwas muß man für den Feierabend im Schranke haben, etwas, was man wieder und wieder vornehmen kann ohne es satt zu kriegen . . . . Welch eine Fülle von eigenartigen Schöpfungen, in ihrer Nebeneinanderstellung doppelt reizvoll!
Deutsche Kultur, Leipzig.

Solche Gaben gewinnen sich Hand und Herz von selbst. Freude und Schönheit werden mit ihnen einziehen in jedes deutsche Haus; sie werden überall willkommen sein.
Deutsche Zeitung.

Diese Kunstgaben bieten eine unübertroffene Gelegenheit, in dem weiten, herrlichen Tempel der Kunst erkennend und genießend heimisch zu werden.
Der Reichsbote, Berlin.

Mögen diese Bildergaben nun auch wirklich in die Kreise des Volkes eindringen; dann werden ihm die Namen der schaffenden Meister nicht leere Namen, sondern Worte tiefsten Inhalts sein.
Bremer Nachrichten.

Und all dies für den lächerlich billigen Preis von 1 Mark. Es kann kaum ein besseres Geschenk geben, als diese Monographien.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Tausend weitere begeisterte Empfehlungen

von Persönlichkeiten und der Presse liegen vor, deren Wiedergabe wir uns versagen müssen, hingewiesen sei aber noch auf die Tatsache, daß bereits Hunderttausende der Kunstgaben verbreitet worden sind. Als „Kleine Aufmerksamkeiten", Festgeschenke, Andenken läßt sich nichts Besseres, Geeigneteres denken, als diese vornehm ausgestatteten, dauernd wertvollen und doch so außerordentlich wohlfeilen Mappen.

Von Kurt Geucke ist u. a. früher erschienen:

Sebastian. Eine Tragödie. Verlag von Hermann Walther in Berlin

Der Meisterdieb. Komödie in vier Akten. Frei nach einem alten Volksmärchen. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Zweite veränderte Auflage. Mit neuem Buchschmuck von Fidus. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.